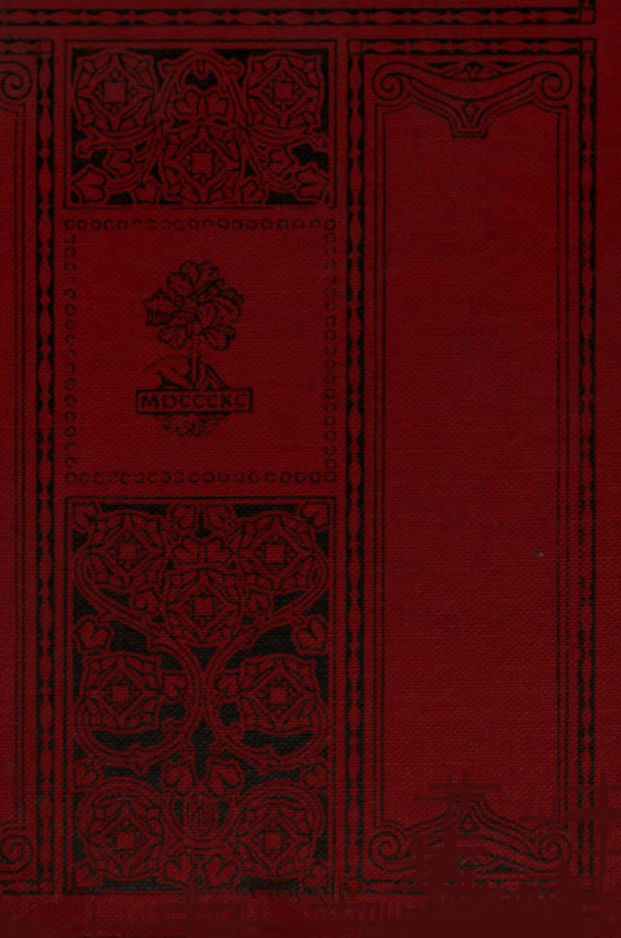
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS




Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





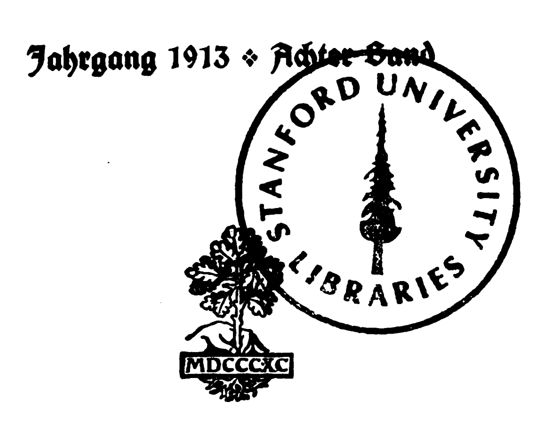
Zu der Humoreske „Herkules mit der Feder“ von Karl Schüler.
(S. 15)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

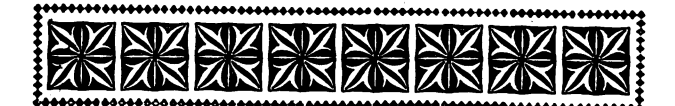
◆

Jahrgang 1913 ◆ Achter Band



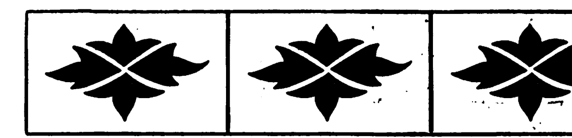
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Herkules mit der Feder.

Humoreske von Karl Schüler.

Mit Bildern
von Max Vogel. (Nachdruck verboten.)

Man hat seine guten und seine bösen Tage. An den guten Tagen kauft man bei seinem Zigarrenhändler die Lose, auf die Hauptgewinne fallen, an seinen bösen Tagen kauft man die Nieten, oder man fällt von der Elektrischen und bricht ein Bein, oder das gut kochende Dienstmädchen kündigt, oder man trifft einen Freund, der etwas erfunden hat.

Eines Tages sah ich in einem Café am Kurfürstendamm einen Mann sitzen, der nachdenklich mit Hilfe seines Zeigefingers und eines kleinen Kaffeetümpels Figuren auf die Marmorplatte seines Tisches malte.

Als der Mann einmal von dieser reizenden Beschäftigung aufblickte, sah ich in ein sommersprossiges Gesicht und zwei weite, dunkle, geheimnisvolle Löcher, die die Zugänge zu einer aufgestülpten Nase bildeten. Diese stets neugierig fragende Nase kam mir bekannt vor.

Er und ich erkannten uns zu gleicher Zeit. Wir waren, weil wir uns als Jungen täglich verprügelt hatten, sogenannte Schulfreunde.

Er kam gleich an meinen Tisch, brachte seine Kaffeetasse, einen Zigarrenstummel, den Streichholzbehälter, einen Aschenbecher und einen Arm voll Zeitungen mit,

trat einer Dame auf das Kleid und stieß mit den Zeitungen einem Herrn den Hut vom Kopf. Dabei schimpfte er auf den Kellner.

Als er mir zur Begrüßung die Hand drückte, ließ er den Behälter mit den Streichhölzern fallen, und bei der Frage nach meinem Befinden entglitt seinen Lippen der Zigarrenstummel, den zu seinem Bedauern der Fuß eines Vorübergehenden zerquetschte, so daß eine weitere Verwertung ausgeschlossen war.

Endlich saß er mir gegenüber, mein Schulfreund Macdonald Ziegenreiter. Um den Namen Macdonald hatten wir ihn auf dem Gymnasium stets beneidet.

Er rieb sich seine überlangen sommersprossigen Hände, lächelte vergnügt und sagte: „Lieber Freund, mir kannst du gratulieren, ich hab's gepackt. Meine neue Erfindung ist ein Millionenobjekt."

Der Kellner, der glaubte, die Tasse meines Freundes sei ausgetrunken, und der sie abräumen wollte, rief dadurch den Unwillen Macdonalds hervor.

„Unverschämtheit," grollte er, „warten Sie doch ab, bis ich ausgetrunken habe!"

Dabei deutete er auf den kleinen trüben Rest, der sich noch in der Tasse befand.

„Was hast du denn erfunden?"

Er holte aus seiner Westentasche ein kleines rundes Ding, drückte es mir in die Hand und sagte langsam und mit feierlicher Betonung: „Herkules mit der Feder!"

Da ich verheiratet bin, wußte ich sofort, daß ich einen Druckknopf vor mir hatte. „Das ist ein Druckknopf," sagte ich.

„Ja. Aber kein gewöhnlicher Druckknopf. Das ist der beste Druckknopf der Welt. Hast du schon einmal Druckknöpfe geöffnet und geschlossen?"

Ich seufzte tief.

Er verstand mich sofort. „Ich habe auch schon Dummheiten gemacht,“ sagte er voll boshafter Teil-



nahme. „Außerdem kann uns deine Frau jetzt von großem Nutzen sein.“

„Uns?“

„Sie kann den Druckknopf ausprobieren — den Herkules mit der Feder. Ich bin erst heute mit dem Modell fertig geworden. Dies ist der einzige Knopf

dieser Art. Wozu hat ein lieber alter Schulfreund eine Frau?"

„Ausgerechnet für deinen Druckknopf! — Nun, wir werden ja sehen."

Die Ausrede „wir werden ja sehen" kann ich in ähnlichen Fällen jedem Ehemann wärmstens empfehlen. Sie verpflichtet zu nichts, hört sich gut an, und der Laie kann, wenn er leichtgläubig ist, der Meinung werden, wir hätten in Toilettenfragen bei unseren Frauen ein ausschlaggebendes Wort.

Mein Freund hatte seinen Druckknopf zwischen Daumen und Zeigefinger genommen, und während er ihn beliebäugelte, verstand er es, mir, seinem gutwilligen Zuhörer, die Vorzüge seines Druckknopfes in den lebhaftesten Farben zu schildern. „Die jetzt im Gebrauch befindlichen Druckknöpfe sind miserabel," erklärte er. „Wenn sie schließen sollen, springen sie auf, und wenn man die Biester aufhaben will, dann bleiben sie geschlossen!"

Ich nickte beifällig, denn ich habe mich schon oft über die Druckknöpfe an den Kleidungsstücken meiner Frau geärgert. So ist es schon jedem gegangen. Seien wir selbst wenigstens offen, denn die Druckknöpfe sind es leider nur, wenn sie es nicht sein sollen. Ich bin kein Gegner der Druckknöpfe — durchaus nicht, die Druckknöpfe haben ja für uns Männer einen großen Wert. Sie machen die Frau abhängig vom Mann. Es gibt Situationen, in denen sie ihnen ihre Männer unentbehrlich machen.

Man kommt spät nach Hause. Man ist im Theater gewesen, hat nach dem Theater soupiert, und die holde Gattin hat bei einer Dame am Nachbartisch ein Kleid gesehen — ein Kleid, das ihr vorzüglich stehen würde, wenn sie ein solches Kleid hätte. Aber sie hat ja keine

Kleider, sie hat nur Fahnen. Eigentlich hat sie überhaupt nichts anzuziehen. Sie kommt in jenen Zustand, in dem die Frauen sich selbst bemitleiden; sie fühlen sich zurückgesetzt, sie leiden unter den drückendsten Entbehrungen.

Alles im Haus schläft. Auch die Frau möchte schlafen, aber dazu muß sie sich ihres Kleides entledigen, das auf dem Rücken durch eine komplizierte Anordnung von großen und kleinen Druckknöpfen geschlossen ist. Sie riskiert es, sich beide Arme aus den Kugeln zu renken, nur um die Druckknöpfe selbst zu öffnen, um dem Mann kein gutes Wort geben zu müssen. Am Hals, am Anfang der Reihe der Druckknöpfe, geht die Geschichte, unten, an dem entgegengesetzten Ende, bei den Antipoden, geht sie auch, die Druckknöpfe öffnen sich nach einigem Zerren und Reißen — aber in der Mitte, da liegt der tote Punkt.

Sie schmollt, sie stampft zur Freude der Leute, die in der unteren Etage wohnen, verzweifelt mit den Füßen, sie weint — und schließlich, als alles nichts hilft, bittet sie in rührender Hilflosigkeit: „Männe, so hilf mir doch!“

Man stellt sich erstaunt. Man hat bisher gar nichts gemerkt. Man hatte mit sich zu tun. Man fragt unschuldsvoll: „Was hast du denn, liebster Schatz?“

„Die ekelhaften Druckknöpfe gehen nicht auf!“

„Nun, das wollen wir schon machen!“ sagt man wohlwollend und geht an die Arbeit, die für den Mann ja ein Ehrendienst ist.

Man zieht, man zerrt, man bricht sich den schönsten Fingernagel ab, den man zwischen die beiden Teile eines Druckknopfes schiebt, man reißt einige Löcher in die Spitzen der Taille, man nimmt das Taschenmesser zur Hilfe, zerbricht die Klinge — und schließlich

hat man erreicht, was man erreichen wollte, die Druckknöpfe sind geöffnet.

Während der Arbeit, die einem den Schweiß aus allen Poren treibt, wird man getadelt und gelobt — abwechselnd, oder wie's gerade kommt. Hinterher küßt man seiner Frau dankbar die Schulter.

„Siehst du, Männe," sagt die Frau versöhnlich gestimmt „jetzt bist du wieder nett, den ganzen Abend über warst du unausstehlich. Na, ich will dir schon wieder gut sein."

Und dann kommt der Versöhnungskuß.

Ich glaube, es gibt Männer, deren glückliches Familienleben sich einzig auf dem Vorhandensein der Druckknöpfe aufbaut.

Ich bin also ganz entschieden kein Gegner der Druckknöpfe. — —

„Worin besteht denn deine Verbesserung?" fragte ich meinen Freund Macdonald.

„Du siehst hier am äußersten Rand des oberen Druckknopfteiles einen kleinen Hebel. Dieser Hebel setzt eine Feder in Tätigkeit, durch deren Druck zwei starke Greifer sich zangenartig um den Kopf des unteren Knopfteiles legen. Ein kleiner Druck gegen den Hebel, und die beiden Teile des Druckknopfes trennen sich spielend. Ohne den Druck auf den Hebel ist es unmöglich, den Knopf zu öffnen. Ein selbständiges Aufspringen ist bei meinem Knopf ganz ausgeschlossen. Da der Knopf sehr stark gearbeitet ist, habe ich ihn Herkules genannt."

„Und weil er eine Feder besitzt: Herkules mit der Feder," ergänzte ich meinen Freund.

Die Erfindung gefiel mir. Diesen Druckknöpfen mußte die Zukunft gehören. Die waren überhaupt nicht ohne fremde Hilfe zu öffnen, weder am Hals

noch unten, da wo die Druckknöpfe aufhören. Durch die allgemeine Anwendung dieser Druckknöpfe mußte die Bedeutung des Mannes im Leben der Frau ins Ungemessene steigen.

Ich nahm den Druckknopf in die Hand und drückte auf den Hebel. Die beiden Knopfteile fielen auseinander wie eine getrennte Ehe. Ich drückte die beiden Knopfteile aneinander, sie preßten sich zusammen wie zwei junge verliebte Menschenkinder. Das Spiel ließ sich fortwährend wiederholen. Kein Fingernagel, keine Messerklinge ging dabei in die Brüche, kein Zerren und Reißen war nötig, nur der Druck auf den kleinen Hebel.

„Die Idee ist famos!“ erklärte ich.

Der Erfinder tröpfelte den Rest seines Kaffees in seinen Schlund. Dann lächelte er verschmitzt: „Das ist noch nicht alles. Die beiden Teile des Knopfes werden nicht angenäht, sondern mit einer Zange in den Stoff so hineingepreßt, daß sie überhaupt nicht wieder losgehen. Welche Frau will denn heute noch nähen?“

Ich versagte mir auf diese Frage eine Antwort.

Er holte aus seiner ausgebeutelten Jackettasche eine merkwürdig geformte Zange hervor und zeigte mir, wie man mit Hilfe dieses Instrumentes die beiden Teile des Druckknopfes an dem Stoff befestigen müsse.

„Jede Dame wird künftighin im Besitz einer solchen Zange sein müssen. Die Druckknopfzange wird ein Massenartikel werden, das kannst du mir glauben!“

Es wäre mir nie eingefallen, nicht daran zu glauben. Die Genialität meines Schulfreundes entzückte mich. Er war ein neues Beispiel für den alten Erfahrungssatz, daß die Jungen, die in der Schule ein Abonnement auf den letzten Platz genommen haben, im Leben oft ganz hervorragende Kerle werden.

Bedeutende Männer sind meist von einer geradezu kindlichen Vertrauensseligkeit. Auch diese Eigenschaft zierte Macdonald Ziegenreiter, meinen wiedergefundenen Schulfreund. Er vertraute mir den einzigen Druckknopf seiner Art, der auf dieser Welt existierte, an, um seine Brauchbarkeit durch meine Frau ausprobieren zu lassen. Ja, er ging noch weiter. Er versprach mir, mich an dem Geschäfte zu beteiligen. Er verschmähte die kleine Einlage von einigen tausend Mark, die ich leider nur in das Geschäft zu schießen vermochte, nicht, sondern notierte mich auf seiner Manschette als ersten Finanzmann der Aktiengesellschaft „Herkules mit der Feder". Vorschußweise ließ er sich von mir zwanzig Mark auszahlen, da er vergessen hatte, kleines Geld zu sich zu stecken. Bedeutende Männer sind immer vergeßlich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

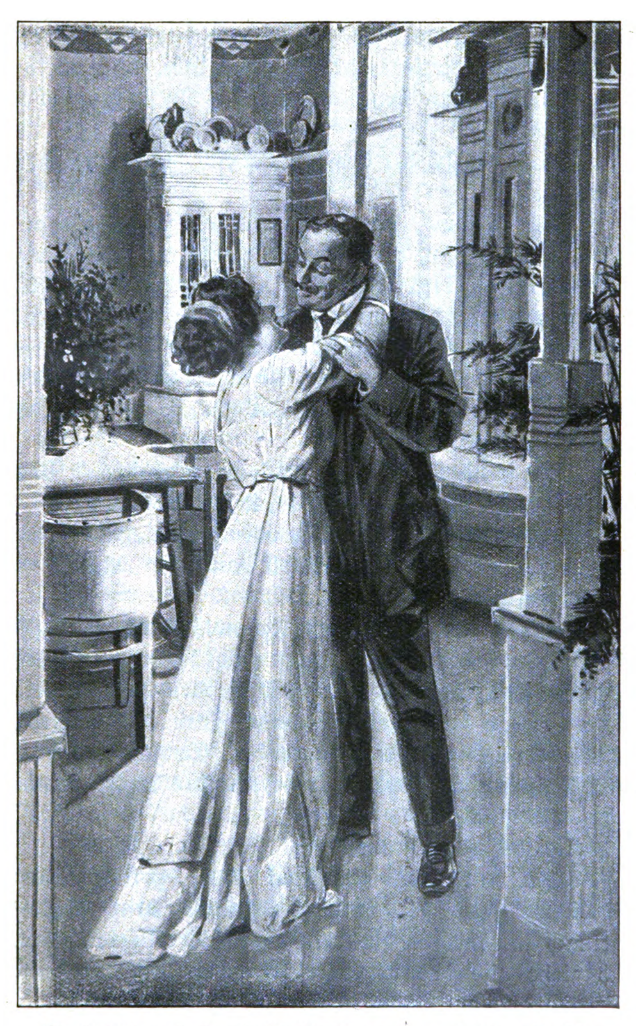
Zu Hause erlebte ich ein merkwürdiges Ereignis. Meine Frau und ich waren einer Meinung. So ein Druckknopf habe ihr schon immer vorgeschwebt, meinte meine Frau. Dabei lächelte sie mich liebevoll an.

Als ich ihr erzählte, daß ich mich an der neuen Aktiengesellschaft, die mein Freund in das Leben rufen wollte, beteiligen würde, da fiel sie mir freudestrahlend um den Hals.

„Dann gehen wir heute abend in das Konzert der Lili Lehmann. Für Lili Lehmann schwärme ich. Und auf das, was die Karten kosten, kommt's doch nun auch nicht an. Jetzt verdienen wir doch riesig viel Geld."

„Wir werden zu dem Konzert keine Karten mehr bekommen," versuchte ich einzuwenden.

Da traf mich wieder so ein seelenvoller Blick meiner Frau. „Ja, wenn ich nicht an alles dächte! Die Karten



Da fiel sie mir freudestrahlend um den Hals. (S. 12)

habe ich uns schon vor acht Tagen besorgt. Sonst freilich säßen wir jetzt schön in der Tinte. — Was für ein Kleid soll ich denn anziehen? Du sollst es bestimmen."

„Dann bin ich für das schwarzseidene, das mit den Spitzen."

„Aber Männe, das ist ja bis an den Hals geschlossen! — Nein, wenn du schon mal mit mir in ein vernünftiges Konzert gehst, was leider Gottes selten genug vorkommt, dann will ich nicht wie eine Konfirmandenmutter vom Lande aussehen. Ich ziehe das neue Kleid an, das ich mir für solche Gelegenheiten machen ließ. Du weißt, es hat neulich bei Müllers allgemein gefallen."

„Ist das nicht ein bißchen weit ausgeschnitten? Und dann — ich sollte doch das Kleid bestimmen."

Es kränkte sie, daß ich sie daran erinnerte. Vielleicht war es auch nicht taktvoll von mir. Man kann nicht vorsichtig genug sein.

Sie zog tief verletzt ein Schmollmäulchen. „In den selbstverständlichsten Dingen willst du immer deinen eigenen Willen haben. Das ist furchtbar. Jeder andere Mann wäre froh, daß sich seine Frau nett anzieht, wenn er einmal mit ihr ausgeht. Es geschieht doch nur deinetwegen. Aber du möchtest eine Vogelscheuche aus mir machen."

Sie seufzte tief auf.

Dann mit dem Ausdruck einer gottergebenen Dulderin sich schleppenden Schrittes dem Schlafgemach zuwendend, hauchte sie noch die Worte: „Gut, ich ziehe also das schwarze Kleid an. Aber meine Freude an dem Abend ist hin!"

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später.

Sie hatte nicht das schwarze Kleid angezogen, sondern das andere, das bei Müllers allgemein gefallen hatte. Sie legte mir die leicht gepuderten Arme auf die schwarzen Atlaspatten meines Fracks und sah mich aus strahlenden Augen erwartungsvoll an.

„Bist du nun zufrieden?“ fragte sie.

Ich war's.

„Na also. Warum mußt du denn immer erst Streit anfangen? Ich tue doch alles, was du willst. Ich habe auch den Druckknopf deines Freundes an meinem Pelzmantel angebracht. Der stand doch oben immer etwas offen. Jetzt schließt er bis an den Hals. Es ist dir doch recht?“

Es war mir recht.

Das Mädchen hatte den Pelzmantel hereingebracht. Fest in den Hermelin des Kragens waren die beiden Knopfteile von meiner Frau mit Hilfe der Zange eingepreßt worden. Ich überzeugte mich, daß sie wie angeschmiedet saßen. Der hochgeklappte Mantelkragen schloß jetzt wirklich bis unter das Kinn*).

Der Macdonald Ziegenreiter war doch ein Teufelskerl.

Wir fuhren nach der Philharmonie. An der Garderobe standen nur noch einige Nachzügler. Die Türen zum Konzertsaal waren schon geschlossen.

„Schnell — schnell, Männe, mach mir den Druckknopf auf!“ bat meine Frau, die schon selbst vergeblich versucht hatte, den Herkules mit der Feder zu öffnen.

Wo war doch der kleine Hebel? Ich tastete und fühlte vergebens an beiden Knopfteilen herum.

„Wo ist der kleine Hebel?“ fragte ich meine Frau.

---

*) Siehe das Titelbild.



„Um Gottes willen, red jetzt kein dummes Zeug! Es fängt gleich an. Für Witze ist keine Zeit.“

„Ich suche den Hebel am Druckknopf! — Donnerlittchen, der Hebel ist abgebrochen!“

„Dann öffne den Druckknopf ohne den Hebel!“ entschied meine Frau.

Ich zerrte an den beiden Teilen des Mantelkragens.

Die hielten zusammen, als wären sie mit Schusterdraht aneinander genäht.

„Männe, reiß mir nicht den Pelzkragen kaput! Sei doch nicht so unvernünftig!“

Das war die Stimme meiner Frau.

Aber aus dem Konzertsaal hörte man jetzt auch die Stimme der Lili Lehmann.

„Wundervoll!“ rief ich entzückt.

„Zieh mir doch endlich den Mantel aus!“ drängte meine Frau. „Der ekelhafte Knopf muß doch aufgehen!“

Der ekelhafte Knopf ging aber nicht auf. Fünf Garderobefrauen und drei Türschließer stellten sich um uns herum. Alle, einzeln und in Gemeinschaft, versuchten die beiden Knopfteile zu trennen. Mit Messer, Schere, Zange und Schraubenzieher gingen wir an die Arbeit.

Aber der schreckliche Druckknopf ließ sich nicht öffnen. Er hielt fest.

Meine Frau schluchzte. Ich mußte ihr einen Stuhl holen. Sie sagte, sie sei außer sich. Aber aus dem Pelzmantel kam sie nicht heraus.

Im Saal klatschte man begeistert Beifall.

„Wir versäumen das ganze Konzert wegen dieses entsetzlichen Druckknopfs!“ stöhnte meine Frau. „So eine Frechheit von diesem Menschen, mir zuzumuten

dies abscheuliche Ding an meinem Pelzmantel festzumachen. Gräßlich, was du für Freunde hast!"

Ein Türschließer machte den Vorschlag, meine Frau von der sie umgebenden Hülle zu befreien, wie man etwa ein Deckbett aus dem Überzug schüttelt: am Pelzkragen anzufassen und ihr den Mantel über den Kopf zu ziehen.

Meine Frau warf dem Mann einen entrüsteten Blick zu, und zu mir sagte sie: „Du dürftest gar nicht dulden, daß der Mann so was sagt!"

Die Garderobefrauen richteten statt meiner einige erzieherische Worte an den Türschließer. Sie nannten ihn einen Esel. Durch so eine Prozedur würde doch der gnädigen Frau die ganze schöne Frisur verdorben, da bliebe ja keine Locke stecken.

Lili Lehmann sang wundervoll. Sie sang das Lied vom Erlkönig.

Meine Frau lag mir leise weinend in den Armen.

Lili Lehmann sang: „In seinen Armen das Kind war tot!"

Brausender Beifall.

Da richtete sich meine Frau auf und sagte sehr bestimmt: „Komm! — Machen Sie die Tür auf."

Die letzten Worte galten dem Türschließer.

„Du kannst doch nicht in dem Mantel in den Konzertsaal gehen!"

„Ich gehe in dem Mantel! Es ist deine Schuld!"

Also der Türschließer schob uns durch einen Türspalt in den Saal.

Wir trafen es nicht gut mit unseren Plätzen. Sie lagen in der Mitte einer endlos langen Reihe. Zwanzig Leute mußten aufstehen, um uns durchzulassen.

Die zwanzig Leute standen auch auf, aber sozusagen unter Protest.

Ein Gemurmel des Unwillens lief durch den freudig gestimmten Saal.

„Einen Pelzmantel tragen, aber kein Garderobegeld bezahlen!“ hörte ich eine Dame zu dem fett-



süchtigen Mann sagen, dessen Fülle weit über die Grenzen meines Stuhles herüberwabbelte.

Eingekeilt zwischen diesem Mann und dem Pelzmantel meiner Frau genoß ich die Kunst der Lili Lehmann.

Beifall klatschen konnte ich nicht, weil ich meine

Arme nicht bewegen konnte. Aber ich habe Beifall geschwitzt.

— — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tag, als ich vom Kürschner kam, dem ich den Pelzmantel meiner Frau zur Reparatur überbracht hatte, da ich zu Hause den Knopf einfach aus dem Pelz herausgeschnitten hatte, denn es ging nicht anders, besuchte ich in dem Café meinen Schulfreund Macdonald Ziegenreiter.

„Nun, was sagt deine Frau zu Herkules mit der Feder?“ fragte er sofort.

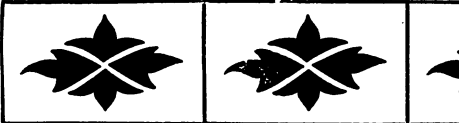
„Sie wünscht dich und deinen Druckknopf dahin, wo der Pfeffer wächst.“

War es das Wort Pfeffer oder meine scheußliche Erkältung, ich mußte furchtbar niesen.

„Sie hat einen riesigen Schnupfen, ich habe einen riesigen Schnupfen, und die Reparatur an ihrem Pelzmantel kostet dreißig Mark. Streiche mich von deiner Manschette.“

Was mir meine Frau sonst noch für meinen Freund aufgetragen hatte, habe ich ihm verschwiegen. Beleidigungsklagen bringen nur neue Verdrießlichkeiten mit sich.






Die Apachen.

Ein Pariser Roman von Fritz Levon.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war ein trüber Regentag, als Egbert Linde sich gegen zwölf Uhr auf den Weg nach der Friedrichsstadt machte, in deren riesigen Häuserquadraten Redaktion und Expedition des Deutschen Merkur eingeschachtelt lagen.

„Wie das Hirn in einem Schädel," hatte Frau Eugenie in ihrer bilderreichen Sprache gesagt, als sie ihm den Weg beschrieb, und sie wollte wohl damit zum Ausdruck bringen, daß diese vielgeschäftige Riesenstadt im Grunde genommen doch von der Presse beherrscht werde.

Egbert fühlte sich dadurch ein wenig belastet. Das hatte alles so leicht und rosig ausgesehen, als er noch in seiner Jenenser Studentenbude saß und sich wie alle Musensöhne als den Herrn der Welt dünkte; jetzt sollte die nächste Stunde über sein Schicksal entscheiden, und wenn sie unter einem ungünstigen Stern geboren war, dann ließ sich unschwer berechnen, an welchem Tage die letzte Mark des blauen Lappens Abschied nehmen und ihn als einen Bettler zwischen tausend Leidensgenossen zurücklassen würde.

Das scheußliche Wetter war auch nicht dazu geeignet, die Stimmung zu heben. Wenn es in Jena um diese

Zeit regnete, dann gingen die Studenten ganz einfach zum Frühschoppen — auf den Ratskeller, in die Zeise oder in irgend einen anderen molligen Winkel; wurde es zu dunkel, dann flammte das Licht auf, und aus dem Frühtrunk gestaltete sich ganz zwanglos der Dämmerschoppen. Hier in Berlin mochte die Nacht dem Vergnügen gehören, aber den Tag beherrschte unzweifelhaft die aufdringlichste Arbeitshast.

Egbert stand schließlich mitten in einem ausgedehnten Hofe. Die Straßenfront war von glänzenden Läden mit großen Schaufenstern flankiert, hinter dem breiten Torweg sah es schwarz und verräuchert aus. An der rechten Seite tönte das Surren und Stampfen der Rotationsmaschinen, die den Geist des Jahrhunderts in endlos bedruckten Streifen von sich spieen; links sah man hinter kahlen, verstaubten Fenstern die Expedition mit ihren riesigen Zeitungsbündeln, dem aufgehäuften Zettelwerk und einer Tür, die dem Eingangsloch des Bienenkorbes glich — quer vor lag schweigend und geheimnisvoll die Redaktion.

Hie und da waren Gardinen vorhanden, denen man das Bedürfnis, gewaschen zu werden, deutlich genug ansah. Dort mochten die Häuptlinge sitzen, vor denen Egbert schon jetzt einen ungeheuren Respekt verspürte. Im großen und ganzen machte aber auch diese vornehmste Front den Eindruck des gänzlich Nüchternen und Praktischen. Gedichte wurden hier sicherlich nicht verbrochen, und ein Romanmanuskript durfte sich nur hineinwagen, wenn es dem flüchtigen Modegeschmack des Tages und der Menge entsprach.

Egbert hatte sich das alles ganz anders gedacht, und sein letzter Rest Selbstvertrauen schmolz zusammen wie die Butter unter der Sonne.

Ach, wenn doch wenigstens die Sonne geschienen

hätte! Aber es begann nur noch heftiger zu regnen, und der zukünftige Zeitungsfürst mußte unter Dach und Fach flüchten. Er sah sich schon als begossener Pudel wieder herauskommen, denn da drinnen gab es wohl noch ganz andere Duschen und Dachtraufen.

Unten im Erdgeschoß war links ein riesiger Saal, in dem eine Unmenge Schreiber saßen. Das weibliche Geschlecht überwog, die meisten tippten auf ihren Maschinen, es war ein greuliches, nervenzerreißendes Geklapper, bei dem die Gedanken durcheinander liefen. Trotzdem waren überall Telephone angebracht, und das Läuten, das Anrufen, das Reden, das Ab- und Anhängen der Hörer — alles schmolz zu einem Chaos zusammen, in dem scheinbar alle Ordnung aufgelöst wurde.

Dennoch achtete keiner auf den anderen, am wenigsten auf den unglücklichen Fremdling, der mit Hut und Regenschirm dastand und allmählich eine Wasserlache um sich versammelte.

Wenn doch irgendwo die grauen, tröstlichen Augen Bertas aufgetaucht wären! Aber sie waren nirgends zu finden, und Egbert machte beklommen wieder kehrt. Er hatte das Gefühl einer moralischen Niederlage, und zum Überfluß sagte irgend jemand in der Nähe etwas von „Herrn Meyer aus Posemuckel“.

Den Jenenser Studio, den Ritter vom Geist, den Helden der Feder hatte jedenfalls niemand in ihm geahnt.

Eine Treppe höher war es stiller. Es kamen zwar einzelne junge Herren mit Federn und Stiften hinter dem Ohr oder im Munde, mit Schriftstücken und Druckabzügen in den Händen den Korridor entlang gesaust. Sie kümmerten sich ebensowenig um den Fremden wie die Tippfräulein im Erdgeschoß, aber es lag ein

Schatten höherer Weihe auf ihren beweglichen Zügen, und es roch hier weniger nach Leim und Druckerschwärze.

Endlich erschien auch das Faktotum in Gestalt eines alten Redaktionsdieners und fragte nach den Wünschen Egberts. Er hatte eine flüchtige Ähnlichkeit mit dem Jenenser Pedell und war der erste Mensch, dem man Vertrauen schenken konnte.

„Herr Redakteur Lux? Hm — wollen mal sehen, ob es möglich zu machen ist. Die Herren sind zur Beratung bei dem Chef, aber das dauert niemals lange —“

Ein schriller Glockenton fuhr durch das Gebäude — er kam wohl aus dem Zentrum, wo niemals etwas lange dauerte, wo sie mit den Minuten geizten, wo im Telegrammstil gesprochen wurde — und der Alte stürzte davon.

Bald kam er zurück und öffnete eine benachbarte Tür. „Herr Lux läßt bitten.“

Ein hagerer, bartloser Mann erhob sich vom Schreibtisch und trat dem Gast entgegen. Er war lang und schmal gebaut, und aus dem klugen Gesicht sprang eine mächtige Nase vor. Über dem bedeutenden Schädel lagen ein paar blonde Haarsträhnen verstreut.

„Nehmen Sie Platz, Herr Linde,“ sagte er ohne jede Einleitung. „Fräulein Specht hat bereits mit mir gesprochen, ich bin also informiert. Sie haben einige Semester Jura studiert, wollen die Journalistenlaufbahn einschlagen und suchen Beschäftigung bei unserer Zeitung. Wie alt sind Sie?“

„Zweiundzwanzig, Herr Lux.“

„Sehr gut, dann können Sie noch ein Neuejahr opfern — wenn die Jahre auch bei uns doppelt zählen. Wie haben Sie sich's denn eigentlich gedacht?“

„Gar nicht,“ sagte Egbert, der unter diesem seltsam forschenden Blick von einem gewissen Nichtigkeitsgefühl

beschlichen wurde. Und dann setzte er offen hinzu: „Ich habe keine Ahnung von Ihrem Beruf, Herr Lux, ich will ihn ja erst kennen lernen. Als Referendar wäre ich genau in derselben Lage gewesen."

„Stimmt — war selbst Referendar. Mußten Sie umsatteln?"

„Ja. Meinem Vater ging das Geld aus."

„Taten Sie es gern?"

„Mit Wonne."

Hans Lux lächelte, und sein unschönes Gesicht wurde dadurch unendlich anziehend. „Seltsam — es gibt wohl keinen Beruf, der mehr abschreckt, keinen, der später seine Früchte trägt. Haben Sie schon etwas geschrieben? Ich meine belletristisch, denn an anderes geht die Jugend noch nicht heran."

„Keine Zeile, Herr Lux."

Man sah ordentlich, wie der lange Mensch die Ohren spitzte, und Egbert erwartete ein vernichtendes Wort. Aber es kam bedeutend anders.

„Dann sind Sie vielleicht sogar ein praktischer Mensch, Herr Linde. Alle Belletristik unter fünfundzwanzig bis dreißig ist nämlich nichts wert. — Anarchist — was?"

Sie lachten beide und kamen sich einen Schritt näher. Hans Lux legte sein Gesicht in geschäftliche Falten.

„Also, Verehrtester, Sie gefallen mir eigentlich ausnehmend. Die Mehrzahl der Bewerber kommt zu uns mit den tollsten Empfehlungen, ein rosafarbenes Schreibheft voll Lyrik unterm Arm, als wenn wir fahrende Minnesänger wären und der Markt des Lebens eine Ritterburg. Einige spielen sich sogar als Bohemiens und Moorsche Räuber auf. Sie aber zeigen wenigstens die flache Hand."

Er stand auf und trat an das Fenster.

„Bitte, Herr Linde, kommen Sie doch einen Augenblick hierher. Was sehen Sie da unten?“

Im Hofe spielte sich ein kleines Großstadtdrama ab. Ein Fechtbruder, vielleicht verkommener Literat, hatte die Redaktion abklappern wollen und war vom Schutzmann erwischt worden. Bleistift, Notizbuch, Amtsmiene und Armsündergesicht bildeten ein harmonisches Ganzes.

Hans Lux hob seinen langen Zeigefinger. „Achtung, Verehrtester. Bitte um drei Spitzmarken für das ‚Mannigfaltige‘. Eine konservative Zeitung würde sagen —?“

„Das Auge des Gesetzes!“ antwortete Linde.

„Gut. Oppositionsblatt —“

„Die polizeiliche Willkür!“

„Sehr gut. Sensationspresse —“

„Ein rätselhafter Vorgang!“

„Ausgezeichnet. Bitte, nehmen Sie wieder Platz.“

Hans Lux schlug die langen Beine übereinander und schob beide Hände in die Taschen.

„Sie treffen es nämlich gut, Herr Linde, ich habe gerade das Seltenste in diesem Bienenkorb, ich habe Zeit. Wenn ich noch das Auswärtige redigierte, dann wäre das natürlich nicht der Fall. Europa ist ja jetzt der reine Hexenkessel.“ Er hüstelte ein wenig und fuhr fort: „Also ich bin Mannigfaltiger, Lokaler, Mädchen für alles — wie man es nennen will; das wimmelt auch durcheinander, aber es hat nicht solche Eile. Ob das Publikum heute oder morgen erfährt, daß ein Droschkengaul gestürzt ist, die Welt geht darum nicht aus den Fugen — Pardon, ich muß ans Telephon —“

Er nahm den Hörer und begann zu sprechen.

„Satz ’raus! Wieviel Zeilen? Zehn? Also Wetterbetrachtung — Preise — — Schluß!“

Dann kam er zurück.

„Das Telephon ist eine Erfindung des Teufels, kein Mensch will mehr selbständig denken. Wovon sprachen wir noch? Von Ihnen — ja? Also ich könnte Sie zum Lokalreporter gebrauchen, der letzte log zu unverschämt. Haben Sie schon jemals einer Gerichtssitzung beigewohnt?“

„Niemals,“ sagte Egbert ahnungsvoll.

„Tut nichts, Sie beherrschen wenigstens die Formen. Es klingt so mittelalterlich, wenn berichtet wird, daß der Staatsanwalt die Anklageschrift verlas — das tat er nämlich vor fünfzig Jahren. Können Sie stenographieren?“

„Nein, aber ich werde es von Fräulein Specht lernen.“

Der Name war zum zweiten Male zwischen ihnen gefallen, und diesmal von den Lippen des Jüngeren.

Hans Lux aber neigte den Kopf und faltete die Hände über dem spitzen Knie. „Es ist das wenigste, was Sie von ihr lernen können. Wollen Sie mich zum Chef begleiten? Der Weg geht über den Rubikon, Sie haben die Würfel noch in der Hand.“

„Ich will,“ sagte Egbert und dachte dabei an seinen Vater, dem man auch einmal in seinem Leben den Würfelbecher gereicht hatte.

Aber dem war das Zagen dazwischengekommen.

Doktor Barkhausen, der Chefredakteur des Blattes, war nicht allein in seinem Allerheiligsten. An dem großen Schreibtisch saß Berta und stenographierte. Der Gewaltige aber rannte im Zimmer auf und ab, die Zigarette im Munde und zwischen jeder Rauchwolke einen Satz diktierend.

Er war sehr fein gekleidet mit grauen Hosen und einem langen schwarzen Gehrock, dessen Flügel hinter ihm her wehten; sein Schädel war so blank wie eine

Billardkugel, aber der leichtergraute Vollbart floß desto üppiger um das beständig zuckende Gesicht — alles in allem machte er den Eindruck eines Mannes, der Arbeit und Vergnügen von der ernsten Seite nimmt, den Schlaf hingegen als Nebensache behandelt.

Als die beiden eintraten, sagte er gerade: „Die politische Lage ist ein Rätsel, dessen Lösung wir der Zukunft überlassen müssen. Schluß — sind die zweihundert Zeilen herausgeschunden, Fräulein Specht?“

„Zwei zuviel, Herr Doktor.“

„Dann streichen Sie nur wieder das Rätsel — es ist ja doch keins, und Sie haben auch dazu gelächelt. — Was gibt's, Herr Kollege?“

„Einen Nachfolger für unseren Lokalreporter. Er kann drei Spitzmarken in einem Atem ausspucken und hat vier Semester Jura studiert.“

Doktor Barkhausen blieb stehen. Er griff nach seinem Klemmer, ließ ihn bei den letzten Worten aber wieder sinken und unterdrückte eine nervöse Grimasse.

„Ihr Name, mein Herr?“

„Linde.“

„In Berlin gewachsen?“

„Nein, in Eisenach.“

„Gut, dann wissen Sie, was Wartburg bedeutet. Vielleicht haben Sie das Zeug zum Vorwärtskommen, aber schneller als anderswo geht es bei uns auch nicht. Vorläufig engagiere ich Sie auf sechswöchentliche Kündigung. Das übrige machen Sie mit Herrn Lux ab. — Also, bitte, Fräulein Specht, dieser Artikel wird sofort getippt, getypt und kommt an die Spitze der Abendnummer. — Morjen, meine Herren!“

„Ein bißchen sehr kurz,“ sagte Egbert, als sie wieder auf dem Korridor waren.

Hans Lux lachte. „Das war eine der längsten Reden,

die der Chef jemals losgelassen hat. Wir nennen ihn das Nervenbündel, und er spricht gewöhnlich im Telegrammstil. Sie müssen ihm gefallen haben, Herr Linde."

„In den paar Sekunden?"

„Sie sprachen nur vier Worte, das imponierte ihm. Übrigens überläßt er mir die untergeordneten Angelegenheiten vollständig — ich bitte um Verzeihung, aber das sind Sie wirklich noch in diesem Stadium. Was fangen wir denn jetzt an?"

„In Jena machten wir um diese Zeit einen Frühschoppen, Herr Lux."

„Oh, Jena! Zwei Semester habe ich auch in dem Nest studiert — Sie müssen mir erzählen, ob der Fuchsturm noch steht. Bis drei Uhr bin ich Herr meiner Zeit, dann geht die Schinderei wieder los."

Sie gingen quer über die Straße in eine kleine Weinstube, und der Redakteur bestellte eine Flasche Volnay.

„Eisen ins Blut," sagte er, als der schwere Burgunder im Glase perlte, „das ist bei uns Preßmenschen die Hauptsache. Da unten in Soden haben die Doktoren ihn mir verordnet — einer sagte, den könnte man fünfzig Jahre lang trinken. Möchten Sie sechsundachtzig alt werden, Herr Linde?"

„Ich hätte Sie für älter gehalten, Herr Lux."

„Danke — Sie sind wenigstens aufrichtig. Sie zählen jetzt zweiundzwanzig — dienen Sie erst zweimal sieben Jahre um Rahel, dann wollen wir uns wieder sprechen, wenn meine Lunge nicht bis dahin —"

„Und wer heißt bei Ihnen Rahel?"

„Der Erfolg, junger Freund. Ja, sehen Sie mich nur verwundert an. Ich weiß ganz genau, was Sie denken. Einer, der täglich gedruckt, einer, der zweimal täglich von Hunderttausenden gelesen wird, der muß

doch bekannt sein, und der Name bedeutet den Erfolg. Der Name Hans Lux —" Er griff eine Nummer des Deutschen Merkur vom Lesebrett und tippte mit dem Finger auf die letzte Seite. „Da steht er, mein Name, ganz klein gedruckt: ‚verantwortlich für den lokalen Teil Hans Lux'. Früher hieß es ‚für den politischen', und das kommt vielleicht wieder, aber mit dem sogenannten literarischen Ruhm hat auch das wenig zu tun. Wer liest denn das? Höchstens der Staatsanwalt, wenn er uns mal an den Kragen will, und bei der Schundpresse kriegt er obendrein eine Strohpuppe in die Finger. Gott sei Dank, Sitzredakteur bin ich nicht, unsere Zeitung braucht keinen Sündenbock — aber wenn ich ein einziges Buch geschrieben hätte, und wenn das Buch wie Blei läge, mein Name würde dennoch bekannter sein, als er es jemals durch die Trappistenarbeit des Redakteurs werden kann. Das ist eine von den Lasten, die wir auf unseren Schultern tragen, und es ist noch nicht einmal die schwerste. — Profit, Herr Linde, ich glaube dieser Wein macht dickblütig, wir sollten nur Sekt trinken, wir von der Presse!"

„Sie haben aber doch ein Buch geschrieben," sagte Egbert hartnäckig.

Hans Lux tippte sich auf den gelichteten Schädel. „Hier unter diesem Sardellenbrötchen liegt es fix und fertig — vielleicht wird's einmal gedruckt. Als der große Ranke achtzig Jahre alt war, da sagte er eines Morgens zu seinem Famulus: ‚Herr Kollege, nehmen Sie eine neue Stahlfeder, ich will Ihnen meine Weltgeschichte diktieren.' Wenn ich meinem Famulus —"

Er brach ab und stützte den Kopf in die Hand.

„Eine Weltgeschichte würde es nicht, aber das Webschiff der Gegenwart sehen wir hin und her fliegen, wir kennen Kette und Einschlag, wir kennen auch die

Hände der Weber. Aber was hilft das Grübeln und Wünschen, wir haben ja keine Zeit, um die Feder anzusetzen, und so kommt es, daß wir Mörtel tragen müssen, wenn die Könige bauen. Habe ich Ihnen jetzt Angst gemacht?"

„Einem Lokalreporter?" sagte Egbert etwas bitter.

Hans Lux legte die Arme breit auf den Tisch. „Mit hundertundfünfzig Mark monatlich, daß Sie es nur gleich erfahren, denn das Geschäftliche bleibt auch in der ‚Literatur' die Hauptsache. Aber Sie sollen mir den Lokalreporter nicht verachten, denn das ist eine tüchtige Schule für die Zukunft, sie lehrt uns sehen. Bequemlichkeit kann man nicht dabei pflegen, schaffen Sie sich also rechtzeitig Doppelsohlen an, lernen Sie an der Wand eines Hauses schreiben, gewöhnen Sie sich" — er streifte die Weinflasche mit einem kurzen Blick — „jawohl, Herr Linde, gewöhnen Sie sich das Kaffeetrinken an. Es gibt zwei Berufsarten, denen die Kneipe gefährlich wird, das sind die Reporter und die Agenten, denn sie müssen ja ihre Geschäfte hinter dem Glase betreiben, es hilft ihnen kein Gott davon. Zum Sekt wird es freilich nicht langen —"

„Nein," entgegnete Egbert lachend, „obwohl das ‚Grüne' bei Frau Eugenie Specht nicht teuer ist. Gestehen Sie es nur, Herr Lux, Sie kennen das Grüne, ich habe so 'ne Ahnung —"

„Ich kenne das ‚Blaue'," sagte der Redakteur gelassen. „Vor drei Jahren, als es mir hundsmiserabel ging, habe ich einen Monat lang darin gewohnt, dann erhielt ich meine jetzige Stellung und konnte mich dankbar erweisen."

„Wenn ich richtig taxiere, Herr Lux, dann wird Fräulein Berta damals lange Zöpfe getragen haben."

„Sie trug niemals welche, dafür will ich meine

Hand ins Feuer legen. O ja, mit siebzehn Jahren tut man das sonst wohl, und damals war sie in diesem glücklichen Alter. Sie hätte es auch gekonnt — bis in die Kniekehlen hinab. Aber das Mädchen, von dem wir jetzt sprechen, hat den holden Übergang vom Kinde zur Jungfrau nicht gekannt. Der Ernst des Lebens, Arbeit und Pflichterfüllung traten zu früh an sie heran. Sie wohnen jetzt in dem Hause, und wenn Sie nicht blind sind, dann müssen Ihnen die Augen doch bald aufgehen: die Familie Specht wäre längst unter den Schlitten gekommen gleich tausend anderen katilinarischen Existenzen, wenn die Tochter nicht ihre schönen schlanken Hände über sie hielte. Wer da erfahren will, was Mut und Geduld und Energie bedeuten, der soll nur getrost bei diesem herrlichen Mädchen anfragen — sie wird keine großen Reden darüber halten, wie die jetzt in den Frauenversammlungen Mode sind, aber ihr Handeln ist besser als die ganze Weisheit unserer Frauenfrage."

„Was ist der Vater, Herr Lux?"

„Ein Lump — Gott verzeih mir die Sünde. Meinetwegen ein genialer — jawohl, aber das macht die Sache nur schlimmer, denn der Kerl könnte Großes schaffen, wenn er wollte; aber er rührt nur die Hände, wenn er muß, und dann kommen Kinkerlitzchen zutage. Er hat niemals ein Bild gemalt, und das will ich ihm nicht weiter übelnehmen, denn unsere Galerien sind voll genug, aber er könnte ein bedeutender Zeichenlehrer sein — an jeder Akademie, an jeder Gewerbeschule. Statt dessen verlottert er sein Dasein, und wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, dann treibt er sich in den Kneipen herum und zeichnet Karikaturen für die Witzblätter. Sie nennen ihn die amerikanische Nachtigall, denn die singt bekanntlich jeden Ton nach,

und Willibald Specht kann jede Manier nachahmen, die just in der Mode ist. Haben Sie seine Handschrift zufällig gesehen?“

„Am schwarzen Brett der Universität.“

„Nun, so ist der ganze Kerl. Schreiben Sie Ihren Namen: einen einzigen Blick wirft er darauf, dann setzt er den Stift an, und Sie würden einen objektiven Meineid schwören, daß es Ihr Namenszug sei. Kann das ein Charakter sein, der sich in alle Charaktere hineinschmiegen kann? Den Teufel auch, meine Klaue will ich wenigstens für mich haben, da soll mir keiner hineinpfuschen!“

Es klang wie grimmiger Haß, aber dann glätteten sich die Züge des beweglichen Mannes wieder, und er trank einen tiefen Schluck.

„Schlecht ist er aber doch nicht, dieser Hanswurst, denn er hat eine Tochter. Die ist ihm freilich nicht sehr ähnlich, aber immer noch ähnlicher als der Mutter.“

„Eu—ge—nie!“ sagte Egbert mit Betonung.

„Jawohl, die Schöngeistige. Man kann auch sagen: die Schönfärberin. Es muß doch ahnungsvolle Eltern geben, mit Ausnahme der meinigen, denn sonst hätten sie was Besseres angestiftet. Aber diese Frau kann Messing zu Gold aufpolieren, wie ihre blaue Zunderbude zu einem Salon.“

„Sich selbst wohl auch, Herr Lux?“

„Ich habe sie nicht auf der Bühne gesehen,“ brummte der Redakteur, „aber die welken Kränze in der Staatsstube mag man ihr wirklich geschmissen haben — sie ist jedenfalls eine pikante Schönheit gewesen. Haben Sie gestern abend was rauschen und flüstern hören?“

„Mit einem gewissen Verdacht —“

„Nun, es ist nichts Unerlaubtes. Wir von der Presse leben auch bisweilen von der Dummheit. Also Frau

Eugenie weissagt aus den Karten — gegen ein so mäßiges Honorar, daß die Zukunft sich nicht beleidigt fühlen kann. — Schlug es da nicht schon drei?" Hans Lux fuhr in die Höhe und sah auf seine Uhr. „Der Kontrakt fordert sein Recht. Von morgen ab sind auch Sie ein Sklave. Genießen Sie also diesen letzten Tag, der nur durch den allerletzten abgelöst wird. Himmel, wir haben geklatscht wie zwei alte Waschweiber, und Fräulein Berta würde uns schön ausschelten. Aber Ihre nächste Zukunft ist ja überhaupt ein großer Klatsch — es macht wirklich keinen Unterschied, ob der Dorfbrunnen dazu rauscht oder die Rotationspresse ihre Bandwürmer ausspeit. Auf Wiedersehen, Herr Kollege!"

Egbert ging nachdenklich heim. Vor wenigen Stunden war das Haus hinter der Heiligegeistkirche nicht viel mehr für ihn gewesen als eine Herberge, jetzt konnte er es wirklich als seinen Wohnsitz betrachten, denn wo unsere Arbeit ist, da wurzelt auch unser Leben.

Freilich — dieser lange, irrlichternde Mensch mit dem häßlichen, klugen Gesicht hatte ihm das Tagewerk nicht rosig geschildert, aber das war wohl nur ein Prüfstein gewesen auf Mut und ernsten Willen, und die Hauptsache blieb immer der augenblickliche Erfolg.

Bei dem wohl Berta ihre Hand mit im Spiel hatte. Es war ein leises Lächeln auf ihren Lippen gewesen, als Egbert mit seinem Beschützer bei dem Chefredakteur erschien. Sie hatte während der kurzen Verhandlung vor sich hin genickt und Arabesken auf die Schreibunterlage gezeichnet.

Vielleicht auch nur einen verschlungenen Namenszug — wer konnte das wissen.

Egbert Linde ging mit anderen Empfindungen über die Schloßbrücke als gestern auf der Suche nach einer Wohnung, als heute früh auf der Jagd nach Erwerb.

Das schwarze Wasser unter seinen Füßen dünkte ihn wie der Rubikon, den Cäsar einst überschritt, um seine Herrschaft zu begründen, und die alten Steinfiguren mit den geketteten Sklaven am Sockel schienen ihm zu winken wie Symbole des Sieges über feindliche Lebensmächte.

Und dann fiel sein Blick auf zwei zankende Droschkenkutscher und auf den herbeieilenden Schutzmann, der den Frieden der Schloßfreiheit behütete — ach, dieser Bürgerkrieg war wohl etwas anderes als die weltgeschichtliche Tat eines Cäsar, und dennoch mußte von morgen ab dafür eine Spitzmarke gefunden werden. Die Lose der Sterblichen fallen ohne Wahl aus der Urne, und wenn die Könige bauen, so müssen die Kärrner schuften.

* * *

Am Abend schrieb Egbert seinen ersten Liebesbrief nach Jena. Käthe Tonndorf sollte in der nächsten Woche ihre Pariser Reise zu der Tante Vernot auf dem Montmartre antreten. Aber bis dahin hatten die beiden jungen Leute sich eine postlagernde Adresse ausgesonnen. „Vergißmeinnicht" und dahinter ein flammendes Herz.

Egbert schrieb: „Meine über alles geliebte Käthe! Ich bin nicht nur wohlbehalten in Berlin eingetroffen, sondern ich habe bereits eine Wohnung gefunden, deren stiller Friede mich an die Saalgasse in Jena erinnern würde, wenn Deine kleinen Füße auch hier über den Korridor huschten. Ich schreibe die Adresse an den Schluß dieses Briefes und mache einen Klecks daneben; das bedeutet die Stelle, wo ich einen Kuß für Dich hinterlegt habe. Das Milieu, in dem ich lebe, ist nicht uninteressant. Der Hausherr trinkt, zeichnet Karikaturen für Witzblätter, hat die unheimliche Fähigkeit, jede

Handschrift täuschend nachahmen zu können, und gilt im allgemeinen als Lump. Seine Gattin war Schauspielerin und deutet jetzt aus den Karten.

Um von der Tochter zu reden, müßte ich einen ganz anderen Ton anschlagen.

So will ich nur zum Lobe dieser blonden Thusnelda mitteilen, daß sie bei einer berühmten Zeitung tippt und mir einen Platz als Lokalreporter verschafft hat. Wir sind also gewissermaßen Kollegen geworden, denn meine Arbeit wird vorläufig ebenfalls an die Maschine erinnern — hundertundfünfzig Mark monatlich bei sechswöchentlicher Kündigung.

Du siehst, mein Schatz, daß unsere Aussichten auf einen künftigen Hausstand nicht gerade glänzend sind, aber wir wollen einander darum doch treu bleiben, obwohl Paris ein arges Babel sein soll und Berlin ihm darin nichts nachgibt.

Für heute Schluß. Ich bin sehr müde und werde diese Nacht wieder gestört werden, wenn der Hausherr betrunken heimkehrt.

Beifolgend der beredte Klecks.

Dein ewig treuer Egbert."

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Liebesbriefe wohl tausendmal gelesen, aber von dem Absender niemals nach dem Schreiben wieder durchgelesen werden. Denn sie fliegen aus dem Herzen in die Feder, und wenn das Korrigieren erst anfängt, dann ist es, als wenn man einem Schmetterling auf die Flügel tupft.

Auch Egbert las seine Epistel nicht durch, sondern schloß sie hastig in den Umschlag, und dann atmete er tief auf.

War das denn überhaupt ein Liebesbrief?

Gewiß, denn er begann mit einer zärtlichen Anrede. Aber die schmeckte so fad wie ein Ei ohne Salz und

wie ein Kuß auf geschlossene Lippen; sie stammte aus dem Briefsteller für Liebende, und was hinterdrein kam, daran konnte sich keine Mücke versengen, obwohl es doch im Buche des Schicksals geschrieben steht, daß über dem Kohlenfeuer einer heimlichen Liebe selbst die Seele in Asche zerstiebt.

Und dabei hatte dieser Wisch eine geschlagene Stunde in Anspruch genommen!

Egbert sann eine Weile nach, bevor er den Grund dieser seltsamen Tatsache herausbrachte, und dann kam eine sonderbare Unruhe über ihn. Während er von den huschenden Füßchen seines Mädchens schrieb, hatte das Ohr hinausgehorcht und einen anderen Schritt auf dem Korridor vernommen — einen anderen, der nicht so huschte wie der auf den Treppen in der Saalgasse, aber den Rhythmus einer schönen und harmonischen Jugend verriet.

Und er hatte Berta zu der Mutter sagen hören, daß es diese Nacht nicht viel mit dem Schlaf werden würde, denn sie hätte für Herrn Lux eine Arbeit übernommen, die bis morgen früh fertig sein müßte.

Ist das nicht sonderbar und unerklärlich, wenn die flatternden Gedanken tändelnder Liebe sich von dem rauhen Laut der Arbeit übertönen lassen, in dem keine Poesie steckt und keine Träumerei, sondern nur der unbarmherzige Realismus des Lebens und seiner Last?

* * *

Käthe Tonndorf hatte die französische Grenze hinter sich und saß, ihr Handtäschchen auf dem Schoße haltend, in der dritten Klasse zwischen rauchenden und spuckenden Arbeitern, die dem hübschen Mädchen mitunter ein keckes Scherzwort zuriefen. Sie war allein und zum

ersten Male draußen in der großen, fremden Welt. Aber sie fühlte sich dennoch heimisch.

Diese raschen, schmiegsamen Sprachlaute waren ihr nicht fremd. Von der Mutter hatte sie das Französisch erlernt, mit dem Vater hatte sie es geübt, und nun überkam sie eine Art Heimatgefühl, das die natürliche Sehnsucht nach Jenas Bergen nicht in ihr aufkommen ließ, obwohl die Gegend einen ziemlich langweiligen Charakter trug.

Weite Ebenen mit spärlich verstreuten Ortschaften, gerade Landstraßen zwischen endlosen Pappelbäumen — hie und da in der Ferne ein Schlößchen auf grünbewaldetem Hügel. Wenn man damit die Täler Thüringens verglich, in denen jedes Dorf wie eine Perle ruht, so kam das schöne Frankreich ziemlich kläglich dabei weg.

Und bis Paris sollte das nicht viel anders werden. So sagte ein junger Arbeiter, der Käthe gegenübersaß und sie mit seinen schwarzen Augen anblitzte. Aber dann begann er das ewige, sehnsüchtige Liebeslied, das jedem Franzosen an der Wiege gesungen wird: von der schönen gallischen Mutter, von dem Herzen des Vaterlandes, von der schimmernden Seinebraut, dem einzigen, unvergleichlichen Paris.

„Sie werden entzückt sein, Mademoiselle, wenn Sie diese Stadt noch nicht kennen. Es ist nicht ihre Größe und ihr Glanz, es ist nicht ihr Vergnügen und ihr Fleiß, nicht ihr Geist und ihr Wissen — es ist etwas Unaussprechliches, was man erlebt haben muß, und was jeden zurückzieht, der einmal in ihren Mauern geweilt hat. Es wird Sie —"

„Verschlingen!" sagte ein alter Herr, der in der Nähe saß und das Gespräch mitangehört hatte.

Da wurde es still, jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Man schnürte endlich Bündel zusammen und holte Köfferchen herunter. Die Augen der Reisenden spähten durch das Fenster und blieben an großen, verstreuten Gebäuden haften. Aber die Gebäude glitten vorüber, sie rückten immer näher zusammen, und sie wurden zu Straßenzügen.

Dann ein hallender Donner wie das Brausen des Windes in einer großen Höhle: Paris!

Es war vier Uhr nachmittags, und die Julisonne lag brütend über dem ungeheuren Häusermeer. Als Käthe auf den freien Platz hinaustrat, der mit langen Reihen von Fiakern und Autodroschken besetzt war, überfiel sie ein Gefühl des Schwindels.

Aber das war nicht die Angst, die ein achtzehnjähriges Mädchen wohl packen kann, wenn es plötzlich auf seine eigene Entscheidung angewiesen ist und die teilnahmlos hastende Menschenmenge das Bewußtsein der Einsamkeit verstärkt — die Fahrt war nur zu lang gewesen, und das stockende Blut mußte erst wieder seinen Kreislauf beginnen.

Dann atmete sie tief auf.

Ungeachtet der tausend Miasmen, die an diesem heißen Tage von dem unsauberen Straßenpflaster aufdünsteten, dünkte sie die Luft doch reiner und leichter als zwischen den engen Gassen der tiefgelagerten Saalestadt. Das Unaussprechliche, von dem der junge Reisegenosse geschwärmt hatte, begann bereits seine Wirkung auszulösen.

Das Ungeheuer schillerte.

Und dennoch wußte Käthe, daß sie sich hier erst am Gürtel von Paris befand, daß die prächtigen Boulevards, daß Seine und Louvre weit von ihr lagen.

Sie hatte gemeinsam mit dem Vater den Plan von Paris studiert, und der alte Antiquar hatte gesagt: „Du

kannst dir die Kosten für einen Wagen sparen. Es ist nur ein Katzensprung vom Nordbahnhof bis zum Montmartre — ich habe ihn hundertmal gemacht, wenn ich Paris zu meinen Füßen haben wollte."

Ja, er war sehr sorglos geworden, der Alte, zwischen seinen Scharteken in der Saalgasse, so sorglos, daß er nicht einmal darauf achtete, ob sein Kind das Herz an einen Studenten verlor — und Käthe wollte ihm keine Schande machen — nein, ganz gewiß, das Ungeheuer sollte sie nicht verschlingen!

Noch einmal drückte sie die Hand auf das junge Herz, wo der erste Liebesbrief sein Nest gefunden hatte, und dann raffte sie das Röckchen zierlich auf wie eine echte Pariserin.

Nach Nordwest, die allmählich tiefer sinkende Sonne zur Linken, schritt sie tapfer aus, und dabei sahen ihre beweglichen Augen immer in den blauen Himmel, denn irgendwo mußte doch der mächtige Kuppelbau der Kirche zum Heiligen Herzen aufsteigen, die sie sich bereits in Jena als Wahrzeichen ausgetüftelt hatte, obwohl ihr Vater nicht viel davon zu sagen wußte und immer nur von der Madelaine und von Notre Dame mit der berühmten großen Glocke schwärmte.

Ach ja, seitdem er Paris verlassen hatte, mochte manche Änderung eingetreten sein, von der seine Erinnerung schwieg — vielleicht auch in den Verhältnissen der Tante Vernot, die damals mit ihrem inzwischen verstorbenen Manne ein kleines hübsches Café im Lateinischen Viertel besaß, in dem Studenten und Künstler verkehrten. Auf dem Montmartre, wo sie jetzt hauste, und wo sie nach ihren spärlichen Briefen ein „besseres Restaurant" leitete, waren solche akademischen Gäste ganz gewiß nicht zu finden, denn die ganze Gegend gehörte doch schon zu den Fühlhörnern

von Paris, und selbst in Jena wußte man davon zu erzählen, daß der Gürtel einer Weltstadt nicht immer mit Edelsteinen besetzt ist.

Ein wenig Atemnot verspürte Käthe Tonndorf jetzt doch, und das kam ganz gewiß nicht von den hundert Metern Steigung, denn sie war oft wie ein Reh von der Saale bis zum Fuchsturm hinaufgehüpft. Aber obwohl sie jetzt unter den Mauern der Kirche zum Heiligen Herzen stand, und obschon in der Nähe eines Gotteshauses nichts Unheiliges Platz finden dürfte: in diesem Augenblick hätte sie doch lieber den Hanfried vor sich gesehen und den Gesang der Studenten in der Ratszeise vernommen, obwohl der auch nicht immer harmonisch in die Ohren klingt.

Weiter — bis auf den Gipfel!

Die Windmühlen, die ihr Vater noch gesehen hatte, zwischen denen in den Märztagen 1814 die letzten Schüsse fielen, wo im großen Kriege 1870 die Kommune mit der Nationalgarde rang — sie waren der republikanischen Zeit zum Opfer gefallen, und an ihrer Stelle erhoben sich neue Häuserzeilen, die in ihrer nackten Häßlichkeit das Vorstadtmilieu und sein modernes Nützlichkeitsprinzip verrieten. Dazwischen aber klafften auch alte, düstere Gassen auf, die noch aus den fernen Tagen stammen mochten, wo der Montmartre noch nicht zu Paris gehörte, aber doch schon durch hundert Fäden mit dem Leben und Treiben der Seinestadt verbunden war.

Und in einer dieser Gassen machte Käthe halt. Sie hatte sich richtig mit dem Instinkt des gallischen Blutes zurechtgefunden, ohne eine einzige Menschenseele zu fragen — zuerst aus Stolz, zuletzt mit einer unbestimmten Scheu, denn was da aus den Türen herausschaute und was sich zwischen den Häusern herumdrückte, das

machte nicht gerade den besten Eindruck, es trug zum mindesten nicht den Stempel der Arbeit an der Stirn.

„Zum Kaninchen“ stand über der Tür des hohen Hauses geschrieben, das nur vier Fenster Front hatte und sich zwischen einem Metzgerladen und einem Trödelgeschäft einklemmte. In dem Schaufenster des ersteren hingen riesige Pferdeviertel, deren gelbes Fett unappetitlich das schwärzliche Fleisch einrahmte; der Trödler auf der anderen Seite lüftete seine Kleiderbündel im Straßendunst.

„Zum Kaninchen“ — nun, der Name war nicht gerade auffällig, denn es ist ja eine bekannte Tatsache, daß dieses fruchtbare Tierchen die französische Volksnahrung bildet; aber neben einem Boulevardcafé hätte sich die Bezeichnung doch schlecht ausgenommen, und man konnte allerhand Schlüsse daraus ziehen — in Verbindung mit der Roßschlächterei und dem Trödelladen.

Der Hausflur war dunkel und muffig. Im Hintergrund führte eine schmale, gewundene Treppe nach oben. Sie war mit einem zerrissenen Läufer bedeckt, und das Eisengeländer hing schief in den Fugen. Links befand sich die Eingangstür zum Restaurant.

Käthe atmete noch einmal tief auf. Wenn sie Geld genug gehabt hätte, sie wäre vielleicht jetzt noch umgekehrt und geradeswegs in die Saalgasse zurückgefahren; aber in ihrem Handtäschchen klimperten noch zwei Fünffrankenstücke, und außerdem war sie angemeldet und wurde erwartet.

Also vorwärts!

Mit Ausnahme der erstklassigen, sind alle Pariser Restaurants und Cafés ein wenig schmutzig, und das „Kaninchen“ war viel zu republikanisch, um sich von anderen zu unterscheiden.

Holztische, nur zum Teil mit blau-weiß-rot gewürfelten Decken verhüllt, Gasbeleuchtung, an den Wänden stockfleckige Lithographien, Plakate, Fahrpläne und Preisverzeichnisse, auf dem Büfett eine reichhaltige Sammlung von Likören und Schnäpsen. In der Luft Fliegen und Fuselgeruch.

Käthe sah zwei Menschen. Die feiste Wirtin hinter dem Büfett, offenbar Mutter Vernot in höchsteigener Person, paßte vollkommen in das Milieu der Vorstadtkneipe.

Der einzelne Mann am Fensterplatz tat es um so weniger.

Er war elegant gekleidet und hatte das Gesicht eines Vollblutfranzosen. Unter der Hakennase hing ein starker Schnurrbart, die breite Stirn lagerte sich sehr energisch über ein Paar buschigen Augenbrauen. Sein Alter war ebenso unbestimmbar wie die Farbe der unruhigen Augen, aber jedenfalls lag in ihnen ein grünlicher Schimmer, wie wir ihn an den Raubtieren kennen, bewundern und fürchten.

Er unterhielt sich mit der Wirtin, und gerade als Käthe unvermutet eintrat, sagte er: „Du weißt es, Margot, daß das eine gefährliche Geschichte ist —" Dann aber brach er ab, fuhr mit dem Kopf herum und stotterte: „Wer ist denn — die dort?"

Dieses junge blühende Mädchen, das mit der aufklaffenden Tür einen Lichtstrom der untergehenden Sonne mit sich brachte, wirkte allerdings etwas seltsam in der düsteren und verräucherten Umgebung; aber Madame Vernot hatte sich doch schnell hineingefunden und kam hinter ihrem Verschlag hervorgewatschelt.

„Willkommen, mein liebes Kind! Ich hatte wirklich nicht mehr gehofft, dich noch heute begrüßen zu

können. Der Zug aus Straßburg muß doch längst eingetroffen sein! — Zu Fuß bist du vom Bahnhof gekommen? Dann bist du ein tapferes Mädchen, kleine Käthe, und wir werden sehr gut miteinander auskommen. — Sehen Sie, Monsieur Renard, das ist die Tochter meiner verstorbenen Schwester, von der wir vorhin sprachen, und sie hat durchaus keine Gefahr darin gefunden, den weiten Weg vom Bahnhof nach dem Montmartre allein zurückzulegen —"

Sie zwinkerte mit den Augen und markierte einen kleinen Anfall von Rührung.

Der Schwarzbärtige aber stand auf, verbeugte sich höflich und sagte in fließendem Deutsch: „Ich habe bereits von Ihnen gehört, mein Fräulein. Ihre Frau Tante konnte das Eintreffen der neuen Hausgenossin kaum erwarten. Ich werde mich daher einstweilen zurückziehen, um die beiden Damen nicht länger zu stören."

Er verließ das Zimmer, und Käthe sah, daß er keinen Hut bei sich hatte. Es war also vermutlich ein Hausgenosse.

Madame Vernot beeilte sich auch, diese Tatsache zu bestätigen. „Herr Renard," sagte sie, „wohnt zwei Treppen hoch im Hause und ist in vielen Dingen mein Berater. Du wunderst dich wohl über die deutsche Anrede, liebes Kind, aber Renard ist sehr viel gereist, er ist ein kluger Mann, den ich ganz außerordentlich schätze."

Damit war diese Sache beendet und mit ihr auch die Begrüßungsszene, denn Madame Vernot machte plötzlich einen etwas zerstreuten Eindruck und brachte notdürftig die üblichen Fragen nach den Erlebnissen der Reise und dem Befinden des deutschen Schwagers zusammen. Nur wenn sie das Mädchen ansah, glitt

ein Zug der Befriedigung über ihr verschwommenes Gesicht.

„Du bist wirklich viel hübscher als meine verstorbene Schwester," sagte sie. „Nach dem Bilde, das dein Vater schickte, konnte man das nicht so erkennen, aber nun glaube ich wirklich, daß die Mischung zwischen deutschem und französischem Blut gar nicht so übel ist. Ei, ei, Käthe, wenn ich es nur wagen kann, dich meinen Gästen zu zeigen. Es sind junge Leute darunter —"

Im großen und ganzen war Käthes Wirkungskreis natürlich brieflich verabredet worden. Madame Vernot hatte an ihren Schwager geschrieben, daß sie ein „besseres Restaurant" habe und bei ihren vorgerückten Jahren einer Stütze in Küche und Keller bedürfe. Von Bedienung der Gäste hatte überhaupt nichts in dem Briefe gestanden, aber Käthe erkannte mit ihrem schnellen und klugen Blick, daß es darauf wohl schließlich hinauskommen werde.

Von Küche und Keller im geschäftlichen Sinne bemerkte sie nichts, das enge Erdgeschoß hatte gar keinen Raum dafür. Neben der Gaststube lag nur das Wohn- und Schlafzimmer der Wirtin und hinter diesem eine kleine Kammer, wo Käthe hausen sollte — alles in allem machte das „Kaninchen" den Eindruck einer ziemlich gewöhnlichen Kneipe, und das junge, sonst nicht gerade verwöhnte Mädchen konnte die Frage nicht unterdrücken, was für Gäste denn eigentlich hier verkehrten.

Darauf setzte Madame Vernot sich in ihren Sorgenstuhl und betrachtete angelegentlich eine Uhr, die den Kamin zierte und natürlich stillstand, wie die meisten Pariser Uhren es zu tun pflegen.

„Nun, früher hatte ich ein flottes Café im Quartier Latin — weißt du so ähnlich, wie es bei euch in Jena

sein mag. Aber als mein Seliger starb, da konnte ich das nicht mehr halten. Hier sind wir ja ein bißchen weiter in die Vororte hinausgerückt, und es ist ganz unmöglich, sich seine Gäste immer nach Geschmack auszusuchen. Aber anständig geht es stets bei mir zu, darauf kannst du dich verlassen, denn ich dulde in meinem Lokal keine Unordnung. Das ist überhaupt ganz anders wie bei euch in Deutschland, liebes Kind. Der Franzose betrinkt sich nie, und er ist immer liebenswürdig gegen die Damen — die jungen Leute sind es vielleicht ein bißchen sehr, aber wenn dir einer zu nahe treten will, dann bin ich immer zur Stelle, und ich weiß mit der Bande umzugehen. Heute abend sollst du übrigens noch nicht ins Geschäft, Kindchen — Gott bewahr uns, nach so 'ner Reise! Wenn deine Sachen gebracht sind, kannst du dich ein bißchen einrichten, oder wenn du das lieber willst, so betrachte dir die Gegend. Es ist ein schöner Abend, wie wir sie oft in Paris haben — viel häufiger als in eurem schrecklichen Deutschland."

Ja, Käthe wollte hinaus in die freie Luft, denn die düstere Umgebung und der dumpfe Geruch dieser engen, schmutzigen Gasse benahmen ihr fast den Atem. Sie hatte auf dem Herwege Bäume gesehen, und der Plan von Paris, den ihr Vater besaß, wies auch an dieser Stelle einen grünen Fleck auf. Aber anstatt in richtige Anlagen mit spielenden Kindern kam sie auf einen Friedhof, der sich so unendlich weit ausdehnte, daß man alle Sorgen der Welt, alle Hoffnungen und alle Erinnerungen darin hätte begraben können.

Käthe ahnte nicht die Bedeutung des Platzes. Es war ihr unbekannt, daß man auf dieser ältesten Schädelstätte der Seinestadt einen Mann eingegraben hatte, dessen süße Liebeslieder von jedem deutschen Mädchenmund gesungen werden. An Heinrich Heines schlichter

Marmorplatte ging sie achtlos vorüber. Aber da stand unter tiefgeneigten Zypressen ein Sarkophag, über den sich die Gestalt der Poesie hinneigte, und dort nahm das junge Mädchen Platz, um dem Abendlied einer Drossel zu lauschen.

Sie las auch den Namen des Toten — Theophile Gautier. Sie wußte keine Erinnerung damit zu verbinden, aber dann fielen ihre Augen auf die Inschrift an der Seite des Denkmals, auf eine Strophe, die ihr bekannt vorkam:

„L'oiseau s'en va, la feuille tombe,
L'amour s'éteint, car c'est l'hiver.
Petit oiseau, viens sur ma tombe,
Chanter, quand l'arbre sera vert."

Und nun wußte sie plötzlich alles. Im Herbst des verflossenen Jahres hatte Egbert ihr dieses kleine, schlichte, wehmütige Gedicht in irgend einem Buch gezeigt, und es war ihr so zu Herzen gegangen, daß sie ihn um eine schöne deutsche Übersetzung bat, denn er konnte ja dichten — viel besser, als es einem Studenten der Rechte zukam.

Wie war sie doch gewesen, diese Übertragung, die damals der Student mit Bleistift auf den Rand eines Kollegienheftes schrieb?

Richtig — so war sie:

„Die Vögel ziehn, die Blätter rauschen nieder,
Die Liebe stirbt im Winter wie das Grün.
Mein Vöglein, komm zu meinem Grabe wieder
Und singe, wenn die Bäume blühn."

Käthe hatte damals ihrem Dichter einen Kuß gegeben und, obwohl der Nebel über die Saale strich, das Sterben der Liebe in Abrede gestellt; heute lag der letzte Widerschein eines Hochsommertages über der fröhlichsten Stadt der Welt, und es war ein Grünen

und Blühen ringsum, daß die Stätte des Todes unter dem Leben begraben wurde.

Aber Käthe legte doch den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

* * *

Es war schon dunkel geworden, und bei Mutter Vernot begannen sich einige Gäste einzufinden. Man konnte sie zur Not dem Arbeiterstande zurechnen, denn die blaue Bluse herrschte entschieden vor, aber es war da doch etwas Unbestimmbares, was sie wieder von den Vertretern eines geregelten und mühseligen Tagewerks unterschied.

Im allgemeinen ist der Franzose arbeitsam und mäßig, und das deutsche Kneipenleben liegt ihm sehr fern; wenn er sich an schönen Sommerabenden erholen will, so sind die Anlagen sein bevorzugter Aufenthalt, und das weibliche Geschlecht spielt dabei stets eine bedeutende Rolle.

Bei Madame Vernot hingegen waren nur Männer versammelt, und diese trotzigen Gestalten schienen keineswegs den Tag beschließen, sondern sie schienen eher die Nacht beginnen zu wollen — die Nacht, die in Paris etwas ganz anderes bedeutet als Friede und Ruhe und Schlaf.

Sie bildeten Gruppen und redeten halblaut miteinander; sie blickten scheu zur Seite und horchten bisweilen auf die Gasse; sie tranken von dem schlechten Wein und rauchten dazu den berüchtigten Caporal aus kurzen Holzpfeifen.

Einer von ihnen zeichnete sich geradezu durch Schönheit aus.

Er war der Jüngste von allen, vielleicht sechsundzwanzig Jahre alt, schlank gewachsen und mit dem

Stempel der Bildung in dem blassen Gesicht. Seine Kleidung war modern, aber sehr fadenscheinig, auf den schwarzen Locken trug er eine jener Jockeimützen, die das Wahrzeichen der Pariser „Apachen" geworden sind.

Die übrigen nannten ihn Jean Lecocq und erwiesen ihm eine Art knurrenden Respekts. Er hielt sich aber ziemlich abseits von ihnen, begnügte sich mit einem Glase Absinth und schien auf irgend etwas zu warten.

Plötzlich gab Madame Vernot ihm einen Wink. Sie hatte das Zimmer auf einige Minuten verlassen, kehrte jetzt zurück, und es entspann sich zwischen den beiden eine kurze, gedämpfte Unterhaltung.

„Ist er oben?"

„Ja. Er erwartet Sie."

„Gut, ich werde sogleich gehen."

Die Frau murmelte etwas von den finsteren Treppen.

Der junge Mann lächelte verächtlich. „Sorgen Sie sich nicht, Madame, ich bin schon andere Wege gegangen."

Er verließ das Zimmer und stieg in den oberen Stock hinauf. Es war tatsächlich stichdunkel in diesem verzwickten Kaninchenbau, und nur selten fiel ein schmaler Lichtstreif durch die Ritze einer schlecht schließenden Tür; aber der geschmeidige Mann wand sich wie eine Katze über Stiegen und an den Ecken vorbei, und zuletzt tastete er nach einem hervorragenden Schlüssel, denn die Zimmer in den älteren Pariser Häusern sind nur selten mit Griffen versehen.

Er klopfte und trat ein.

Der Raum war wohnlicher, als man es nach dem Gesamteindruck des Hauses erwarten durfte, und erinnerte sogar in einigen Dingen an deutsche Sauberkeit. An den Wänden standen mehrere Bücherschränke, und ein geräumiger Schreibtisch war in die Nähe des

Fensters gerückt. Jetzt brannte eine Lampe darauf und beleuchtete das scharfgeschnittene Gesicht von Charles Renard. Er las in einem deutschen Buch und ließ es offen vor sich liegen, als Lecocq eintrat.

„Nimm Platz," sagte er, „hier neben meinem Schreibtisch. Ich habe mit dir zu reden. Werden wir unbelauscht sein?"

Der andere lachte. „Bei Mutter Vernot ist alles voll. Aber wenn auch keiner unter der Bande ist, der nicht gelegentlich seinen Hals riskiert, für deine Treppen dünkt er ihn doch zu gut. Was für eine Teufelei hast du denn wieder ausgeheckt?"

„Eine große Sache, Jean. Du hast recht, diese Apachengesellschaft raubt und mordet um ein Fünffrankenstück, aber von den Feinheiten eines gebildeten Kopfes haben sie keine Ahnung. — Pardon, mein Junge, ich spreche natürlich von zwei gebildeten Köpfen, denn der Chemiker gibt dem Buchhändler nichts nach, wir haben beide unsere Gelehrtenschule durchgemacht."

Der andere schien nicht gerne daran erinnert zu werden. „Mir hat die Chemie nicht viel Gutes gebracht," sagte er finster. „Wenn man wegen einer lumpigen Nahrungsmittelfälschung ins Gefängnis gesteckt wird und dann von Stufe zu Stufe weiter sinkt — herab bis zu denen da unten, Charles, dann soll der Teufel die Wissenschaft holen. Ich bin heute just in der Stimmung, ihm die ganze Hand zu geben! Also heraus mit deinem Flederwisch!"

Er zitierte das Wort aus dem Faust in deutscher Sprache und bewies damit zugleich seine Literaturkenntnis.

Charles Renard nickte befriedigt. „Da hätten wir gleich eine prachtvolle Anknüpfung, Jean. Daß der große Goethe seinen Faust geschrieben hat, ist dir also

bekannt. Kannst du mir noch einen zweiten deutschen Klassiker nennen, der auch einen Faust schrieb?"

Lecocq schüttelte verwundert den Kopf. „Das ist mir neu! Aber wer wie du zehn Jahre als Buchhändler in Deutschland lebte, der wird wohl besser damit Bescheid wissen."

„Zehn Jahre in dem größten deutschen Antiquariat," bestätigte Renard. „Ich habe da mancherlei gelernt — zunächst die Sprache, und zwar aus dem Fundament — die Versicherung kann ich dir geben. Sodann die Sucht dieser gelehrten Deutschen, jeden alten Schmöker auszugraben und mit Gold aufzuwiegen. Endlich die Geschichte des Lessingschen Faust."

„Von dem habe ich niemals etwas gehört."

„Wie so viele andere, mein Junge. Aber er existiert, oder besser gesagt, wir besitzen von ihm nur ein Fragment, aber er ist geschrieben worden — fix und fertig, und dann hat der berühmte Autor, der damals in Wolfenbüttel lebte, das druckreife Manuskript mit sich auf eine Reise nach Dresden genommen. Dort verpackte er es mit anderen Papieren in ein Kästchen und übergab das letztere einem Fuhrmann, der es wiederum an einen Kaufmann Lessing in Leipzig, einen Verwandten des Autors, abliefern sollte. Das Kästchen erreichte niemals seinen Bestimmungsort. Es ist verloren gegangen, und der Himmel mag wissen, in wessen Hände es geriet."

Lecocq hatte aufmerksam zugehört. „Das klingt ja verteufelt geheimnisvoll. Woher weiß man denn das alles?"

„Aus einem Briefe, den ein Freund des Dichters, ein gewisser v. Blankenburg, nach Lessings Tod am 14. Mai 1784 an einen Dritten geschrieben hat."

Renard nahm das Buch, das auf seinem Schreib-

tisch lag, und tippte mit dem Finger auf eine Seite.

„Hier steht das Schreiben abgedruckt. Es enthält eine besonders interessante Stelle, die ich dir übersetzen werde. Herr v. Blankenburg schreibt: ‚Verloren — gänzlich verloren könnte zwar vielleicht sein Faust nicht sein, und zu fürchten ist denn auch nicht, daß, wenn ein anderer mit dieser Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde —‘“

Jean Lecocq lächelte. „Eh bien, das glaube ich auch. Was denn nun weiter? Hast du das Manuskript etwa aufgefunden?“

„Nein,“ entgegnete Renard, „ich weiß nur, daß es aufgefunden werden kann — noch heute oder nach mehr als einem Jahrhundert, denn es gibt keine Beweise von seinem Untergang.“

Der andere hatte noch immer keine richtige Erkenntnis von der Sachlage, und er meinte, wenn man so lange vergeblich gesucht hätte, dann lohne sich das Weitersuchen wohl erst recht nicht.

Da richtete Renard sich auf, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck wilder Energie an. „Hältst du mich denn für einen Narren, Jean Lecocq? Mögen diese verträumten deutschen Gelehrten in Schutt und Moder wühlen, wie ich sie so oft unter wertlosem Plunder hamstern sah — ich werde es fertig bringen, daß sie den Fund aus meinen — ja aus meinen Händen entgegennehmen. Und der Teufel soll mich holen, wenn diese Perücken auch nur ahnen, daß der neue Faust nicht aus der Feder von Gotthold Ephraim Lessing, sondern aus der Feder eines Franzosen stammt.“*)

*) Lessing veröffentlichte in den „Literaturbriefen“ im Jahre 1759 ein Bruchstück seines Faustdramas. Nur dieses ist bekannt, alles übrige ist leider verloren gegangen. D. Verf.

Da fuhr Jean Lecocq wie von der Tarantel gestochen in die Höhe. „Bist du toll geworden, Renard? Du, ein Vollblutfranzose, willst das Dichterwerk eines der größten Geister Deutschlands nachahmen, willst es fälschen, und zwar so, daß kein Gelehrter den Schimpf an seiner eigenen Muttersprache merkt? Das geht über mein Verständnis, das ist eine Kühnheit —“

„Die eben deswegen gelingen wird, weil kein Mensch sie für möglich hält,“ sagte Renard gelassen. „Was willst du denn, mein Junge, denkst du denn, daß ein zehnjähriger Aufenthalt in Deutschland nicht ausreichte, um mich in alle Irrgänge dieser barbarischen Sprache einzuweihen? Ich habe sogar gelernt, deutsch zu denken, ich ertappte mich mehr als einmal dabei, als ich jahrelang keinen französischen Laut hörte. Ein Dichterwerk, sagst du? Lessing ist niemals ein Dichter gewesen, er war nur ein scharfsinniger Denker, und der bin ich auch. Den Plan des Werkes kennen wir aus dem vorhandenen Fragment, es ist nichts einfacher, als sich an diesem Leitseil fortzutasten, man muß sich nur hüten, daß kein Anachronismus aus der Feder schlüpft. Und muß das Werk denn wirklich so bedeutend sein, kann ein großer Geist nicht auch einmal dummes Zeug geschrieben haben? Es gibt neben der Lesart von dem ‚verlorenen‘ Faust auch eine andere von dem ‚verbrannten‘ Faust, und die besagt, der Autor hätte selbst sein Werk verurteilt und ins Feuer geworfen. Die Gelehrten streiten sich noch immer darüber, welche von beiden Annahmen richtig ist — ich werde diese Frage zur endgültigen Entscheidung bringen.“

Er schwieg und grübelte vor sich hin, aber das währte nicht lange, dann hob er wieder den Kopf.

„Es gilt einen großen Wurf, denn man wird das Manuskript mit einer Million bezahlen, und englische

und französische Ausgaben bringen die zweite Million. Die Abfassung ist das geringste, ich habe den Plan schon im Kopfe. Der Stoff liegt mir besonders gut. Die eigentlichen Schwierigkeiten beruhen in der Technik oder mit anderen Worten in Papier, Tinte und Schrift. Die letztere kann zunächst außer Betracht bleiben, denn wir wissen, daß Lessing sich bisweilen eines Schreibers bediente; aber es wäre natürlich ein ungeheurer Vorteil, wenn man seine eigene Handschrift nachahmen könnte. Für die chemische Zusammensetzung einer alt und verblaßt aussehenden Tinte habe ich dich auserſehen. Bringt deine Kunst das fertig?"

„Ja," sagte Lecocq eifrig, „das will ich auf mich nehmen."

„Bliebe also nur noch das Papier, und das muß echt sein. Hier ist eine Fälschung vollständig ausgeschlossen. Die braven Gelehrten sehen den Wald vor Bäumen nicht, sie stolpern auf der Straße über jeden Kieselstein, aber die Wasserzeichen im Papier kriegen sie heraus, und wehe uns, wenn in dieser Beziehung ein Fehler unterläuft. Nun, ich habe bereits eine Quelle ausbaldowert, die den richtigen Stoff in genügender Menge liefern wird, vorausgesetzt natürlich —"

Er brach ab und horchte hinunter in das Haus. Die Gäste der Madame Vernot mochten in Unfrieden geraten sein, denn es scholl ein wüster Lärm herauf, der aber plötzlich durch die schrille Stimme der Wirtin gedämpft wurde.

„Diese Margot ist ein Prachtweib," sagte Renard beifällig. „Bei ihr kommen die schlimmsten Verbrecher zusammen, und das Messer sitzt oft verwünscht lose, aber ein Wort von ihr genügt, um die Bande in Ordnung zu halten. Dabei hilft sie, wo es nur geht —

natürlich zu ihrem eigenen Vorteil. Und mich hat sie auch auf die richtige Fährte gebracht. Sie hat einen Schwager in Jena, der sich mit dem Sammeln alter Scharteken beschäftigt und auch bisweilen etwas davon wieder verkauft — aber leider nicht alles, denn der Antiquar Tonndorf ist wie die meisten Deutschen ein Sonderling und wenig auf seinen Vorteil bedacht. So wird ihm zum Beispiel niemals eine Aktensammlung feil sein, die aus der Zeit Friedrichs des Großen in seine Hände geraten ist, denn er hat darüber einen begeisterten Brief an seine Schwägerin geschrieben. Und gerade darin steckt das Papier, dessen wir bedürfen, weil Lessing zu seinen Schreibereien das damals berühmte sogenannte sächsische Kanzleipapier benützte und dieses auch bei den preußischen Behörden eingeführt war. Begreifst du nun meine Idee?"

„Man soll es dem Alten natürlich stehlen," sagte Lecocq sachverständig. „So viel ist mir allmählich klar geworden. Aber was fangen wir denn mit beschriebenen Bogen an?"

„Man sieht, daß du niemals ein Aktenstück in Händen gehabt hast. Die meisten Eingaben werden nur auf den ersten beiden Seiten beschrieben, während das letzte Blatt leer bleibt. Da aber der ganze Bogen eingeheftet wird, so entsteht allmählich im hinteren Teil des Aktenbandes eine Menge leerer Blätter, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich darauf nicht eine Fausttragödie schreiben ließe. Schriftsteller haben immer Marotten, warum sollte der Wolfenbüttler Gelehrte nicht auf halbe Bogen geschrieben haben?"

Der junge Chemiker schien besiegt. Er hatte nur noch eine einzige Frage: „Wer soll das Papier schaffen?"

„Du."

„Wie komme ich zu der Ehre? Tu's doch gefälligst selbst, denn ich kann nur schlecht Deutsch."

Der andere lächelte und maß den hübschen Menschen mit einem seltsamen Blick. „Tut nichts, mein Junge, der alte Tonndorf war jahrelang in Frankreich und spricht gut Französisch. Aber ich sagte dir schon, er ist offenbar ein Sonderling, er wird seine Schätze hüten wie ein Drache. Man muß sich also in sein Vertrauen einschleichen, um die richtige Gelegenheit wahrzunehmen. Seinen besten Schatz hat er jedenfalls nicht gehütet, denn seine Tochter ist heute in Paris eingetroffen, um bei Mutter Vernot als Lockvogel zu dienen. Die Kleine tut mir leid. Sie ist anscheinend ahnungslos und wird bald eines Trösters bedürfen. Wer sich bei Vater Tonndorf als künftiger Schwiegersohn oder mindestens als Liebhaber der Tochter einführen kann, der hat gewonnenes Spiel und kann den ganzen Scharteken wust nach Herzenslust durchwühlen."

„Du bist ein Satan!"

Charles Renard rückte den Stuhl ein wenig aus dem Lichtkreis der Lampe. „Du nennst den, dem wir alle dienen," sagte er lächelnd. „War es denn dir oder mir an die Stirn geschrieben, daß wir in diesem Apachenwinkel sitzen müssen, um Ränke gegen die Gesellschaft zu schmieden? Ein kleiner, winziger Schritt vom Wege — mein Himmel, wer tut den nicht in seinem Leben! — und diese heuchlerische Moralbande stieß uns in das Elend. Für immer, Jean, denn wir kommen nie wieder hoch und wenn wir uns in ehrlicher Arbeit den Bast von den Händen schinden. Wir haben mehr gelernt als diese hochnasigen Sittenprediger, wir sind klüger als diese hohlen Spatzenköpfe — also Krieg bis aufs Messer! Wenn ein Weib mit darunter leidet, wenn es die Sünden anderer büßen muß: warum ist es nicht

ins Kloster gegangen? Ich hasse den Menschen nicht, aber ich hasse die Menschheit, und wenn ich erst meine Million in der Tasche habe, dann will ich ein Asyl für Milchhunde und Droschkengäule stiften. Also 'ran, mein Junge, an das Mädel ohne Skrupel und mit deinen feurigsten Augen! Ich rate dir nur, dich von ihr nicht unter der Apachenbande erwischen zu lassen, jedenfalls aber werden bald die Tage kommen, wo sie einem Kerl um den Hals fällt, wenn er nach Arbeitschweiß riecht. — So, nun gute Nacht!"

Sie gingen auseinander.

Charles Renard entkleidete sich und streckte sich auf dem breiten französischen Lager aus, um von Ruhm und Gold zu träumen. Der andere verschwand in der Sommernacht, die den Enterbten eine Mutter ist. Er glich dem, der kein Nest unter dem Himmel wie die Vögel, keine Grube auf dem Felde gleich den Füchsen hatte, und er war ihm doch sehr unähnlich.

Auch bei Mutter Vernot wurde es allmählich still. Die Gruppen lösten sich, um in das große schlafende Paris hinunterzusteigen und dort den ewigen Krieg gegen Sitte und Ordnung aufzunehmen.

Madame Vernot schlüpfte mit einem Lichtende in die dumpfe Kammer, wo Käthe keinen Schlaf finden konnte, setzte sich auf den Bettrand ihrer Nichte und sagte schmeichelnd: „Nicht wahr, Kleine, es ging da vorne ein bißchen lauter zu als in eurem stillen Jena. Aber brave Burschen sind es doch, die bei mir verkehren."

Käthe entgegnete: „In Jena singen die Studenten mitunter wilde Lieder, aber gefürchtet habe ich mich vor ihnen niemals. Ich wollte, ich hätte heute abend nur ein einziges Lied gehört — meine Mutter wußte

doch so viele Chansons, und es war immer eines schöner als das andere."

* * *

Heimliche Furcht ist schlimmer als die Alten das Gorgohaupt schilderten, sie ist schrecklicher als das starre Entsetzen. Dieses lähmt für einen Augenblick unsere Sinne und unsere Glieder, aber wenn die Gefahr vorübergeschritten ist, wenn sie nur zu unseren Füßen einschlug, dann atmen wir wieder auf.

Heimliche Furcht aber sitzt im Nacken. Wenn wir uns umwenden, dann greift unsere Hand in die leere Luft, das Gespenst ist wie ein Schatten hinter uns geschlichen, und wir spüren aufs neue den Hauch seines Atems.

Käthe fürchtete sich vor etwas Unbekanntem.

Diese Tochter einer kleinen deutschen Musenstadt, in der viel Unkraut, ein wenig Roheit, aber nur selten das Laster und das Verbrechen wohnen, sie hatte ein so unklares Urteil über ihre neue Umgebung, daß die scheidende und unterscheidende Grenze zwischen Unbildung des Geistes und des Herzens für sie ineinander floß; wer eine Bluse trug, der gehörte zum Arbeiterstande, wer einen guten Rock aufwies, den rechnete sie unter die Bürger.

Lieber Himmel, es wurde ja auf dem Montmartre so gut gearbeitet wie anderswo. Es gab da Frauen, die selbst zum Bäcker und Metzger gingen, es gab da Männer, die abends mit der kurzen Pfeife vor der Tür saßen wie in einer guten deutschen Philisterstadt auch. Aber was bei Mutter Vernot verkehrte, das flößte ihr heimliche Furcht ein.

Diese Leute mit den Ballonmützen tranken und fluchten nicht mehr als die anderen, sie waren auch

nicht roh gegen das Mädchen, das sie bedienen mußte, denn der Franzose hat überall einen gewissen Respekt vor dem weiblichen Geschlecht. Aber sie waren wie die Schatten. Man wußte nicht, woher sie kamen, man wußte noch weniger, wohin sie gingen; sie waren plötzlich da, auftauchend aus verborgenen, unbekannten Winkeln — man ahnte aber nie, was sie trieben, denn ihre Unterhaltung war flüsternd, und jede ihrer Bewegungen schien einer Geheimsprache zu entstammen.

Mitunter brüllte auch in ihnen die Bestie auf, die bei dem Ungebildeten nicht sich ducken gelernt hat, aber dann war immer die geheimnisvolle Peitsche in der Nähe.

Ein halbes Wort von Mutter Vernot, ein Wink nach dem Fenster, vor dem ein Schutzmann stand, bändigte die Schar. Und diese höflichen Beamten in den kurzen Mänteln waren im Grunde genommen doch gar nicht so furchterregend, sie plauderten gemütlich mit den Bürgern, sie schlichteten mehr, als daß sie drohten — ein Jenenser Nachtwächter war dagegen der reine Tyrann.

Käthe sträubte sich gegen den Gedanken, daß die Schwester ihrer leiblichen Mutter auf dem Montmartre eine Diebsherberge aufgetan haben sollte. Sie tat es nicht so sehr aus moralischen Erwägungen, denn die wenigen Tage ihres Pariser Aufenthalts hatten sie schon gelehrt, daß der Erwerb einer Millionenstadt wunderliche Blüten treibt; aber wenn man sich zu diesem Geschäft hergibt, dann geschieht es doch heimlich und unter vier Augen.

Es war niemand da, der dieses unerfahrene Kind in die Psyche des Verbrechertums einführte, der sie darüber belehrte, daß die tiefste Verworfenheit Hand in Hand mit einer instinktiven Sehnsucht nach Reinheit

und Schönheit geht, daß der Mörder und Einbrecher einen moralischen Kitzel empfindet, wenn der Absinth ihm von einem unschuldigen Mädchen kredenzt wird.

Käthe Tonndorf wußte das nicht, aber Mutter Vernot wußte es um so besser. Über die sittliche Gefahr und die schlimmen Folgen grämte sie sich nicht — nach ihrer Ansicht stand jeder dafür in seinen eigenen Schuhen.

Eines Abends machte Käthe die Bekanntschaft von Jean Lecocq. In der Nähe des „Kaninchen" lag eines jener Tanzlokale, die dem Pariser Volksleben ihren besonderen Stempel aufdrücken. Es verkehrte dort eine ziemlich gemischte Gesellschaft; neben dem Arbeiter machte sich der Apache bemerkbar, bisweilen kamen auch junge Literaten, Maler und Bildhauer, die in dem pittoresken Milieu nach Stoffen für eine Novelle, nach Modellen und flüchtigen Liebesabenteuern suchten. Der weibliche Teil bestand aus Nähmädchen, kleinen Verkäuferinnen und Grisetten.

Im großen und ganzen ging es ziemlich anständig her. Die Tänzerinnen wurden vielleicht ein wenig fester in den Arm genommen, als es auf Bürgerbällen üblich ist, die Röcke flogen etwas höher, aber das weibliche Paris kann seine Füße sehen lassen.

Käthe hatte von ihrer Tante die Erlaubnis erhalten, auch einmal zum Tanz zu gehen, denn heute abend wurde im „Kaninchen" ein großer Feldzug beraten, und die Alte traute dem Mädchen noch nicht über den Weg.

So kamen die beiden jungen Leute ganz harmlos und wie zufällig zusammen, obwohl Jean auf der Lauer gestanden hatte und achtgab, daß ihm niemand den Rang ablief.

Sie tanzten zusammen, und Lecocq stellte sich als Arbeiter in einer chemischen Fabrik vor.

„Da unten herum,“ sagte er mit einer unbestimmten Handbewegung. Das Mädchen fragte nicht weiter nach — sie war zufrieden, wenn sich überhaupt jemand mit ihr befaßte.

Und außerdem dünkte sie dieser Tanz ganz besonders schön.

Er war ganz anders als in Jena.

Dann tranken sie zusammen ein halbes Liter Wein. Der war besser als bei Madame Vernot und ging ordentlich in das Blut, außerdem schwirrte rings um sie ein Lachen und Flirten, daß man davon Herzklopfen kriegen konnte und in eine ganz leichtsinnige Stimmung geriet.

Plötzlich sagte Jean: „Wir wollen uns ‚du‘ nennen — ist es dir recht, Käthe?“

Er sprach ihren Namen mit einem absonderlichen französischen Akzent, so daß sie lachen mußte.

Dann entgegnete sie: „Ist das hier so Sitte?“

„Geht uns die Sitte denn etwas an? Das ist gut für vornehme Leute, die aus Langeweile Unsinn aushecken. Aber du und ich, wir sind zwei ehrliche Arbeiter, die ihr Brot mit den Händen verdienen, wir gehören zusammen und sollen das auch in Worten ausdrücken. Außerdem —“

„Was denn?“ fragte sie, als er eine Sekunde schwieg.

„Außerdem hab' ich dich gern.“

Nun mußte sie wieder lachen über diesen närrischen Menschen, der sie genau seit einer halben Stunde kannte und schon von Gernehaben redete. Aber es wurde ihr doch ein bißchen schwül dabei.

„Bei uns in Deutschland geht das nicht so schnell,“ sagte sie.

Nun tat er sehr erstaunt, daß sie mit ihrem fließenden Französisch und den schwarzen Haaren eine Deutsche sein wollte, und er hatte in fünfzehn Minuten ihre ganze Lebensgeschichte heraus — von dem Hause in der Saalgasse und der Verwandtschaft mit Madame Vernot. Nur ihr Verhältnis zu Egbert verschwieg sie, und als der Name der Tante über ihre Lippen kam, da sah sie Jean etwas ängstlich an und wartete, was er für ein Gesicht machen würde.

Aber seine Gedanken schienen auf ganz anderen Wegen zu gehen. „Dann bist du ja gar keine Deutsche," sagte er. „Wir sprechen immer von einem Vaterland, aber es ist doch die Mutter, die uns das Leben gibt, und nach der Mutter arten wir in den meisten Fällen. Du bist nur noch nicht wach geworden, sonst würdest du fühlen, daß wir Franzosen nicht länger als eines Herzens Schlag brauchen, um unser Herz zu verlieren. Ich habe dich doch im Arm gehalten, Käthe!"

„Beim Tanz —"

„Ach geh mir mit dem Tanz! Man kann das so und so machen, es kommt nur darauf an, was einer dabei denkt und fühlt. Ich habe etwas gefühlt, und das war deine Schönheit."

„Aber —"

Er änderte den Ton und senkte die Stimme. „Es ist hier schwül, und die Luft flirrt von Staub. Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen? Du sollst sehen, wie der Mond in Frankreich scheint."

Das war sie wohl zufrieden, denn wenn Staub und Hitze sie auch nicht besonders belästigten, so lag doch eine andere Glut im Saal, die aus den Augen und aus den Herzen emporloderte. Bei Beginn des Tanzes war ihr das noch nicht aufgefallen, aber der Wein floß

hier in Strömen, und sie spürte selbst ein sonderbar heißes Prickeln in den Adern.

Dann dachte sie daran zurück, wie es auch in Thüringen Sitte gewesen war, daß Burschen und Mädchen nach einem zärtlichen Reigen ausschwärmten, um ihrem übervollen Herzen Luft zu machen.

Es war niemand ein großes Leid dadurch geschehen.

Hinter dem Balllokal begannen Anlagen, die sich am Hange des Montmartre hinzogen und einen weiten Blick auf die Stadt gewährten.

Dieses Meer von Licht war so gewaltig, daß es die Strahlen des Vollmondes in sich auffsog, und das dumpfe Brausen, das von unten heraufklang, diente nur dazu, die Stille der nächsten Umgebung noch mehr hervorzuheben.

Das junge Paar setzte sich auf eine Bank und genoß schweigend den majestätischen Anblick. Dann ließ Käthe ihre Augen durch Busch und Baum wandern und faßte unwillkürlich nach dem Arm des Gefährten.

Es war ja gar nicht so einsam um sie her, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte; aber das heimliche Leben in den Anlagen entwickelte sich auf eine schattenhafte Weise — es wuchs gleichsam aus der Erde empor und huschte aus dem Dunkel über die hellen Stellen, um abermals in der Nacht zu verschwinden.

Käthe fühlte sich plötzlich so vereinsamt, daß sie Schutz bei dem suchte, der sich wenigstens einen ehrlichen Arbeiter genannt hatte.

„Fürchtest du dich?“ fragte er halblaut und hielt die Hand des Mädchens fest.

„Ja. Woher kommt das alles?“

„Die Nachtgestalten, die dort hinten auftauchen?“ Er wendete den Kopf rückwärts und machte eine verächtliche Bewegung. „Du mußt wissen, wir sind hier

dicht an den Grenzen von Paris. Es ist noch nicht lange her, da gehörte diese Gegend überhaupt nicht zur Stadt, da war sie ein Vorort mit allem Gesindel, das sich um den Köder lagert. Das ist nun besser geworden, aber es gibt noch immer Leute genug, die um diese Zeit ihre Uhr zu Hause lassen, wenn sie in den Anlagen des Montmartre promenieren wollen. Was du da vor dir siehst, das sind solche, die niemals eine Uhr besessen haben. Man redet sie besser nicht an, denn die Herrschaften haben ihre besondere Auffassung von Lebensart."

„Sind wir denn hier sicher?"

„So sicher wie in Abrahams Schoß. Liebespärchen werden niemals belästigt. Die haben doch nichts anderes bei sich als ein Herz, und es lohnt sich nicht der Mühe, das Messer hineinzustoßen."

Seine kecke und sorglose Art mißfiel ihr nicht; sie spürte im Gegenteil eine verwandte Saite, die bisher nur geschwiegen hatte, weil sie zum deutschen Gretchentum nicht paßte.

Aber gegen das „Liebespärchen" sträubte sie sich doch.

„Wir sind doch gar keins," entgegnete sie schnippisch.

„Das ist sehr schlimm, kleine Käthe. Siehst du den langen Kerl da drüben neben der Laterne? Ich kenne ihn zufällig von Ansehen, es ist ein berühmter Apachenhäuptling und sehr auf die Mädchen aus, das kann ich dir sagen. Wenn du mir jetzt nicht gleich um den Hals fällst und einen Kuß gibst, dann kommt er und holt dich als gute Beute. Aber anderen ins Gehege pfuschen — das tut er nicht."

Sie fühlte wohl, daß es mit dem Bangemachen nicht so ernst gemeint war, und daß er nur eine luftige Brücke webte für eine Zärtlichkeit, die eigentlich keine Bedeutung hatte.

Lieber Himmel, was ist denn ein Kuß?

Freilich, um den Hals fallen wollte sie ihm nicht, das wäre ja — treulos gewesen. Aber sie saß ganz still, hielt die Hände im Schoß gefaltet, und das Köpfchen drehte sie ein wenig herum, so daß er ihre schelmisch glänzenden Augen sehen konnte.

Da nahm er sie in den Arm und küßte sie.

Als ihre Lippen wieder Atem schöpften, denn es war ein langer und heißer Kuß gewesen, da sahen sie einander verwirrt an und machten nicht den Versuch, diese „bedeutungslose Zärtlichkeit" zu wiederholen.

Jean Lecocq brach zuerst das Schweigen. „Das war nicht dein erster," sagte er. „So weich und süß zu küssen muß man gelernt haben."

„Nein, es war nicht mein erster."

„Du hast schon einen Schatz gehabt?"

„Ich habe heute noch einen."

„Also ein Brautkuß. Da war ich wohl nur der Stellvertreter, und du dachtest dabei an den anderen?"

„Das kann man nicht," sagte sie ehrlich, „das bringt die Phantasie nicht fertig. Ich dachte an gar nichts."

„Und wenn ich dich jetzt wieder küsse, Käthe?"

„Dann werde ich vielleicht an dich denken."

Es war seltsam, daß er trotz dieses naiven Geständnisses nicht den Versuch machte. Er legte nur die Hand um die ihre und begann mit ihren Fingern zu spielen.

„Du mußt mir von ihm erzählen, Käthe. Ist das einer wie ich?"

„Ach nein," entgegnete sie hastig und gleichsam wie von einem Bann erlöst, „er ist ganz und gar nicht so wie du. Er studierte in Jena, aber es langte nicht mit dem Gelde, und da ist er nach Berlin gegangen — an eine Zeitung."

„Und der will dich heiraten, kleine Käthe?“

„Er sagt es — und er schreibt es.“

„Glaubst du das?“

Käthe zögerte mit der Antwort. Eine Sekunde lang war es, als ob sie weinen wollte, aber dann gewann der Trotz die Oberhand.

Sie warf den Kopf zurück und entgegnete: „Seinen Worten habe ich getraut, aber was er schreibt, das klingt so —“

„Kalt, nicht wahr?“

„Ja. Das ist das richtige Wort. Oder meinetwegen auch — verständig.“

Sie trug ein leichtes Tanzkleid mit herzförmigem Ausschnitt.

„Es ist ja warm heute abend, aber du könntest dich doch erkälten, Käthe.“

„Ich? Weshalb?“

„Nicht an der Pariser Luft, Kind — aber an der Berliner. Du trägst ja diesen eisigen Liebesbrief auf deinem heißen Herzen. — Nein, ich kann es nicht sehen, darüber darfst du ruhig sein; aber im Tanz habe ich es gespürt. Das Papier knisterte, als wollte es herausspringen.“

„Mag's!“

Das Wort fuhr so kurz und heftig heraus, daß er stutzte. Und dann kam eine jähe Handlung, die er noch weniger erwartet hatte.

Käthe griff in ihr Kleid, zerrte Egberts ersten und letzten Liebesbrief heraus, riß ihn mitten durch und warf die beiden Hälften weit von sich.

„So — nun ist es zu Ende!“

Er antwortete mit einem leisen Jubelruf und breitete die Arme aus. „Nein — nun fängt es erst an! — Süße Käthe, ich liebe dich — komm an mein Herz!“

Tief unten in Paris, am Trocadero, wo die Volksfeste gefeiert werden, stieg eine Rakete auf. In einem langen, feurigen Bogen schwang sie sich gegen den Himmel empor, zerstob in unzählige Sterne und erlosch wie ein Regen, wenn der Wind durch den tauschweren Wald fährt.

Käthe blickte starr auf das flüchtige Schauspiel und schüttelte langsam den Kopf. „Morgen — wann du willst. Meine erste Liebe war wie das Feuerwerk. Aber man geht doch erst nach Hause und träumt eine Nacht lang davon. Morgen um diese Zeit wollen wir uns wieder hier treffen. Ich habe dich vieles zu fragen, aber heute begreife ich nicht, wie das alles geschehen konnte. Gute Nacht."

Sie ging und bog die Schultern zusammen, als ob ein Frost über sie hinliefe.

Er sah, wie sie keinen Blick nach rechts oder links warf, obwohl die unheimlichen Schattengestalten wieder auftauchten und ihr von Baum zu Baum nachschlüpften.

„Sie geht sicher," murmelte Jean Lecocq. „Gestern hätte man dieses arglose Ding noch angefallen, aber heute ist sie eine Apachenbraut geworden und steht unter dem allgemeinen Schutz. Das ist ein Freibrief mit häßlicher Aufschrift — ich finde überhaupt, daß die Welt ziemlich gemein geworden ist."

Er bückte sich und hob die Fetzen des Briefes auf.

„Wie sie den Wisch zerriß — mit den Krallen einer wilden Katze! Es wird wohl von einer anderen was darin stehen, da haben sie alle den Teufel im Leibe. Nichts ist leichter, als ein Mädel kirre zu machen, zweimal 'rum um den Saal und sie kleben an der Leimrute — es ist nur merkwürdig, daß sie immer alles für sich allein haben wollen."

* * *

Nördlich vom Montmartre, wo das Gelände wieder abdacht, beginnen die Ausläufer von Paris. Das charakteristische Stadtbild der geschlossenen Straßen, die sich wie ein Irrgarten ineinanderschachteln, wird durch jene neueren Häuserzeilen abgelöst, die überall von Bauzäunen unterbrochen sind und an allen Ecken und Enden einen Ausblick in das nackte Land gewähren.

Weiter hinaus liegen die Forts, zwischen ihnen und der eigentlichen Stadt aber ist die Möglichkeit offen gelassen, im Falle einer Belagerung zu säen und zu ernten. Man sieht indessen kaum einen Acker. Das Antlitz dieses Erdgürtels hat weder ein städtisches noch ein ländliches Gepräge. Es wird von der Bauspekulation durchfurcht, und zwischen den spärlichen Gemüsegärten liegen Bretterbuden verstreut, die oft aus einem verkrachten Unternehmen stammen und von den Architekten verlassen sind.

Diese unfreundliche Wüstenei ist die eigentliche Domäne der sogenannten Apachen, jenes Auswurfs der Pariser Bevölkerung, der wie seine indianischen Paten in seiner Unbändigkeit aller höheren Kultur und Zivilisation widerstrebt und obendrein einen gewissen Stolz empfindet, mit dem Gesetz und der Ordnung den ewigen Krieg zu führen.

Man kann nicht sagen, daß sie dort wohnen, denn diese Leute wohnen überhaupt nicht; ihr „Beruf“ zieht sie immer wieder wie die Motte das Licht in die belebteren Teile der Stadt und oft bis in das Zentrum der vornehmsten Boulevards. Ihre Zerstreuung und ihre Stammlokale suchen sie aber in Vorstadtkneipen und versteckten Winkelcafés. Aber auch diese Nachtvögel haben mitunter das Bedürfnis nach Schlaf, und sie scheuen die zahllosen Asyle, weil dort immer noch das Auge des Gesetzes hineinschielt. So kriechen

sie am liebsten dort unter, wo ein verlassenes Dach ist — in halbfertigen Zinshäusern, in den Geräteschuppen der Gemüsehändler, am liebsten in den verlassenen Bauhütten der verkrachten Spekulanten.

Eine solche hatte auch Jean Lecocq sich ausgesucht.

Er war gänzlich auf den Hund gekommen, denn bei seinem Bildungsgrad konnte oder mochte er sich nur an wissenschaftliche Beschäftigung halten, und die erlittene Gefängnisstrafe schob ihm überall einen Riegel vor. Nahe Verwandte besaß er nicht, und die fernerstehenden hatten sich von ihm losgesagt. Sein letztes Besitztum war ein noch halbwegs anständiger Anzug, in dem er abends zu den Tanzvergnügungen ging. Das Geld dazu — nun, das mußte er eines Tages aus fremden Taschen nehmen — so oder so. Aber bis jetzt war es noch nicht so weit gekommen, er hatte unmittelbar nach Verbüßung seiner Strafe die Bekanntschaft von Charles Renard gemacht, und dieser seltsame Mann schien nicht nur Geldmittel, sondern auch ein Herz zu besitzen, vielleicht deshalb, weil sie beide die soziale Leiter hinuntergestiegen waren, möglicherweise auch aus anderen und selbstsüchtigeren Gründen.

Es waren ein paar Tage vergangen, und das Wetter hatte sich geändert. Es regnete nicht, aber ungeachtet des Hochsommers hing ein dicker Nebel über Paris. In den Straßen mochte man das nicht so unangenehm verspüren, aber draußen im Gelände, zwischen Schutt und Disteln und Unrat, hätte ein Hypochonder Selbstmord begehen können.

Das war Jean Lecocq zwar nicht, aber er lag an diesem trüben Morgen dennoch ziemlich mißmutig in seiner Hütte.

Die Ingenieure der verkrachten Baufirma hatten natürlich alles aus der Bretterbude mitgenommen, was

nicht niet- und nagelfest war, und zu letzterem gehörte nur der kleine Kanonenofen, dessen man jetzt im Sommer ohnehin nicht bedurfte. Aber es stand ein Furageschuppen in der Nähe, und aus diesem hatte Jean Lecocq die erforderliche Menge an Heu und Stroh „im Wege der Requisition“ erworben. Der „gute Anzug“ hing an ein paar Holzpflöcken neben einem vergessenen Bauplan, und auf dem Ofen stand ein defektes Kochgeschirr, das vorüberziehende Truppen weggeworfen hatten.

„Feine Einrichtung!“ brummte Lecocq, nachdem er eine Weile in den trüben Morgen geblinzelt und seine Umgebung betrachtet hatte. „Wenn das kleine Mädchen nur eine halbwegs anständige Aussteuer mitbringt, dann können wir in dieser Bude hausen, bis die Polizei kommt und den Trauschein verlangt.“

Es hatte vorsichtig geklopft, und gleich darauf trat Charles Renard unter die Tür. Er war wie immer sorgfältig gekleidet und bildete zu dieser tristen Umgebung einen seltsamen Gegensatz.

„Du bist ja verwünscht früh auf den Beinen,“ begrüßte ihn Jean. „Der Nebel ist so gut wie eine Sommernacht, und du solltest wissen, daß die Nächte in dieser Gegend ein bißchen gefährlich sind — besonders für einen heilen Rock und was darin steckt.“

„Mir tut man nichts, mein Junge.“

„Sie kennen dich zu gut. — Hast du meinen Brief erhalten?“

„Ja. Das Papier stammte wohl von einem Kehrichthaufen. Ich hatte übrigens Mühe, den Weg zu dir zu finden. Seit wann wohnst du in dieser Villa?“

„Seit gestern. Ich habe beschlossen, mich seßhaft zu machen.“

„Den Wunsch hätte ich auch, aber ich sehe keine rechte Gelegenheit.“

„In dem Gemüsegarten nebenan muß ein dreibeiniger Stuhl stehen,“ brummte Jean. „Wir helfen uns hier nachbarlich aus.“

Als Renard mit dem lahmen Möbel zurückkehrte, war Jean in die Kleider geschlüpft und stopfte eben Holz in den Ofen.

Der andere sah ihm verwundert zu. „Willst du da Kaffee kochen?“

„Nein, Gemüsesuppe aus dem Nachbarsgarten. Ich sagte ja schon, daß wir uns gegenseitig aushelfen.“

„Also gänzlich auf dem Hund? Es langt nicht mal mehr für einen Kaffee? Ich habe dir doch erst vor acht Tagen fünfzig Franken gegeben.“

„Stimmt,“ sagte Jean und grinste. „Fünfzig Franken sind eine ganze Masse Geld. Für den zehnten Teil schlägt man unter Brüdern einen Menschen tot. Aber wenn man eine Braut hat, Charles, dann will die Kleine doch auch was wissen. Heutzutage kriegt man keinen Talmiring mit Simili unter hundert Sou.“

Die Augen des anderen leuchteten auf. „Also ist es schon so weit? Du bist ein Teufelskerl, ich mache dir mein Kompliment!“

Jean Lecocq rumorte in seinem Ofen und fluchte halblaut vor sich hin. Plötzlich machte er eine Wendung und blickte seinen Genossen finster an. „Sprich nicht mehr davon, sonst schlag' ich dir das Schüreisen auf den Kopf! Laß uns zum Geschäft kommen.“

„Soll mir recht sein. Also du schriebst —“

„Wegen dieser verrückten Idee. Als wir neulich davon sprachen, hielt ich dich faktisch für betrunken, denn sie klingt so abenteuerlich —“

„Du irrst, mein Lieber,“ sagte Renard gelassen. „Wer lange Jahre in einem der größten Antiquariate der Welt tätig gewesen ist, der kennt die Geschichte

literarischer Fälschungen ziemlich genau. Ich behaupte, daß es keine bedeutende Bibliothek gibt, die nicht das eine oder das andere Monstrum aufzuweisen hat, und in vielen Fällen wissen die gelehrten Herren es auch ganz genau. Aber sie haben sich nun einmal betrügen lassen, und hinterdrein schließen die Scham und die Eifersucht ihnen den Mund. Was ich vorhabe, ist im Grunde genommen ein Kinderspiel, denn es handelt sich nicht um einen Text, der schon anderweit ganz oder teilweise bekannt ist, sondern um eine Neuschöpfung, die der Phantasie jeden Spielraum läßt. Man soll mir doch erst einmal nachweisen, daß Lessing nicht so, sondern anders geschrieben hätte — der Name macht die Leute ja blind und taub. Ich hab's erlebt. Da hatte jemand ein mäßiges Gedicht verbrochen und behauptete, es sei von Goethe. Man hob das Geschmier in den Himmel. Er gestand die Wahrheit ein — und man sagte, es sei Schund. Unsere Zeit ist kritiklos, es ist die Zeit, wo der Weizen eines Fälschers blüht."

Er lächelte und strich sich die Haare aus der Stirn.

„In diesen Tagen habe ich fast den ganzen ersten Akt geschrieben. Es erinnert mich an die Zeit, wo ich bei dem Théâtre Français mein erstes Drama einreichte und man mir das Werk mit dem Bemerken zurückgab, daß es sich um hundert Jahre verspätet habe. Aus Verzweiflung wurde ich Buchhändler. Nun soll mir die Welt meinen zerstörten Dichtertraum mit Gold bezahlen! — So, jetzt hast du das Wort."

Jean Lecocq griff in die Tasche und brachte einen in zwei Hälften zerrissenen Brief zum Vorschein. Das Papier war arg zerknittert, und er glättete es so zart mit den Fingerspitzen, als ob er die Wange eines Mädchens streichle.

„Wenn du wüßtest, wo diese Fältchen herstammen!

Es ist seltsam, daß die Weiber keinen Unterschied zwischen einem Mann und einem Simpel machen — ist es nur ein Liebesbrief, dann tragen sie ihn an ihrem Herzen. Was zahlst du mir für den Wisch?"

„Bist du verrückt?"

Jean lachte und berührte tändelnd mit den Lippen das Papier. „Veilchen — die Kleine hat doch Geschmack. Nun, mein Lieber, ich bin davon überzeugt, daß du niemals eine welke Rose geküßt hast. Und dennoch wirst du mir fünfhundert Franken für diesen Brief geben, denn er enthält die Adresse eines Mannes, wie du ihn suchst. Höre nur!"

Er trat an das Fenster, dessen schmutzige Scheiben nur wenig Licht durchließen, und begann zu lesen: „Der Hausherr trinkt, zeichnet Karikaturen für Witzblätter, hat die unheimliche Fähigkeit, jede Handschrift täuschend nachmachen zu können, und gilt im allgemeinen als Lump."

Er wendete sich wieder um.

„Was sagst du dazu, Charles Renard? Ist das nicht eine wunderbare Charakteristik?"

Der Besucher hob den Kopf, als ob er auf eine ferne Stimme lausche. „Woher stammt dieser Brief, Jean?"

„Fünfhundert Franken!"

„Hältst du mich für einen Krösus?"

„Ich weiß, was deine Sächelchen abwerfen," entgegnete Jean gelassen. „Die Million soll freilich erst verdient werden, aber unter Leuten, denen mit kleineren Falsifikaten gedient ist, hast du eine recht hübsche Kundschaft. Übrigens — weil es sich um dich handelt, will ich mit dreihundert Franken zufrieden sein. Dieser Brief hat mich selbst auch nur einen Kuß gekostet."

„Es gilt — dreihundert Franken!"

„Also der Brief stammt aus Berlin und ist von dem verflossenen Liebhaber meiner — Braut geschrieben. Es handelt sich in ihm um den Kunstmaler Willibald Specht in Berlin, Spandauerstraße 117. Dieser Mann hat nämlich die unheimliche Fähigkeit, jede Handschrift nachmachen zu können, und er besitzt die schätzenswerte Eigenschaft, ein Lump zu sein. Willst du noch mehr?“

Renard senkte den Kopf und nagte an der Unterlippe. „Lessing schrieb sehr charakteristisch — ich besitze mehrere faksimilierte Briefe von ihm. Wenige Zeilen kann man nachmachen, das bringe ich selbst fertig, aber ein ganzes Werk, Jean —? Vielleicht bleiben wir doch besser bei dem ursprünglichen Plan eines abgeschriebenen Manuskriptes und setzen nur hie und da Korrekturen von Lessings Hand hinein.“

Jean lächelte. „Die dreihundert Franken habe ich doch verdient. Übrigens bist du ein Narr. Der Schauspieler muß sich doch auch drei Stunden lang in eine Rolle hineinmimen, ohne nur eine Sekunde herauszufallen. Wenn dieser Willibald Specht erst die Geschichte los hat, dann muß er die Sache auch durchführen können, oder er ist ein Stümper, der keine Phantasie besitzt.“

„Du kannst recht haben. Aber dann müßte ich jedenfalls selbst nach Berlin.“

„Natürlich. Solche Dinge lassen sich nicht schriftlich abmachen — der Kerl könnte auch auf die Polizei laufen.“

„Schwerlich. In diesem besonderen Falle würde man ihn höchstens auf die Schulter klopfen und einen anständigen Kerl nennen. Kauf' ich mir was für 'nen anständigen Kerl? Nicht mal 'nen Schnaps, und er soll doch saufen.“

Sie hingen beide ihren Gedanken nach. Der Nebel hatte sich draußen allmählich zerteilt, es wurde heller.

„Also nun das Papier,“ nahm Renard wieder das Wort. „Ich wiederhole dir, es ist und bleibt die Hauptsache, denn das muß unbedingt echt sein, es muß aus Lessings Zeit stammen. Wir können alles fälschen, aber nur kein altes Papier. Und es ist schwer zu bekommen, denn man darf keine Anzeige in die Zeitung setzen, die ganze gelehrte Welt würde sofort stutzig werden. Ich danke es dem Zufall, daß gerade dieser Tonndorf in Jena die richtigen Akten besitzt, und ich will dir bekennen, daß meine Idee erst dadurch wachgerufen wurde. Also unsere Rollen sind danach verteilt: du mußt zuerst nach Jena, und wenn wir das Papier haben, dann reise ich nach Berlin.“

Jean Lecocq machte eine unmutige Bewegung. „Warum willst du nicht selbst nach Jena? Als Kollege kannst du dich doch leicht bei dem Antiquar einführen —“

„Und damit eine furchtbare Dummheit begehen, mein Lieber. Erstens wird der alte Sonderling gerade mich nicht über seine Schätze lassen, und zweitens muß ich doch später das Manuskript auf den literarischen Markt bringen. Also meine Person bleibt aus dem Spiel. Es darf überhaupt kein Diebstahl stattfinden, sondern der Täter muß Gelegenheit haben, die Akten mit Muße zu betrachten und die leeren Blätter vorsichtig auszulösen. Man schrieb zu jener Zeit auf beiden Seiten, und man schrieb sparsam; ich brauche nur etwa zwanzig halbe Bogen, das genügt vollständig. Der zukünftige Schwiegersohn —“

Charles Renard hielt erschrocken inne, denn sein Genosse hatte plötzlich einen Wutanfall bekommen. Er stieß mit einem Fußtritt den morschen Ofen zusammen und trampelte grimmig auf den Trümmern herum.

„Ich wollte, ich hätte dich so unter den Füßen, du Hund! Ist es nicht genug, daß ich dir einen Komplicen verschaffe, daß ich dir die Tinte fabriziere und hinterdrein das Maul halte? Mußt du mich auch noch zu einem Schuft machen, der einen alten Mann um sein einziges Kind betrügt und sich ihm als ehrlicher Kerl aufdrängt?! Ich muß lachen, wenn ich denke: Jean Lecocq, der Apache, der Bewohner dieser Räuberbude, kommt als zukünftiger Schwiegersohn in das fremde Haus, bringt Grüße von der Tochter mit, hält um die Hand des Mädchens an, setzt seine Füße unter den gastlichen Tisch, schleicht sich in das Vertrauen des Vaters ein — — ich muß wahrhaftig lachen, wenn ich mir das alles vorstelle!“

„So lach doch!“ sagte Renard, der seine Ruhe wiedergefunden hatte.

Jean warf sich auf das Strohlager und fuhr mit beiden Händen in die schwarzen Haare. „Brüllen könnte ich vor Wut! Es ist wahr, ich bin auf deinen Plan eingegangen, ich habe mit dem Mädel angebändelt, ich habe dieses heiße Herz genommen, wie man eine Kohle von der Erde aufnimmt und damit jongliert, um sich nicht zu verbrennen. Aber ich habe mich wirklich dabei verbrannt, wenn du kalte Hundenase auch nicht daran glauben willst. Ich stehe lichterloh in Flammen, ich liebe dieses süße Kind wie ein Wahnsinniger, ich könnte sie heiraten oder umbringen — es kommt ja auf dasselbe hinaus!“

„So heirate sie,“ sagte der unerschütterliche Renard.

Er wich aber dennoch einen Schritt zurück, denn Lecocq war wieder aufgesprungen und stand dicht vor ihm.

Doch der Paroxysmus war vorüber, denn der junge

Mensch steckte beide Hände in die Taschen und blickte durch das Fenster.

„Es ist jetzt ganz hell geworden," sagte er. „Auch über dieser verfluchten Gegend scheint die Sonne. Letzte Nacht war es sehr dunkel, und ich hörte irgendwo einen Schrei. Vermutlich wurde jemand umgebracht, wie das so unter Kameraden üblich ist. Sie machen ein Gewerbe daraus, diese Zaunritter und Strauchdiebe, und ihre sogenannten Weiber waschen ihnen hinterdrein die Blutflecken aus den Kleidern. Es ist ein schöner Ehrentitel, Apachenfrau zu heißen, und die Grisetten im Quartier Latin spucken davor aus. Ich rate dir nicht, das Wort noch einmal in den Mund zu nehmen."

Charles Renard wurde ungeduldig. Alles Schwankende und Ungewisse war seinem energischen Charakter verhaßt, die Umkehr auf dem begonnenen Wege dünkte ihn schlimmer als Mißlingen und Untergang.

„Was willst du denn eigentlich mit dem Mädchen?" fragte er.

„Ich weiß es nicht, ich denke nicht darüber nach, ich schließe meine Augen vor dem Ende. Sie ist eine Rose, deren Duft mich erfreut — wenn die Rosen welk werden, so ist es ein Gesetz der Natur. Gib mir noch eine oder zwei Wochen Zeit, dann will ich mich entscheiden; den deutschen Zöpfen wird noch früh genug das Fell über die Ohren gezogen. — Wie soll es mit der Gewinnteilung gehalten werden?"

„Die Hälfte für mich, der Rest halbschichtig für dich und den Schreiber."

„Und du rechnest wirklich auf eine Million?"

„Mit Sicherheit. Diese Deutschen sind reich geworden, unsere Verleger kommen nicht mehr mit. Man hat für Nansens trandurchtränkte Tagebücher Preise gezahlt, die dem Figaro und den Pariser Buchhändlern

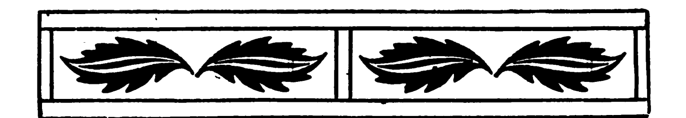
Angstschweiß auspressen würden. Wenn ein Klassiker aus dem achtzehnten Jahrhundert seine Grabesstimme erhebt, wird ganz Deutschland von einem Taumel ergriffen werden. Es ist nicht das Werk und sein innerer Wert, denn der Lessingsche Faust wird nicht so interessant zu lesen sein wie eine Nic Carter-Geschichte, aber die Romantik hat noch immer jenseits des Rheins eine Heimat in den Köpfen, und darauf baue ich meinen Erfolg."

Er nahm seinen Hut und wendete sich nach der Tür.

„Also zwei Flitterwochen — ich werde unterdessen den Teufel andichten. Für jetzt wäre mir sein Zaubermantel willkommen, denn der Seinepräfekt liebäugelt schon längst mit mir, und seine Bluthunde brauchen mich nicht im Apachengelände aufzuspüren."

(Fortsetzung folgt.)





Unter Prinz Eugen vor Belgrad.

Historische Skizze von A. Dolleczek.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine üppige Vegetation, bald an uralte Wälder erinnernde Holzbestände von Eichen und Weiden, bald versumpfte Rohrdichtungen, in denen unzähliges Federwild nistet, begleitet die Ufer der südungarischen Flüsse. Von Holzfällern und Fischern ausgetretene Fußpfade, manchmal zu notdürftigen Prügelwegen verbreitert, schlängeln sich, oft einander durchkreuzend, zwischen Wald und Au, und es bedarf besonderer Ortskenntnis, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Batista Ornani, Rottmeister beim kaiserlichen Regiment Savoyendragoner, hatte diese Kenntnis freilich nicht. Mit fünf Dragonern war er von seinem nach dem Kriegschauplatz im Banat marschierenden Regiment an das Ufer der Maros kommandiert, um Sattelzwieseln in den Wäldern zu schneiden. An den Sätteln der Pferde baumelten auch schon mehrere der so sehr gesuchten, natürlich gebogenen Hölzer, welche die Dragoner gefunden hatten, aber den Weg hatten sie verloren, und kein Mensch war in der Einöde zu finden, der sie zurechtgewiesen hätte.

Es war im April des Feldzugsjahres 1716, als

Prinz „Eugenio von Savoy"*) seine Truppen gegen die Türken an der Donau versammelte.

„Corpo di Bacco!" fluchte der Rottmeister, als die kleine Schar wieder an eine Wegkreuzung gelangt war. „Da sind wir genau, wo wir schon einmal waren. Da sind ja die Hufspuren unserer Pferde."

„Ganz richtig. Vier Nägel am Außenrand und drei am Innenrand, wie sie unser Stabsschmied beschlägt," meinte ein Dragoner und lüftete seine stählerne Sturmhaube, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Und wir sind seit Sonnenaufgang schon sieben Stunden unterwegs, wie die Lunte anzeigt," rief ein zweiter.

Es war damals bei den mit Luntenarkebusen bewaffneten Truppen Gebrauch, daß außer im Gefechte nur ein Mann seine Lunte brennend unterhielt, die dann als eine Art Uhr durch ihr allmähliches Abbrennen die Zeit angab; die anderen Dragoner hatten ihre Lunten um Hals und Schultern geschlungen.

Da klopfte der Rottmeister mit dem Finger auf seinen Küraß, was „Achtung" bedeuten sollte. „Hört ihr nichts?" fragte er leiser.

„Mir kommt es vor, als wäre irgendwo Musik," sagte ein Dragoner.

„Richtig," erklärte der Korporal, „es ist wirklich Musik — eine Schalmei oder Hirtenpfeife. — Weiß der Himmel, was da für ein verrückter Kerl kommt. Nun, für alle Fälle wird er uns Auskunft geben können. — Aber versteckt euch, sonst kneift der Kerl womöglich aus."

*) Er schrieb sich immer in diesem Gemisch von Italienisch-Deutsch-Französisch, um seine Zugehörigkeit zu diesen drei Nationen zu zeigen.

Die Dragoner lenkten ihre Pferde ins Dickicht.

Nach einer kleinen Weile zog des Weges ein lustiger Geselle. Er saß querüber auf einem derben Ackergaul, war in schwarze abgetragene Kleider gehüllt und blies vergnügt auf einer Querflöte die alte, seit etwa vierzig Jahren allgemein bekannte, von Wien aus sich in das Land ausbreitende Melodie „Oh, du lieber Augustin, alles ist hin“. Er war offenbar ein fahrender Student, der bei irgend einer Hochzeit in der Umgegend zum Tanze aufgespielt hatte; der Lohn hierfür, ein Truthahn und eine Speckseite, baumelten an der Seite des Pferdes.

„Halt — wer da!“ hörte er sich plötzlich angerufen. „Wohin des Weges, Geselle?“

Die sechs Reiter umstellten ihn.

Der Ackergaul wieherte die Dragonerpferde an, sein Reiter lüftete den schäbigen Federhut höflich gegen die Soldaten.

„Nach Kisfalu, ihr Herren. Komme von einer Hochzeit.“

Das freimütige Auftreten des jungen Mannes gefiel dem alten Rottmeister. „Ist's noch weit bis Kisfalu? Wir müssen auch dahin. — Könnt Ihr uns führen?“

„Ist mir Ehre und Vergnügen, in so ruhmreicher Krieger des Savoyschen Regiments Gesellschaft zu reiten. — Aber heute erreichen wir den Ort nicht mehr.“

„Und uns knurrt der Magen.“

Der fahrende Gesell verstand die Anspielung. „Ein Stück Speck und ein Stück Brot, das ich im Zwerchsack habe, wird den knurrenden eine Stunde beruhigen. Dann kommen wir an das Ufer der Maros, und dort in der Schenke des alten Rau wollen wir den Trut-

hahn näher anschauen. Der alte Rau hat einen Wein dazu, daß man sich den Finger ablecken muß, und eine Tochter — na, da sind alle fünf Finger zu wenig dafür."

„Bravo!" brüllten die Dragoner.

Der Student lachte. „Oha," rief er, „das ist mein — da habt ihr euren Speck und Brot! Könnt unterwegs futtern. — Und nun vorwärts!"

„Wie heißt Ihr denn, Ihr lustiger, kecker Patron?" fragte Batista Ornani den jungen Menschen, der neben ihm ritt.

„Julius Trinner, ledig, fahrender Student, heute da, morgen dort."

„Da führt Ihr ja ein lustiges Leben."

Trinner machte eine wegwerfende Miene. „Es geht so," meinte er.

„Ihr würdet einen famosen Dragoner abgeben."

„Meint der gestrenge Herr Korporal?"



Savoyendragoner.
(Uniform von 1683—1748.)

„Ein Mensch, der lesen und schreiben und obendrein Lateinisch kann? — Ihr könnt es zum Regimentsschultheiß bringen."

„Wollen es überschlafen, Herr Rottmeister. Habe schon selber daran gedacht. — Und nun zum Marsche ein lustiges Lied!"

Er zog seine Flöte hervor und blies zwischen den einzelnen Versen eine lustige Terz:

„Froh leben die Soldaten,
Der Bauer zahlt den Braten,
Der Winzer gibt den Most —
Das ist Soldatenkost.
Heut schwören wir zur Fahne
Und morgen zu der Kanne,
Und gestern war's die Maid —
So geht Soldatenzeit!“

Johlend fielen die Dragoner ein. Der Wald begann sich zu lichten, es kam eine sumpfige Wiese, auf der Scharen munterer Kiebitze ihr „Kiwitt“ ertönen ließen, und plötzlich tauchte ein größeres schilfbedecktes Gebäude auf — Raus Schenke und Fährhaus.

Wider sonstige Gewohnheit herrschte heute im Hofe und Hause reges Leben. Ein großer Transport Pulver, Kugeln, Brandzeug und sonstiges Kriegsgerät war von den siebenbürgischen Festungen auf dem Flusse in großen Flachbooten verladen worden und sollte dann bis Semlin geführt werden. Die begleitenden Konstabler und Büchsenmeister hatten hier kurze Rast gemacht, und einige der trinkfesten Jünger der heiligen Barbara*) gaben dem alten Rau und seinen zwei Knechten vollauf zu tun.

Als die neuen Gäste ankamen, wurden sie von den Büchsenmeistern mit lautem „Halloh, dragunï!“ begrüßt, und der Altfeuerwerker Dworschak bemühte sich, den Kameraden von der Reiterei die Vorzüge der kaiserlichen „Archelley“ recht drastisch vor Augen zu führen.

*) Schutzpatronin der Artillerie.

Trinner benützte die Gelegenheit, sich von der Gesellschaft zu trennen; er stellte sein Pferd in den Stall, durchschritt den weiten Hausflur und befand sich bald in einem Zimmer, in dem der alte Rau seine Tochter vor unwillkommenen Gästen und ausgelassenen Zechern zu verstecken pflegte.

„Salve, Linerl! Gott zum Gruß!“

„Jesus — der Julius!“ rief das hochgewachsene Mädchen, das wohl auch ohne das väterliche Versteck etwaigen Widersachern gewachsen gewesen wäre. „Wo kommst denn her? Und weißt schon das Neueste?“

„Mit kaiserlichen Savoyendragonern komme ich, mit ganz vortrefflichen Leuten — und was ist's mit dem novum?“

„Hängt mit Savoyen zusammen. Du kennst doch den Vetter Tomko, der Kurier beim Hofratspräsidio ist?“

„Und Privatdepeschenträger zwischen ihm, dem Prinzen Eugen und der schönen Gräfin Batthyany.“

„Der sucht für die Gräfin in hiesiger Gegend ein neues Frauenzimmer. Der Tomko möchte mich dafür haben. — Was meinst?“

„Natürlich sofort annehmen und in die Dienste der mächtigen Dame treten!“

Die entschiedene Zustimmung war offenbar nicht ganz nach dem Sinne des Mädchens. Linerl ließ gekränkt den Kopf hängen.

„Du hast von mir lesen und schreiben gelernt, von deinem Vater Sprachen, bist in der Welt als Soldatenkind weit herumgekommen, du würdest also vortrefflich passen,“ redete Trinner weiter zu.

„Aber — was wird's mit uns?“

„Nun, in derselben Minute ist auch mein Entschluß gefaßt. Ich bleibe auch nicht der fahrende Student,

der von den Abfällen der Hochzeits- und Kirchweihfesttafeln lebt, ich will nach Höherem streben und nach hoffentlich bald erreichtem Ziel vor dich hintreten.“

„Was willst du tun?“

„Ich lasse mich anwerben.“

„Dann schießen sie dich tot, Julius!“

„Nicht jede Kugel trifft, und du —“

Aufgeregt trat der alte Rau ein. „Natürlich — da finde ich den lockeren Gesellen, und die Dragoner drinnen drehen sich die Hälse nach dem fahrenden Studio aus. Gleich kommst du mit mir!“

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister!“ rief der Student, winkte dem Mädchen zu und verließ das Gemach, um kurz darauf, begleitet vom kopfschüttelnden Rau, in das überfüllte Gastlokal zu treten, wo die Dragoner und Konstabler den Erzählungen Dworschaks zuhörten.

Trinner ergriff sofort einen Holzbecher, hob ihn hoch und rief: „Kameraden, auf das Wohl unseres Generalissimus, des kriegsfesten Prinzen und Generalfeldmarschalls Eugenio von Savoy! — Nehmt mich auf, ich will Dragoner werden!“

„Bravo, bravo!“ brüllten die Dragoner.

Der alte Rau umarmte den neuen Rekruten und rief: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn!“

Der Rottmeister Ornani setzte dem Studenten einen Helm auf den Kopf, indem er feierlich rief: „Geworben und eingestellt als Dragoner in das hochedle Regiment Prinz Eugenio von Savoy!“

Ein kräftiger Handschlag besiegelte den Pakt.

Aber die Konstabler, namentlich der Altfeuerwerker Dworschak, waren unzufrieden.

„Ise Skandal, daß junger gescheiter Student zu Dragoner sich meldet. Archelley allanig ist für gebildete Mensch. Bombenwerfen ise Kunststuck, gegen

welche Doktor Faustus selber ise elendiger Lapp. Kommt mit vor eine Festung türkische, und ich werd's Euch zeigen, was Artillerist kaiserliches kann. — Idrow!"

„Oho, die Dragoner sind auch was wert!" schrie der Rottmeister.

„Freilich, freilich," sagte der Altfeuerwerker und reichte den Becher dem neuen Rekruten hinüber. „Gescheite Köpfe kennen keinen Unterschied nicht, ob Altfeuerwerker von Archelley oder Rottmeister von Dragoner!"

Da ertönten vom Ufer her die langgezogenen Töne des Zapfenstreiches. Die Konstabler beglichen ihre Zeche und verließen die Schenke.

Julius Trinner wurde vorläufig der Korporalschaft Ornanis zugeteilt und machte den Feldzug dieses Jahres im Regiment mit. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens, seine sonstige Bildung und Geschicklichkeit ließen erwarten, daß er bald befördert werde, und das schon kürzte seine Rekrutenzeit ab. Außerdem erwies er sich bald als gewandter Fechter und Reiter, verstand mit dem plumpen Karabiner umzugehen und stellte so bei jeder feindlichen Aktion seinen Mann. Namentlich bei dem Gefecht zwischen der türkischen Donauflottille und der kaiserlichen Artillerie, der die Savoyendragoner als Bedeckung dienten, und bei der Belagerung von Temesvar, wo er auch wieder mit dem Altfeuerwerker Dworschak zusammentraf. Auf dem Marsche und im Lager war er stets guter Laune, sang den Kameraden meist selbstverfaßte Schelmen- und Soldatenlieder vor, und als das Regiment wieder in seine siebenbürgischen Winterquartiere ab-



Prinz Eugen.

rückte, machte er sich durch Unterrichten der Soldatenkinder sowie durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten bei Regimentsfesten nicht nur sehr beliebt bei hoch und nieder, sondern verdiente sich auch manchen ehrlichen

Groschen, der freilich meistens wieder durch die Kehle ging.

Als im Frühjahr 1717 das Regiment die Winterquartiere verließ, um sich bei Peterwardein zu sammeln, wurde Julius Trinner zum Hauptquartier kommandiert und als Stabsreiter zur persönlichen Dienstleistung bei Prinz Eugen eingeteilt.

Dieser ungeheure Glücksfall für Trinner war auf ganz natürlichem Wege, das heißt mit Hilfe der Frauen erfolgt.

Linerl Rau hatte die Stelle einer Kammerzofe bei der vielvermögenden Freundin des Prinzen Eugen, der verwitweten Gräfin Batthyany, erlangt, hatte sich bei ihr in kurzer Zeit unentbehrlich gemacht und war ihr fortwährend in den Ohren gelegen, in die Nähe des Prinzen einen vertrauten Mann zu bringen, wozu sich ihr Bräutigam vorzüglich eignen würde. Die schöne Lorel ließ sich überzeugen, und sie brauchte nur ein Wort zu sagen, so erfüllte der Prinz ihren Wunsch.

Übrigens brauchte er seine Wahl nicht zu bereuen, denn Trinner erwies sich auch in seiner neuen Stellung als vortrefflich am Platze.

Die Ereignisse nahmen ihren Gang. Mitte Juni überschritt die Armee bei Pancsova die Donau und begann den Vormarsch auf Belgrad, in welcher Festung Mustapha Pascha über dreißigtausend Mann Kerntruppen versammelt hatte. Bereits Ende Juni konnte mit der Beschießung aus dreißig Kanonen- und fünfzehn Mörserbatterien begonnen werden.

Inzwischen hatte Köprili-Pascha bei Nisch ein Entsatzheer von zweihunderttausend Mann gebildet, rückte

mit diesem gegen Belgrad vor und bezog ein verschanztes Lager in der Weite eines Kanonenschusses von Eugens Lager entfernt. Offenbar bestand die Absicht, das kaiserliche Heer von Süden anzugreifen, während ein Ausfall von Norden her die Belagerer zwischen zwei Feuer bringen sollte.

Im Lager des Prinzen Eugen wütete die Ruhr, eine böse Pferdeseuche herrschte, und das ganze Heer der Kaiserlichen betrug nur ein Dritteil der Türken.

Aber kühn wie immer in seinen Entschlüssen rückte der Prinz mit seiner ganzen Macht gegen das Entsatzheer, es seiner braven Artillerie überlassend, die Festung zu beschäftigen. Er mußte mit dem Angriff dem Feinde zuvorkommen, ehe noch die Belagerten den beabsichtigten Ausfall auszuführen sich entschlossen.

Am 14. August, als der Angriff gegen Belgrad mittels langgezogener Laufgräben und Sappen bis zum Fuße des Glacis vorgeschritten war, entsandte der Prinz in der Nacht mehrere Ordonnanzreiter mit der Aufgabe, zu erkunden, ob für heute ein Ausfall aus der Festung in Vorbereitung sei.

Julius Trinner und ein Gefährte trafen gegen drei Uhr morgens eine Batterie zehnpfündiger Mörser — einen sogenannten Kessel — und wurden plötzlich von einer bekannten Stimme angerufen.

„Hallo, Trinner! — Servus! — wartet ein bissel!“ schrie der Altfeuerwerker Dworschak. „Zeig' ich Euch Kunststückl.“

„Er wird wieder ein Loch in die Natur machen wie schon zweimal heute!“ spottete ein alter graubärtiger Konstabler.

„Halt Goschen deinige!“ schrie ihn Dworschak an. „Erster Schuß ist für die Katze — zweiter Schuß reitet

Teufel, aber dritter — dritter muß sitzen, oder schlagt mir Schädel mit Hebebaum ein!“

Er ließ den Mörser mit Trichter und Pulvermaß laden, wozu er sorgfältig die Ladung ausgerechnet hatte, dann wandte er sich wieder an den ungeduldig harrenden Trinner.

„Oh, Bruderherz meiniges, ist mir so schwummerlich — habt's kein Wein?“

Trinner reichte ihm die Feldflasche.

Der alte Artillerist trank und trank einen tiefen, einen sehr tiefen Zug, wischte sich schmatzend den Schnauzbart und sagte: „To, to — das war gut. Jetzt ans Werk!“

Genau gab er dem Geschütz die berechnete Elevation mit dem Pendelquadranten, schnellte einen weißen Strich mittels einer mit Kreide bestrichenen Schnur als „höchste Linie“ auf die Oberfläche des Mörsers, und den Pendel dicht vor dem Auge haltend leitete er die übrige Bedienung an, durch geringe Seitwärtsbewegungen des Stückes dieses in die richtige Schußlinie zu bringen.

Dann stellte er sich in Positur und kommandierte: „Erster Zehnpfünder in Gottes und der heiligen Barbara Namen — Feuer!“

Ein kurzes Zischen, darauf ein heller, scharfer Knall, aus dem man noch den Metallklang des Anschlagens der Bombe an die Geschützwände heraushörte, und aus dem niedergedrückten Pulverdampf stieg zischend und pfeifend die Bombe hoch in die Luft. Der Feuerstrahl der Brandröhre umkreiste die schwarze Kugel wie ein Ring.

Mit offenen Mäulern und vor Aufregung blitzenden Augen verfolgten die Konstabler den Flug der Bombe.

Da erbebte die Erde, eine riesige schwarze Rauch-

wolke mit Feuerschwaden und mächtigen hellweißen Dampfklumpen untermischt erhob sich mit ohrbetäubendem Donner und Gekrache in die Luft, und eine Menge Schanzkörbe, Balken, Palisaden, aber auch eine Unzahl



Der kleine Mörser, aus dem der berühmte Schuß vor Belgrad abgefeuert wurde.

von Menschenleibern und Menschengliedern wirbelte durch die Luft, um nach einigen Sekunden wieder als grausiger, schauriger Regen im weiten Umkreise auf die Erde niederzuprasseln.

„Was ist geschehen?“ fragte entsetzt ein Kanonier.

„Nix ise gschegen!“ sagte kaltblütig Dworschak. „Hat Bombe meiniges Pulverkammer türkische troffen. — Schöner Schuß! Was, Pane Trinner? — Gib noch einmal Flasche deiniges.“

Julius Trinner reichte ihm die Feldflasche zu, und dann sprengte er über das leichenbesäte Glacis, um näheres zu erfahren.

Bald darauf trat er vor den Prinzen mit der Meldung: „Viertausend Türken, die sich eben zu einem Ausfall am Hauptpulvermagazin gesammelt, sind durch die Explosion vollständig vernichtet worden*).“

Prinz Eugen empfing den Bericht, ohne durch eine Mine seine hohe Befriedigung zu verraten. „Also,“ sprach er, „heute ist kein Ausfall, und wahrscheinlich überhaupt keiner mehr. Heute wird also Köprili nicht angreifen, morgen auch nicht. Aber übermorgen, am 16. August, greifen wir an.“

---

*) Dieser denkwürdige Schuß, wohl der wirkungsvollste, den je ein Geschütz verfeuert, ist historisch und ebenso Name und Person des Altfeuerwerkers Dworschak, der ihn gerichtet. Der kleine, von Halil in Wien 1714 gegossene Mörser gehörte zu jener Gattung, die der nachherige Reorganisator der österreichischen Artillerie aus den Geschützbeständen ausschied. Der Mörser wurde aber zum ewigen Gedächtnis aufbewahrt und steht vor dem k. k. Heeresmuseum in Wien unter Nr. 72. Auf seinem Mittelfelde sind zwischen den Medaillonenporträten des Kaisers Karl VI. und des Prinzen Eugen das savoysche Wappen und am oberen und unteren Visierreifen folgende Verse eingraviert:

„Anno 1717 den 14. Augusti
war ich vor Festung Bellegrad gesetzt zum großen Schröcken,
Und meine kleine Pum mußt viel zu Tode wecken.
Sie fiel ins Pulverhaus und ließe nichts darin
Als Jammer, Tod und Graus und schröcklichen Ruin.“

Und er gab den Befehl, alle Generäle und Truppenführer bei sich zu versammeln.

In der Nacht vom 15. auf 16. August rückte bei strömendem Regen die kaiserliche Armee aus den Schanzen heraus. Die Pferdehufe und Geschützräder waren mit Stroh umwickelt, um jedes Geräusch zu vermeiden; laute Rufe waren verboten, die brennenden Lunten wurden verdeckt getragen.

Das Regiment Savoyendragoner, das wie immer in diesem Feldzug am äußersten rechten Flügel marschierte, stieß in der Dunkelheit auf feindliche Arbeiter, die zu ihren Verschanzungen zogen. Aber die Finsternis war so groß, daß Freund und Feind sich kaum zu erkennen vermochten. Erst als gegen acht Uhr morgens der Regen nachließ und der Grundnebel sich zerteilte, bemerkte Prinz Eugen, daß sein rechter Flügel zu weit abgekommen war. Er ritt selbst hinüber, stellte sich an die Spitze der Dragoner und befahl den sofortigen Angriff.

Die Trompeten gellten, die Trommeln wirbelten, die Helme und Panzer klirrten, als sich die eiserne breite Mauer in Bewegung setzte.

Kleinere türkische Reiterhaufen wurden niedergesäbelt, mehrere Janitscharenabteilungen niedergeritten, als plötzlich ein riesiger Spahi mit eingelegter Lanze gerade auf den Prinzen anritt. Alles drängte zum Schutze heran. Zum Unglück strauchelt das Pferd des Prinzen und bricht in die Knie.

Da sprengt mit mächtigem Satz ein Reiter aus dem Gefolge hervor, sein Pallasch durchschwirrt die Luft — leider zu kurz. Er trifft nur die Lanze des Türken. Aber diese kommt aus der Lage und streift nur un-



Prinz Eugen in der Schlacht bei Belgrad am 16. August 1717.
Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Closs.

bedeutend den linken Arm des Prinzen. Das wild gewordene Roß des Spahi trägt ihn mitten hinein unter die ergrimmten Dragoner. Im Nu waren Roß und Reiter zusammengehauen.

„Ist ja nur ein Ritzer, den werden wir bald zupappen," tröstete der herbeigeeilte Feldscher.

„Es ist meine dreizehnte Wunde für Österreichs Ehre," sagte der Prinz.

„Gott gebe, daß es die letzte ist."

Bald kamen die Adjutanten und Meldereiter, später auch Generale und Truppenkommandanten vom Schlachtfelde zurück. Die Meldungen überstürzten sich. Der Feind war auf der ganzen Linie in heller Flucht. Zweihundert Geschütze hatte der Türke zurückgelassen, fünfzig Fahnen und zehn Standarten waren erobert.

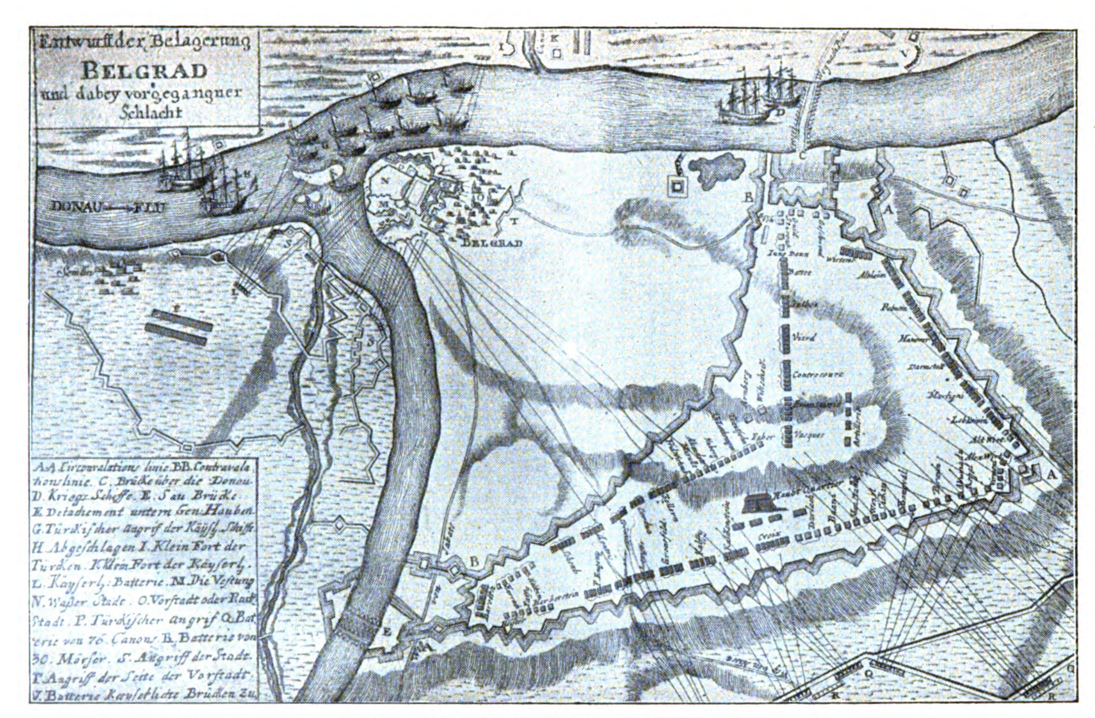
Da sah der wieder zu Pferde gestiegene Prinz beim Abreiten des Schlachtfeldes seinen Lebensretter, den Dragoner Trinner.

„Junger Mann, wir sprechen uns noch," rief er. „Feire Er heute unseren Sieg mit Seinen Kameraden. Ich danke Ihm."

In einer trockenen Niederung biwakierten nach der Schlacht die Savoyendragoner. Nach Besorgung der Pferde, die an Zeltpflöcke gebunden im Kreise standen oder wohl auch lagen, hatten die meisten Reiter sich auch zur Ruhe niedergestreckt, nur einige saßen beim flackernden Lagerfeuer und besprachen die Vorfälle des ereignisreichen Tages.

„Wer kommt denn dort noch herangeritten?" rief plötzlich ein Dragoner, auf eine Gestalt deutend, die langsam, Gangart und Richtung dem Pferde überlassend, sich auf die Gruppe zu bewegte.

„Donner und Doria!" schrie ein anderer. „Straf



Belagerung und Schlacht bei Belgrad. Nach Merian, Theatrum Europaeum

mich Gott, wenn das nicht unser Kamerad ist, der Trinner! Er dichtet wahrscheinlich wieder einmal."

„Servus, Trinner! Wie geht's dem Prinzen?"

„Danke, Kameraden! Die Wunde des Prinzen ist ganz unbedeutend. Er läßt euch danken für den heutigen Tag. Wir sollen eins auf Kaiser und Reich trinken."

„Bravo! — Und ein neues Liedl hast du auch gemacht?"

„Freilich, Kameraden. Höret zu! Die Melodie ist ja die alte, die unsere Pfeifer und Trommler spielen."

Er zog einen Zettel aus der Tasche, und mit voller Stimme begann er:

„Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Bellegrad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt' hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt.

Als die Brucken war geschlagen,
Daß man kunnt' mit Stuck und Wagen
Frei passier'n den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man ein Lager,
Alle Türken zu verjagen
Sehr zum Spott und zum Verdruß."

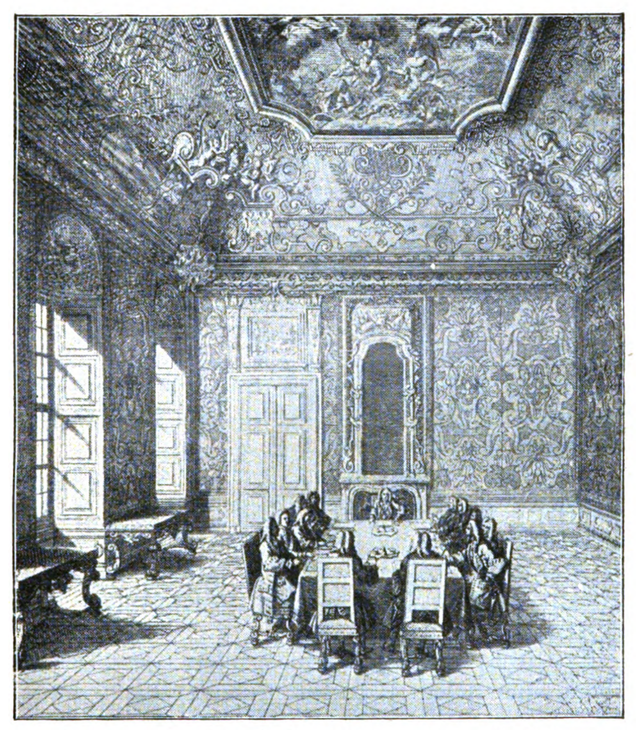
Der Chor, der anfangs leise, dann immer lauter mitgebrummt, fiel jetzt brausend in den Refrain ein.

So ging es weiter durch alle Strophen des Liedes.

Immer mehr Dragoner näherten sich der Gruppe, die Pfeifer begannen den Sang zu begleiten, und als das Lied ausgeklungen war, hatten sich viele Offiziere eingefunden, die eine Wiederholung verlangten.

Trinner entsprach gerne dem Wunsche, und jetzt erschallte das Lied schon vollkräftiger und mehrstimmiger.

Da entstand eine Bewegung im Lager. Prinz Eugen machte auf den Rat seiner Generale eine Runde durch das Lager, um alle Bedenken zu zerstreuen, die seine heutige Verwundung hervorrufen konnte.



Konferenz im Palaste des Prinzen Eugen in Wien.
Nach einer Zeichnung von Sal. Klein gestochen von J. N. Probst.

„Nicht aufhören! Weitersingen!“ rief der leutselige Prinz und hörte, mit dem Kopfe Beifall nickend, zu, bis die letzte Strophe verrauscht war.

„Das ist ja ein famoses Soldatenliedl,“ sagte er.

„Und mein wackerer Trinner dirigiert? Das Lied muß allgemein in der Armee werden und soll auch beim Vorbeimarsch an Generalen gespielt werden."

„Hoch Prinz Eugenio von Savoy!" riefen die Dragoner.

„Danke, danke! — Jetzt müssen wir weiter, unsere brave Archelley zu besuchen. Wie heißt doch Sein Freund, der den famosen Schuß getan, der uns zu dem heutigen Sieg den Weg geebnet hat und wohl Belgrad bald zur Kapitulation bringt?"

„Altfeuerwerker Dworschak," meldete Trinner.

Da trat der Stabschirurgus vor mit ernster Miene. „Vor einer Stunde habe ich die Nachricht bekommen, daß der Altfeuerwerker Dworschak gefallen ist," sagte er.

Belgrad kapitulierte tags darauf, und binnen zwei weiteren Monaten waren Serbien und Bosnien von kaiserlichen Truppen besetzt.

Kurz nach der siegreichen Schlacht erhielt der Prinz Depeschen aus Wien und Briefe von der Gräfin Batthyany, die ihn sehr beunruhigten. Es heißt sogar, daß die Gräfin verkleidet in dem Hauptquartier des Prinzen mehrere Tage mit ihm angelegentlich konferierte.

Der Prinz beschloß jedenfalls, sofort nach Wien zu fahren, und nahm in seinem Gefolge auch Trinner mit, den er zu seinem Sekretär beförderte.

Eines Tages berief er ihn zu sich: „Er möchte sich gerne verheiraten, wie ich gehört habe? Nun, Er hat mir manchen Dienst erwiesen, und ich möchte mich erkenntlich zeigen. Er hat die Bewilligung zur Heirat, und für den Hausstand will ich gerne sorgen."

So führte Trinner seine Lina heim. Aber er hatte

kein Glück mit ihr, sie starb schon nach kurzer Ehe an den schwarzen Blattern.

Es folgten elf Friedensjahre. Der alternde Prinz war griesgrämig geworden, jeden Abend sah man seine Kutsche mit den alten Pferden bespannt vor dem Belvedere, wo er wohnte, zur Freiung, dem Palaste der schönen Lorel, fahren, und oft mußte die Dienerschaft der Gräfin Kutscher und Wageninsassen wecken, die unterwegs eingeschlafen waren.

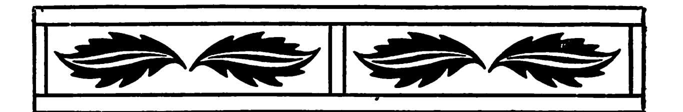
Der unglückliche polnische Auxiliarkrieg sah den zweiundsiebzigjährigen Prinzen wieder im Felde, aber kaum vom Feldlager zurückgekehrt, starb er unvermutet an einer Lungenlähmung.

Der Kaiser befahl, das Leichenbegängnis so zu halten, „wie es in österreichischen Landen noch bei keinem Untertanen geschehen sei, denn man solle sehen, daß des Verstorbenen Verdienste allezeit unsterblich sein werden“.

Julius Trinner war durch den Tod seines Gönners und Wohltäters tief erschüttert. Er verließ den Dienst, begab sich zunächst nach Pettau, wo sein Schwiegervater, der alte Veteran von Zenta und nachherige Gastwirt Rau, als Invalide in staatlicher Versorgung lebte, und als er auch diesen begraben hatte, suchte er in einem Kloster Ruhe und Frieden.

Das Totenbuch der Zisterzienserabtei St. Martin weist folgenden Eintrag auf: † 1763 Pater Cölestin recte Julianus Trinner.





Das letzte Spiel.

Erzählung aus dem Bühnenleben.

Von Gustav Finke-Bülter.

(Nachdruck verboten.)

„Kinder, ich weiß, ihr meint es gut. Doch ich will euch recht von Herzen bitten, unterlaßt alle geräuschvollen Ehrungen. Warum wollt ihr mich alten Mann in Aufregung bringen? Drückt mir die Hand an dem gepriesenen Tage, schenkt mir meinetwegen einen Spazierstock mit silberner Krücke, und ihr sollt meines Dankes gewiß sein. Nur nicht laut werden, Kinder — nur nicht laut werden! Dem großen Publikum ist es ja schließlich gleich, ob ich Jubelgreis mich ins Privatleben zurückziehe oder hier oben noch etliche Jahre Komödie spiele. Na, und die paar Getreuen wissen ohnehin, daß — — nun, daß es sowieso bald vorbei ist.“ Des Sprechenden Stimme zitterte ein wenig. Er holte tief Atem und schloß: „Wozu also der Lärm?“

Auf der matt vom Probelicht erhellten Bühne sprach Konrad Veltheim, Senior im Hoftheaterverband einer mitteldeutschen Stadt, diese Worte zu den ihn umringenden männlichen und weiblichen Kollegen, die ihm soeben angetragen hatten, den vierzigjährigen Gedenktag seines Eintritts in den Hort der Musen dieser Stadt und zugleich sein Abschiednehmen festlich

zu begehen. Gar vielgestaltig war die Feier gedacht: Artikel in den Zeitungen — Ansprache und Überreichung eines Ehrengeschenkes — glänzend erleuchtetes Haus und so weiter.

Hinter den Kulissen standen einige der älteren Kollegen. Sie kamen bald dahin, den alten Herrn als schon recht wunderlich zu bezeichnen.

„Na, wir können's ihm nicht übelnehmen," sagte mit boshaftem Bedauern der Charakterspieler, „er nähert sich dem biblischen Alter, und das ist die Zeit, wo die Leute anfangen, kindisch zu werden."

„Drum soll er endlich jüngeren Künstlern Platz machen," warf der Heldenvater ein.

„Dir, Großpapa — gelt?"

Der also auf seinen innersten Gedanken Ertappte ließ sich nicht gern an jene Würde mahnen, er warf darum dem, der so spöttisch gefragt hatte, einen vernichtenden Blick zu, nahm seine Bücher und entfernte sich.

Auch die anderen gingen, denn die Probe war zu Ende.

Draußen auf der Bühne aber sagte Adolf Kleinmichel, erster Chargenspieler und Veltheims Intimus, der allein bei diesem zurückgeblieben war, ziemlich unwirsch: „Sei doch kein Narr, Konrad! Du weißt, Leute aus unserer Zunft müssen mit der Gegenwart geizen. Warum also deine sehr unangebrachte Bescheidenheit? Wer wie du ein Menschenalter hindurch gearbeitet und gekämpft hat, kann ehrlich die Anerkennung dafür einheimsen. Man wird doch schnell genug vergessen."

„Ja — und eben darum will ich in aller Stille in der Versenkung verschwinden."

„Du entsagst nicht gern?"

„Man geht mindestens nicht ohne ein wehes Gefühl aus diesem Hause.“

„Dann hättest du den Abschied auch nicht einreichen sollen. Du bist mit deinen achtundsechzig Jahren noch rüstig genug — rüstiger gewiß als manch einer unserer jungen Lebegreise. Du kannst noch geraume Zeit deinen Affen hier oben tanzen lassen.“

Veltheim lächelte, legte seinen Arm in den des um zehn Jahre jüngeren Freundes und schritt mit ihm aus dem Theater.

„Begleitest du mich?“

Kleinmichel zog die Uhr, nickte und sagte: „Die Probe ist heute merkwürdig früh aus.“

Selbander wanderten sie durch zwei Reihen uralter Platanen, an schmucken Gärten vorüber und wohlgepflegten Anlagen.

Nach langem Schweigen begann der Alte wieder: „Sieh, Adolf, ich danke ja meinem Schöpfer, daß ich nach fast einem halben Säkulum Arbeit, da die meisten anderen nicht ohne Hilfe ihrer Mitmenschen auskommen, nur wenig gebeugt einherschreite. Mein Auge ist gut, meine Stimme trägt — und dennoch muß das Tor für mich verschlossen sein. Nichts ist entsetzlicher, als sichtbarlich vor den Augen der Zuschauer verfallen, klein werden, schwach werden. Oh, sie hätten ja jeden Grund, um auszurufen: Seht doch — den da oben — mit zittrigen Händen zeigt er uns Kraftgestalten großer Dichter! — Er soll lieber zu Hause seinen Blumen Wasser geben! Das würden sie rufen, laut, leise, versteckt, offen — und ich müßte meiner weißen Haare mich schämen. Bis heute ist das Gefühl der Scham, das bluterkältende, den eigenen Wert verringernde, mir ferngeblieben.“

Er richtete sich hoch auf, so daß ein paar Vorüber-

gehende erstaunt dem hünenhaft gebauten Manne nachblickten.

„Bis heute, Adolf. Aber es kommt in leisen Schuhen, geweckt durch ein spöttisches Lachen, ein heimliches Wort — morgen — in einem Monat — jedenfalls eines Tages. ‚Er wird alt, der Gute.‘ — Darum besser, mit letzter Kraft, doch ungebrochen der Kunst Valet sagen, als von ihr, der hehren, heiligen, das Gnadenbrot erhalten.“

„Es ist ein Grausen für uns, alt zu werden.“

„Und wenn auch! Dafür haben wir tausend Leben gelebt, tausend Freuden gekostet und nicht minder Leiden gefühlt. Alle Gottbegnadeten, die je aus einem Nichts Menschen schufen, alle schlugen an den Born in unserer Brust und ließen ihn überquellen. Das darf man im Alter nicht vergessen. Wir müssen dankbar sein — und bescheiden. Und nicht allen droht ja Einsamkeit, vielen winkt im Schoße der Familie ein Ausruhen von langer Lebensarbeit. Das sind die Glücklichen.“

Der alte Schauspieler schwieg. Die Hände auf dem Rücken faltend, suchte er mit seinen Augen versonnen nach einem Fleckchen blauen Himmels zwischen den jagenden Wolken.

Adolf Kleinmichel pflückte nachdenklich eine weiße Beere vom Strauch. Er sträubte sich gegen die Heirat seiner Tochter mit einem, der nicht vom Bau war. Jetzt wollte er einmal die Sache von allen Seiten beleuchten.

Dort, wo der Fußpfad abbiegt von der breiten Straße und schneller zum Friedhof führt, stand ein Mädchen. Über sein Gesicht huschte ein frohes Leuchten, als es die zwei Männer erblickte. Einen Schritt vortretend, grüßte es schüchtern und überreichte Veltheim

den kunstlos zusammengefügten Strauß, den seine mageren Händchen hielten.

„Meine kleine Blumenverkäuferin!“ erklärte Veltheim seinem Freunde. „Sie erwartet mich täglich hier. — Bin ein guter Kunde — gelt?“ fragte er lächelnd.

Das Kind nickte mit hellen Augen.

Er strich ihm liebkosend übers Haar, nahm den Strauß und gab ihm die schon bereit gehaltene Münze.

Sie fest umklammernd lief das Mädchen davon, während Veltheim und Kleinmichel in den Fußpfad einlenkten.

Der alte Schauspieler betrachtete sinnend die Blumen. Nach einer Weile sagte er leise: „Sie konnte nicht sein, ohne daß es grünte und blühte rings um sie her. Selbst im Winter trieb in der Stube irgend ein Zwergbäumchen.“

Kleinmichel schob wieder seinen Arm in den des anderen. „Ich weiß,“ antwortete er weich, wie wenn man von einem teuren Menschen spricht, „sie liebte, was farbenfroh der Erde Schoß entstieg, was nach Licht und Wärme verlangte. — Sie durfte dich nicht verlassen.“

„Just ein Jahr ist es her. Vergebens wie heute mühte sich die Sonne, dunkle Wolkenberge zu durchdringen — da trugen die schwarzen Männer mit eingefrorenen, traurigen Mienen sie in den schönen Garten — dort draußen, wo die steinernen Bäume wachsen. Just ein Jahr ist es her.“

„Konrad, wäre deine Ursula noch am Leben, sollte dir das letzte Spiel wohl leichter fallen.“

„Das letzte Spiel!“ wiederholte Veltheim.

Wirbelnd fegte der Wind dürre Zweiglein und vom Tod gefärbte Blätter vor sich her. Eines davon legte er wie tändelnd auf Adolf Kleinmichels Schulter.

Veltheim griff danach. „Wie schön die Natur sich schmückt, wenn sie schlafen geht! Dieses Blatt, zierlich fünfgezackt, weinrot in der Mitte und tiefgrün an den Rändern, die Aderlinien hell sich abzeichnend, sollte uns belehren, daß der Tod nichts Häßliches an sich hat. Der Tod ist nicht häßlich und nicht grausam. Ein froher Knabe ist er, der versöhnt, der die Hände Getrennter wieder ineinander legt, wenn das letzte Spiel zu Ende ist."

Überrascht von dem seltsamen Klang in des Freundes Stimme sah Kleinmichel auf. Doch als er den zufriedenen Ausdruck in dessen Zügen wahrnahm, beruhigte er sich. „Du wirst im kleinen Garten hinter deinem Hause noch manchen Herbst die Äpfel von den Bäumen schütteln," meinte er mit einem Versuch zu scherzen.

„Gewiß," meinte Veltheim zerstreut.

Inzwischen waren sie dem Gottesacker nahe gekommen. Die Pforte klinkten sie auf, und ohne von seinem toten Weibe zu sprechen, streute Veltheim die Blumen am Kopfende des bald gefundenen Hügels aus, entfernte hier ein fürwitziges Grashälmchen und lockerte dort die Erde.

„Das da ist mein Bett," sagte er zuletzt und deutete auf das eingefriedigte Stückchen Erde zu seinen Füßen.

Dann wandten sie sich ab vom stillen Ort.

Auf dem Heimwege bemerkte Kleinmichel, daß die leichte Trauer in Veltheims Gemüt einer sonnigen Heiterkeit gewichen war, denn plötzlich und ganz unvermittelt lachte er.

„Die meisten Kollegen werden eine unbändige Freude empfinden, daß ich mich nunmehr aus dem Staube mache."

„Einige — natürlich. Wer will es ihnen verdenken?"



„Niemand — ich am wenigsten. Die Jungen wollen auch zu Worte kommen.“

„Rollenhunger ist nicht viel weniger mächtig als der leibliche.“

„Ja, der Rollenhunger. Das ist ein häßliches Wort, Adolf. Eigentlich bedeutet es die Begriffe des gesunden Ehrgeizes, des Vorwärtsstrebens. Ein jeder von uns will ans Licht, ein jeder will zeigen, wie's ihm im Herzen brodelt, wie's singt und klingt in seiner Seele. Er will den tausendköpfigen Richter da unten fühlen lassen, wie er fühlt, will ihm einen weiten Blick gönnen in sein Innerstes, wo die Phantasiegebilde unserer Großen Leben angenommen, ihre Ideen Wurzel geschlagen haben. Und das zu zeigen ist sein gutes Recht, denn es ist natürlich und selbstverständlich. Bei manchem freilich spricht die persönliche Eitelkeit ein gewichtiges Wörtchen: das Bewundertwerden, Bejubeltwerden — und die rosenroten Briefchen. Zum Glück nur bei wenigen. Die meisten lechzen, durstig vom heiligen Feuer, nach künstlerischer Betätigung. Sage du einem anderen, er soll sein Geld nehmen und spazieren gehen — er tut's. Sage dasselbe einem unserer Jünger — und er wird tiefunglücklich sein. Zwar schimpft der Mime, so man ihm eine dickleibige Rolle zu lernen gibt; aber wehe dem, der sie ihm aus ‚Freundesliebe‘ wieder abzunehmen gedenkt. Himmel und Hölle setzt er in Bewegung — — Du lächelst, Adolf — ist's nicht so?“

„Seltsame Leutchen sind wir — das ist wahr. Ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl ist uns allen eigen. Und ich möchte sogar behaupten, es gehört zu uns, es ist notwendig wie Schminke und andere Mittel zur — Täuschung.“

Ohne auf den Einwurf zu achten, fuhr Veltheim

fort: „Man drückt darum die Ungetreuen noch einmal an sein Herz, die Artigen und die Starrköpfigen — dann sagt man ihnen Lebewohl.“

„Hm,“ brummte der Jüngere nach einer Pause, „das ist ja alles recht schön und recht gut. Wer wie du sich zu einer solchen Resignation durchgerungen hat — nun, dem bietet zwar das Leben keine großen Überraschungen mehr, aber auch keine großen Freuden. Ob es wohl das Richtige ist?“

„Es ist das Richtige, glaube mir. Ein alter Birnbaum trägt keine saftigen Früchte mehr.“

„Nein — aber er schlägt in jedem Frühling neu aus.“

Als die Freunde sich trennten, blieb Kleinmichel in halber Wendung stehen, griff an die Stirn und rief ärgerlich: „Nun hätte ich beinahe etwas sehr Wichtiges vergessen. Sag mal, Konrad, du kommst doch morgen zur Verlobung meiner Kläre mit ihrem Zeitungsschreiber?“

„Seit wann bist du denn anderen Sinnes geworden?“ fragte Veltheim höchlichst erstaunt. „Vor ein paar Tagen gelobtest du hoch und teuer, daß du niemals deine Einwilligung zu dieser Heirat geben wolltest.“

„Ja — siehst du, das Weibervolk! Man hat ja keine Waffen gegen Bitten, Tränen und Schmollen. So ein Vaterherz ist ein außerordentlich weiches Ding. Und zudem, wir gehen alle einmal ab vom Theater, vielleicht bin ich bis dahin schon Großvater — da hat man wenigstens 'ne Beschäftigung.“

Ein wenig müde vom langen Weg schritt Veltheim durch den Vorgarten seines hübschen Häuschens. Die Frau des unten wohnenden Schneiders, die dem Hausherrn Aufwartedienste tat, öffnete ihm die Tür

und meldete, daß sie bereits das Mittagessen aus dem Hotel geholt habe.

Veltheim dankte und stieg die Treppe hinauf in das helle Zimmer, aus dessen Fenstern sein Weib Ausschau gehalten hatte nach ihm so manches Jahr, wenn die Probe zum Schluß gekommen oder das Spiel.

So manches Jahr war durch dieses Stübchen gezogen und hatte ein stilles, verschwiegenes Glück gebracht.

Und dann war Ursula gestorben. Ruhig, wie sie gelebt, und mit einem Blick, der um Verzeihung bat, daß sie ihn allein lassen mußte.

Ihr Bild hing dem Fenster gegenüber, vom vollen Tagesschein getroffen. Ein guter Meister hat es gemalt und Lichter aufgesetzt, daß man meinte, es wolle sprechen. Flimmernd blond das Haar und grau wie Schleierwolken am feuchtschweren Frühsommertag die Augen.

Schön ist seine Ursula gewesen!

— — — — — — — — — — — — — —

Bald brach er an, der letzte Tag des alten Tragöden. Am Morgen belehrte der Zettel: „Mit Dekoration und voller Beleuchtung.“ Aber es wurde geprobt wie sonst, verbessert wie sonst.

Der vierte Akt sollte eben durchgenommen werden. Die Szenerie stellte eine zerklüftete Wildnis dar. Schon war eingeläutet, als plötzlich mit hochrotem Gesicht und fliegenden Rockschößen der Hausinspektor auf die Bühne gestürzt kam. Er lief zum Spielleiter und raunte ihm ein paar Worte zu.

Dieser stutzte einen Augenblick, gleich darauf aber verkündete er mit lauter Stimme: „Herrschaften — Hoheit kommt!“ Er blinzelte dabei Veltheim, der neben ihm stand, vergnügt und vielsagend zu. „Das gilt dir, Konrad,“ zischelte er.

„Meinst du?“ In des alten Schauspielers scharfgeschnittenem Gesicht arbeitete es merkwürdig.

Das Gesumm, das Flüstern, Kichern erstarb zur Sekunde; ein jeder klopfte an seinen Kleidern herum, strich das Haar zurecht und legte das Antlitz in ernste Falten.

Er kam selten genug, der hohe Herr. Doch wenn er im Bühnenreich erschien, gab es stets eine Sensation.

Er hatte oft schon sehr deutlich sein Mißfallen hier geäußert.

Heute indessen blickten des Herzogs Augen überaus freundlich, als er, vom Intendanten begleitet, durch die schmale eiserne Eingangstür trat. Der schlanke Mann in Husarenuniform dankte für den freudigen Gruß seiner Schar flüchtig und ging geradeswegs auf Veltheim zu.

„Ich will Ihnen noch einmal die Hand drücken, lieber Veltheim,“ begann der Herzog, „und will Ihnen danken. Sie haben mir kostbare Stunden geschenkt, dafür bin ich Ihnen dankbar. Sie sind ein Künstler, und Sie sind ein Mensch. Beides in der Worte edelster Bedeutung. Und wenn je einer würdig gewesen ist, das da zu tragen, so sind Sie es.“ Er nahm vom Intendanten ein blausamtenes Kästchen und gab es dem Auserwählten. „Mag es Ihre Brust schmücken, noch wenn Sie die Hundert erreicht haben. Glück auf den Lebensabend, Sie Lieber! Leben Sie wohl!“

Er schüttelte ihm noch einmal impulsiv die Hand, ihn aus blitzenden stahlblauen Augen fest ansehend.

Dann grüßte der Herzog wie vorhin und eilte dem Ausgang zu.

Über der Versammlung lag spannende Ruhe.

Langsam öffnete der Alte das samtene Kästchen.

Es enthielt ein Schreiben vom Hofmarschallamt

und einen Orden. Aber nicht eine Verdienstschnalle war es oder eine Auszeichnung „Für treu geleistete Arbeit“. Dieses Kreuz mit dem Rubin in der Mitte und den Brillanten an den Spitzen prangte auf goldstrotzenden Galaröcken der Minister und auf Uniformen hoher Militärs.

Wie mechanisch schloß Veltheim die Schatulle.

Ja, da stand er nun, der alte Künstler, und dachte daran, daß vor wenig Tagen Adolf Kleinmichel gesagt hatte, daß für den, der sich zur Abgeklärtheit durchgerungen, das Leben keine Überraschungen mehr berge — und keine Freuden.

Dies aber war eine Freude.

Denn, wenn sein Wirken so belohnt wurde, war es nicht halb, nicht umsonst gewesen. So mußte er doch den Fürsten und mit ihm viele Tausende erbaut, getröstet, sie in die sonnigen Höhen reiner Kunst getragen haben.

Darum war dies eine Freude.

Gewaltsam dämpfte er das aufquellende Glücksgefühl. „Seht her, Freunde!“ sagte er leise.

Brausender Jubel brach los. Sie umringten den Alten, Männer wie Frauen, rissen an seinen Händen, preßten ihn an die Brust, schrieen, lachten und gebärdeten sich wie losgelassene Kinder.

So sind sie. Nicht einen Funken Neid las man jetzt in den Augen, in keiner Miene eine Spur von Mißvergnügen. Eitel Wonne herrschte und Lust.

Und der vierte Akt wurde nicht sonderlich aufmerksam geprobt.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine seltsame Unrast litt Konrad Veltheim an diesem Tage nicht im Hause; nach weitem Spaziergang suchte er schon früh das Theater auf. Er wollte

nicht daran denken, daß heute der letzte Abend sei — und doch, beim Anblick des alten vertrauten Raumes, in dem er sich so unzähligemal geschminkt, Rüstungen angelegt und Schauben, bunte Brigantenlumpen und modische Kleider, beim Anblick jedes wohlbekannten Gegenstandes schoß schmerzhaft der Gedanke in sein Hirn: Dich trage ich — dich berühre ich — dich sehe ich zum letzten Male!

Um sich abzulenken, begann er seine Rolle herzusagen, eine Rolle, die des großen Briten köstliche Schöpfung war. Sie hatte er gewählt, weil in ihr sein Können zu prachtvollster Entfaltung kam, weil er oft schon mit ihr der Menge Begeisterung entfacht.

Er sagte her — und stockte. Nicht wie früher entflohen leicht, plätschernd, grollend oder flüsternd die Jamben seinen Lippen; zögernd rangen sie sich los, mühsam und matt. Da überfiel den alten Schauspieler jene geheimnisvolle Angst, die den jungen überfällt, wenn das Rampenlicht ihm in die Augen sticht. Einem Fieber vergleichbar ist die geheimnisvolle Angst, denn als die Glocke klang, erzitterten Veltheims Knie, seine Kehle war trocken, das Herz jagte in raschen Schlägen heiße Blutwellen durch den Leib. Schwäche bezwang ihn, daß er an der eisernen Tür halt machen mußte.

Aber da rauschte der Vorhang in die Höhe, sein Stichwort fiel.

Er erwachte.

Und wie wenn ein unsichtbares Gewicht leichter wird und leichter, wie wenn von der Kette, eng die Brust umspannend, ein Glied sich lockert und noch eines, wie wenn aus dumpfem Tal befreit die Augen schweifen — so reckte sich die Gestalt, dehnte sich die Brust und sprühten die Augen.

Konrad Veltheim vergaß, daß er ein alter Mann, daß

es heute sein letztes Spiel war, die verwelkten Blumen draußen auf dem Hügel vergaß er — und sich selbst.

Die volle Schale seines göttlichen Talentes goß er aus — noch einmal, und weit breitete sein Genius die Schwingen.

Und die vielen da unten lauschten. Kopf an Kopf saßen sie mit aufgerissenen Augen, vornübergebeugt und lauschten. Manchmal ein leises Stöhnen nur oder ein tiefer Seufzer, zuweilen ein unterdrückter Ruf. Sonst lauschende, saugende Ruhe. Sie sahen ihn steigen — steigen, dem Adler gleich in azurne Fernen. Und sie fühlten mit ihm, stritten mit ihm, verfluchten mit ihm der Menschen Tücke und des eigenen Blutes Schwachheit.

Sie sahen ihn steigen — — sie sahen ihn verbluten.

Dann senkte sich der Vorhang über Konrad Veltheims letztem Spiel. Wie ein Sturm, wie ein Orkan brach es los. Wie wütendes Meer an schroffe Klippen schlägt, an ragende Felsen, so brandete, tobte, stürmte, brauste der Beifall. Da mußte Konrad Veltheim hinaus. Er wollte sprechen, ein paar Worte des Dankes, der Liebe.

Er konnte nicht. Nur die Arme streckte er aus, als wollte er all die Dankbaren umfangen, sie alle an seine Brust ziehen zum ewigen Lebewohl. Der Mund zuckte und die Finger bebten.

Und da er sich langsam abwandte, standen seine Augen voller Wasser.

— — — — — — — — — — — — — —

An den Seiten, längs der Taue, die vom Schnürboden herabhingen, lagen aufgeschichtet große und kleine Kränze, Kränze mit Schleifen in allen Farben. Andere Angebinde harrten in der Garderobe.

Nachher kamen Kollegen, um zu gratulieren, auch

um Abschied zu nehmen. Das ging schnell, denn eilig genug hatte es ein jeder.

Adolf Kleinmichel indessen lehnte mit verschränkten Armen am Schminktisch und sah dem stummen Freunde zu, wie er noch etliche Sachen in sein Schränkchen schloß. Bedächtig und zögernd hantierte Veltheim, als fürchte er, daß ihm zu früh nichts zu tun übrigbliebe.

„Du willst also gleich deine Klause aufsuchen?" fragte Kleinmichel.

Der andere nickte.

„Laß uns bei Sommer noch ein Glas Wein trinken."

„Das könnten wir bei mir bequemer haben. Aber ich bin abgespannt."

„Gleichviel, im Plaudern erholst du dich."

Da pochte jemand zaghaft an die Tür. „Zum Henker, da will dir immer noch einer Komplimente machen!" rief Kleinmichel unwirsch.

Ewald Sanders, jüngstes Mitglied im Hoftheaterverband mit kleiner Gage und großen Hoffnungen, ein Schüler Veltheims, trat herein. In der Hand hielt er einen Kranz, den man winzig nennen mußte im Gegensatz zu den übrigen. Es schien ihm nicht lieb zu sein, daß er den Meister in Gesellschaft fand, denn beim Anblick Kleinmichels lohte über sein hübsches, beinahe mädchenhaft zartes Gesicht die Röte der Verlegenheit. Dennoch begann er einen Spruch aufzusagen, den er sich zweifelsohne draußen zurechtgelegt hatte.

Veltheim strich ihm väterlich übers Haar. „Laß es gut sein, mein Junge," sagte er zärtlich und beruhigend, „ich weiß, du meinst es brav."

Kleinmichel nahm den unscheinbaren Kranz und lachte. „Besonders glanzvoll strahlt er nicht. Doch der gute Wille ist stets zu loben."

Veltheim antwortete ernst: „Gewiß. Dieser Lorbeer ist sogar der einzige, den ich mit mir nehme, weil ich mir denke, daß in all den anderen trotz ihrer Herrlichkeit nicht so viel Wahrheit und Liebe eingesponnen sind als in dem seinen. — Ist's nicht so, Ewald?"

„Ja," erwiderte dieser bewegt. „Ich wußte nicht recht zu sagen, was ich fühlte."

„Aber ich kenne dich doch."

„Und daß ich sehr traurig sein werde, wenn ich Sie nicht mehr sehen darf."

Veltheim verschloß sein Schränkchen, holte tief Atem und sagte: „Also, ihr beiden seid die zwei Menschen, die mir am nächsten stehen, hier am Theater und überhaupt. — Du hast recht, Adolf, ich will heiter aus einem Hause gehen, wo ich so manches Heitere erlebte. Wir wollen alle Sentimentalität fortplaudern, und jene edle Marke dort in der Ecke soll unsere Zunge lösen. Du nimmst den Korb, Ewald — du, Adolf, den Kranz. Kommt — — schnell!"

Ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er voran.

Der Ofen in Veltheims Stube war geheizt, Licht brannte. Mit der Achtsamkeit der guten Schneidersfrau konnten die späten Gäste wohl zufrieden sein. Bald saßen die drei im Alter wie in Veranlagung so verschiedenen Freunde um den Tisch; eine weiße Damastdecke mit eingewebten Kirschblüten reflektierte traulich den gelben Lampenschein.

Nun entkorkte Ewald Sanders die Goldhalsigen. Man stieß an. Dann wurde erzählt. Kleinmichel kramte in der Vergangenheit, hübsche Bilder der Zukunft malte Sanders. Dazwischen wurde getrunken — man unterhielt sich ganz prächtig.

In die Sofaecke bequem zurückgelehnt, hörte Konrad

Veltheim meist zu mit einem eigenen, stillen Lächeln um die Lippen.

Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit sitzen beisammen, dachte er; der nächste am Ziele bin ich. Seine Augen schweiften über die Häupter der vor ihm Sitzenden hinweg zur Wand dem Fenster gegenüber — und plötzlich stand er auf. Die einfache Spende des jungen Schauspielers ergriff er und schmückte mit ihr das Bild seines Weibes.

„Heute ist unser Ehrentag, Ursula — heute mußt du dabei sein! — Schenk ein, Ewald!“

Er hob das volle Glas zum Bilde. „Dein Gedenken, Ursula! — Seid still, Freunde!“ Wie vom Traum umfangen ging er wieder seinem Platze zu. „Ganz still! Ich will euch eine Geschichte erzählen.“

* * *

„Wir spielten ein nun längst vergessenes Stück. Man weiß nicht, wie es kam, aber mitten im Spiel hörte ich vor mir und hinter mir gellende Hilferufe. Und als ich mich erschreckt umwandte, gewahrte ich, daß kleine Flämmchen wie Schlangenzünglein an den Seitenkulissen emporleckten. Das Theater brannte. Die Frau, die mir soeben noch heiße Liebesworte zugeflüstert hatte, sprang mir kreischend an den Hals, riß halb wahnsinnig vor Angst an meinem Wams und fiel dann ohnmächtig zu Boden. Kurz entschlossen nahm ich sie wie eine Puppe unter den Arm und rannte mit ihr ins Freie.

Aber zurück konnte ich nicht mehr. Vom Sturm begünstigt stand das, was noch vor wenigen Minuten eine Stätte der Bildung und Erholung und vieler Menschen Lebenserhalter war, in einem Meer von Feuer.

Ich hätte das grausige Schauspiel erhaben nennen können, wenn nicht — ja, wenn nicht auch mein bißchen Habseligkeit ein Raub des gefräßigen Elementes wurde.

Nun, da stand ich, barhäuptig, geschminkt, in einem Kostüm, das nicht mir gehörte — und wurde vom Weinen, Jammern und Beten meiner Leidensgenossen an das dunkle Morgen gemahnt.

Zitternd vor Frost suchte ich endlich meine Dachkammer auf — zwölf Groschen zahlte ich wöchentlich Mietzins — wühlte hier mein Köfferchen durch und fand nur das Allernotwendigste. Viel irdischer Güter nannte ich in jener Zeit, wo unsere ‚Truppe' schmierenhaft von einem Städtchen zum anderen zog, schon sowieso nicht mein eigen, und das meiste davon blieb jeweilig im Theater.

Eine bange Nacht lag ich in Grübeleien wach, immer die Gewißheit im Schädel umherwälzend, brotlos, obdachlos, arm zu sein.

Ich möchte euch nicht mit Kleinigkeiten aufhalten. Es sei nur gesagt, daß eine Sammlung eröffnet wurde, die ein gar schmachvolles Resultat zeitigte. Damals erfreuten sich die ‚Komödienspieler' keiner solchen Beliebtheit wie heute, vielfach stellte man sie mit Zigeunern und dergleichen fahrenden Gesellen auf eine Stufe. So viel bekam ich aber wenigstens auf mein Teil, daß ich mir neue Kleider kaufen konnte. Unser Direktor hatte fluchtartig den Unglücksort verlassen, etliche Kollegen wurden von Verwandten aufgenommen, und zwei oder drei — die Glücklichsten — erhielten neues Engagement. Ich nicht. Auch andere Beschäftigung fand ich nicht, obwohl ich mich, weiß Gott, als Holzhacker verdingt hätte. Die Leute trauten uns eben nicht.

Vier Tage blieb ich noch, dann setzte mich mein

Wirt, ein trunksüchtiger Anstreicher, vor die Tür. Erspart mir die Schilderung dessen, was ich jetzt empfand. Ihr könnt es euch selbst ausmalen. Nur rechnet hinzu, daß allmählich der Hunger anfing zu beißen.

Also vier Tage nach der Katastrophe stand ich auf der Straße, mein Köfferchen in der Hand, sah links die Häuserreihe hinunter und rechts, und wußte doch nicht wohin. Aber schließlich blieb die Wendung sich ja gleich, denn die Hoffnung wohnte weder da noch dort.

Ich ging also auf die Walze. Vorher machte ich das letzte Entbehrliche zu Geld.

Dreimal übernachtete ich in Scheunen, dreimal sah ich fröstelnd den hoffnungslosen Morgen dämmern.

Da war es Freitag.

Dies ist der Tag, müßt ihr wissen, den das Schicksal sich aussuchte, mich zu schlagen — oder mir ein Glück in den Schoß zu werfen.

An einem Freitag brannte das Theater nieder, mit dem Tag der Fria begann ich hier meine Laufbahn und endete sie.

Eine bergige Landschaft durchzog ich, der Regen strömte. Niemals bin ich dem Tode so nahe gewesen wie in jenen schrecklichen Stunden. Aber die Lust am Leben, sogar an diesem erbärmlichen Leben, und die Hoffnung jagten alle schwarzen Gedanken zum Teufel. Das Schönste, was der Herrgott dem Menschen in die Wiege gelegt hat, ist just das ‚Verzweifle nicht!‘ — Als ich so fürbaß schritt, überholte mich eine Kavalkade jagdlich gekleideter Damen und Herren, diese in roten Fräcken, die Damen in wehenden Gewändern. Ich hörte, wie sie im Vorüberreiten den abscheulichen Regen schmähten. Sie sagten, heute sei ein verlorener Tag.

In meinem Herzen quoll der Neid. Verloren, dachte ich, für euch, die ihr bald unter gastlichem Dache weilt, an reichgedeckter Tafel?

Und der Hunger nagte und biß.

Es mochte Mittag sein. Ich stieg bergan. Plötzlich machte der Weg eine Biegung — und unversehens lag ein Bild vor mir, das den Glauben erwecken konnte, es habe sich aus früheren Jahrhunderten in unsere Zeit hineingeschlafen. Die grauen, verwitterten Mauern eines alten Schlosses sah ich mit Zugbrücke, Schießscharten und Wassergraben. Weit geöffnete Torflügel gaben dem Blicke ungehindert Durchlaß auf einen großen, gepflasterten Hof.

Da drinnen freilich herrschte neuzeitliches Leben. Aus den Fenstern des zu ebener Erde liegenden Gemaches drangen die Töne eines Flügels, zwischendurch hörte man Gläserklirren, Lachen und lautes Sprechen. Soeben trat ein rotbefrackter Herr aus der Tür, winkte einem der unter den Dachvorsprüngen sitzenden Reitknechte und gab ihm, wie es schien, einen Befehl, denn der Mann rannte spornstreichs nach den Ställen im Hintergrunde des Hofes und rief hier seine Kameraden zusammen. Der Rotbefrackte schaute nun zum bleigrauen Himmel empor, schüttelte wie mißbilligend den Kopf und wandte sich darauf wieder dem Hause zu.

Das alles hatte ich im halben Bewußtsein und ohne Zweck eigentlich beobachtet. Nur zögernd kehrte ich endlich dem Ort der Lebensfreude inmitten verregneter Landeinsamkeit den Rücken. Doch kaum hatte ich ein paar Schritte getan, als mich ein absonderlicher Einfall zum Stillstehen zwang, ein seltsamer und absonderlicher — und trotzdem in meiner Lage so natürlicher Einfall.

Ich wollte die Nächstenliebe der Menschen da drinnen versuchen, wollte — betteln!“

Konrad Veltheim schwieg. Die Erinnerung hatte ein Menschenalter überbrückt und in des Alten Antlitz ein verlorenes Lächeln gezaubert. Er reichte Ewald Sanders sein Glas.

Der füllte es und die übrigen zwei. Wortlos stießen sie an.

„War es der Tiefstand, Konrad?“ fragte Kleinmichel.

„Es war der Tiefstand. Wohl zehnmal stand ich auf der Fallbrücke, getrieben vom Hunger, gehalten von der Scham.

Der Regen strömte.

Da ging ich durch das Tor. Hunde kläfften mir entgegen und boten mir unliebsamen Gruß. Ich achtete ihrer nicht. Ein schriller Pfiff durchschnitt jäh die Luft, daß die Tiere von mir abließen. Der Freitreppe hatte ich mich inzwischen genähert, und indem ich den Fuß auf die unterste Stufe stellte, erschien oben auf der ersten ein Mann, wahrscheinlich vom Hundegebell herausgelockt. Er war nicht mehr jung, denn ein graumelierter Bart umrahmte sein vollwangiges, rotes Gesicht. Die Augen blickten streng.

‚Was wollen Sie?‘ fragte er barsch und musterte mich vom triefenden Hut bis zu den kotigen Schuhen.

Was ich wollte?

‚Nun?‘ des Mannes Stimme klang zornig. ‚Ich will wissen, was Sie hier zu suchen haben.‘

Da überfiel wie ein Raubtier mich niegekannte Wut, eine rasende, knirschende Wut, aufgestachelt, aufgepeitscht vom Hunger, von der Scham meiner Entwürdigung, von Schmach und Schande. ‚Was ich will? Essen will ich — essen! Ich habe ein Recht, zu leben,

wie Sie, wie alle die Schwelger da im Hause, genau soviel Recht am Leben hab' ich!'

‚Ich lasse Sie mit den Hunden vom Hofe hetzen!' brauste der bärtige Mann auf.

Mein Fuß ruhte noch immer auf der untersten Treppenstufe, nicht vom Fleck rührte ich mich. ‚Mich hungert!' wiederholte ich laut, trotzig.

Er ließ den erhobenen Arm sinken, mit dem er sicherlich seinen Bedienten ein Zeichen geben wollte; und ob nun der Ton meiner Stimme oder die Keckheit meiner Forderung auf ihn Eindruck gemacht hatte oder ob sonst ein Umstand ihn milder urteilen ließ — genug, die Ader auf seiner Stirn schwoll ab, und nach sekundenlangem Anschauen kam er langsam die Treppe herunter.

Als er dicht vor mir stand, sagte er verweisend: ‚Sie treiben ein kühnes Spiel, junger Mensch. Man bittet, wenn man hungrig ist.'

‚Ich kann nicht bitten,' entgegnete ich.

‚Dann sollen Sie es lernen!' schrie er.

‚Ich lerne es nicht,' sprach ich ruhig.

‚Es ist die Möglichkeit!' Kopfschüttelnd betrachtet der Mann mich wie ein Wundertier. ‚Kommt so 'n Grashüpfer' — ich trug eine grüne Joppe — ‚hier hereingeregnet und gebärdet sich, als ob ihm die ganze Burg gehöre. Sagen Sie, Sie sehen doch gar nicht aus, als wenn Sie aus dem Betteln einen Beruf machten.'

Das Blut schoß mir in die Wangen. ‚Ich bettelte nicht.'

‚Nun gut,' rief er lachend, ‚wie kommen Sie also in die Lage, mir wie ein alter Raubritter — die Ehre geben zu müssen?'

Obwohl in der Frage viel Spott steckte, blitzte dabei sein Auge höchst vergnüglich.

‚Durch widrige Verhältnisse,‘ antwortete ich.

‚Erzählen Sie!‘ Er trat bis unter das Schutzdach zurück und winkte mir, ihm zu folgen.

In kurzen Umrissen berichtete ich, was mich veranlaßt hatte, auf die Wanderschaft zu gehen. Bei der Mitteilung, ich sei Schauspieler, stutzte er sichtlich.

Als ich mit dem Aufzählen aller mir begegneten Widerwärtigkeiten zu Ende gekommen war, sann er nach und sagte dann, sehr viel artiger als beim ersten Wort: ‚Hören Sie, junger Mann, Pluvius ist Ihr Freund. Gerade zur rechten Zeit hat er seine Ströme losgelassen. — Schön also, ich werde Befehl geben, daß Ihnen ein Mahl aufgetragen wird, und ein Mahl, das sich sehen lassen kann. Aber nicht umsonst, ich bedarf Ihrer Dienste für heute abend.‘

‚Oh,‘ unterbrach ich ihn, ‚wie dankbar bin ich Ihnen, daß ich kein Geschenk nehmen muß!‘

‚Ich glaube es,‘ meinte er schlicht. ‚Ich bedarf also Ihrer Dienste für heute abend, und zwar in einer Weise, die Ihnen zusagen wird. So ist uns beiden geholfen. — Doch ich vergaß, daß ich einen jungen Herrn mit gewaltigem Appetit vor mir habe. Kommen Sie, bitte.‘

Er führte mich in ein großes, schön ausgestattetes Zimmer und hieß mich hier verweilen.

‚Ich werde ein Mädchen senden, das Ihre Wünsche ausführen soll, auch kann der Kamin geheizt werden, damit Sie Ihre Kleider trocknen können — — oder halt — hm, ich weiß freilich nicht, ob Ihnen mein Vorschlag genehm ist. Einer von meinen Söhnen hat etliche Gesellschaftsanzüge hier, und es wäre mir lieb, wenn Sie einen davon tragen wollten. Schon der übrigen Herrschaften wegen halte ich es für geboten. Mein Sohn ist ebenfalls so ’n langer Junge wie Sie.‘

Nun, ich muß bekennen, daß ich nach seinem Fortgange mich einigermaßen erstaunt im Zimmer umgesehen habe. Die Wandlung war doch gar zu überraschend. Eben noch halb verschmachtet, allen Unbilden des Wetters preisgegeben — jetzt ein Mensch, von dem man einen Dienst begehrte. Welche Form dieser Dienst annahm und in welcher Art ich ihn erfüllen sollte, machte mir vorerst geringe Sorge; es würde schon nichts Verwerfliches sein, dachte ich.

Bald kam das Mädchen, legte vorsichtig einen seidegefütterten Anzug über die Lehne des Diwans, heizte den Kamin und tischte mir sodann ein Mahl auf, ein wahrhaft lukullisches Mahl. Ich mußte mir Gewalt antun, um nicht in Gegenwart des Mädchens darüber herzufallen.

Nach etwa einer Stunde pochte mein Wohltäter, und als er mich sah, rief er beifällig: ‚Nun sage mir einer, daß Kleider nicht Leute machen! Geradezu brillant ist die Metamorphose. Wie speisten Sie?‘

‚Vorzüglich,‘ antwortete ich der Wahrheit gemäß.

‚Schön. Nun hören Sie zu. Ich führe ein gastfreies Haus. Damit nicht Eintönigkeit aufkomme, pflege ich ein abwechslungsreiches Programm zu entwerfen, dessen Ausführung, soweit es sich nicht um Zerstreuungen außerhalb des Hauses handelt, zumeist in den Händen der Kunstsinnigen und Begabten meiner Gäste liegt. Im Winter besonders sind auf meiner kleinen, improvisierten Bühne viele unserer bedeutendsten Dichter zu Worte gekommen, und ich behaupte, sogar besser zu Worte gekommen als durch eine Theatergesellschaft, die ich vor etwa Jahresfrist auf mehrere Abende verpflichtete. Da ist vor allem eine von unseren jungen Damen, deren schauspielerisches Können sich getrost mit dem einer gefeierten Künstlerin messen

kann. Doch davon später. Weil jetzt der abscheuliche Regen mein Herbstprogramm zuschanden gemacht hat, so kamen meine Gäste und ich überein, die Aufführung eines Goetheschen Einakters vom letzten Winter zu wiederholen. Leider fehlt der Träger der Hauptrolle, so daß statt seiner jemand hätte lesen müssen — und Sie werden nun verstehen, daß mein freundliches Gebaren nach dem Anhören Ihrer Leidensgeschichte, vorzüglich nach dem Erfahren Ihres Standes einer egoistischen Regung entsprang, obgleich ich nicht verhehlen mag, von Ihrem sicheren, beinahe — rinaldinihaften Auftreten ein wenig frappiert gewesen zu sein. Doch beruhigen Sie sich, aufrechte Menschen hält man nur in der ersten Minute für dreist. — Und nun des Pudels Kern. Sie werden im Laufe des Nachmittags jene Rolle lernen, so gut es eben geht. Ich bin der Meinung, es dürfte Ihnen als Berufsmensch nicht schwer fallen.'

‚Und welcher Einakter von Goethe kommt zur Aufführung?' fragte ich, glücklich über den erhaltenen Bescheid.

‚Die Geschwister.'

‚Und den Wilhelm soll ich übernehmen?'

‚Den Wilhelm.'

‚Ei — fein! Den hab' ich ja schon gespielt, öfter schon.'

‚Sehr gut.' Er stand auf und betrachtete mich lächelnd eine Weile, wie ich händereibend über den Teppich lief. ‚Sie freuen sich, wie mir scheint?'

‚Und wie!' rief ich. ‚Jetzt wollen wir mal sehen, wer's besser kann, Ihre junge Dame oder ich.'

Er hob warnend den Zeigefinger. ‚Täuschen Sie sich nicht! Sie werden in Fräulein v. Türslick eine nicht zu unterschätzende Rivalin erhalten — und wir

sind ein kritisches, doch auch dankbares Publikum. — Nun will ich Sie mit den Herrschaften bekannt machen, sodann soll Probe sein.'

Wie immer bei wirklich vornehm erzogenen Menschen herrschte in jenem Kreise ein ungemein ungezwungener, in bester Auslegung freier Ton. Nur kurze Zeit beanspruchte es, und ich hatte alle anfängliche Schüchternheit überwunden — dank des natürlichen Entgegenkommens, das ich fand. Ob die Wahrheit bekannt sein mochte, unter welchen Umständen ich in die Abgeschlossenheit hineingeplatzt war, wußte ich nicht, jedenfalls merkte ich nichts davon. Man sah in mir nur allgemein den Retter in der Not.

Noch vor der Kaffeetafel hatte mir ein blasser junger Gelehrter seine Gedichte anvertraut und mich innig gebeten, einige seiner Musenkinder am Abend vorzutragen. Sie waren nicht schlecht, im Gegenteil, ich entsinne mich, daß in den Sonetten viel Schwung und Herzenswärme steckte. Ich versprach es ihm. Überaus dankbar erwies er sich für meine Bereitwilligkeit, er zeigte mir die Bühne, die zwar klein, aber äußerst geschmackvoll hergerichtet war, weihte mich in die Lebensführung jener Gäste ein, von denen meine Neugierde wissen wollte — und schien im übrigen ein großes Wohlgefallen an mir zu finden —"

Der Erzähler hielt inne. Gedankenvoll schob er den grünen Perlenvorhang vor das blendende Licht der Lampe.

„Damals konnte ich nicht wissen," begann er dann wieder, „daß ich dem lieben Menschen — er starb, nachdem er sich einen Namen als Sanskritforscher errungen hatte — daß ich ihm herben Schmerz bereiten mußte.

Die zarten Keime bloßer Sympathie ertragen nicht

die Sonne großer Leidenschaften. Mit diesen Worten vermag ich vielleicht seinen späteren bitteren Haß zu erklären.

Wir standen plaudernd an der Rampe und blickten in den Saal. Der blonde Gelehrte war eben dabei, die dunklen Tiefen der mysteriösen Hindusprache zu beleuchten, als er plötzlich kurz abbrach und seine Augen wie hypnotisiert auf die Saaltür, der Bühne gegenüber, richtete.

Ich folgte den Blicken.

Ein junges Weib stand in der Tür, schlank, nicht übermäßig groß. Das erikafarbene Kleid floß in fast antiken Wellen um den Leib, der Hals war frei bis auf ein schmales Bändchen. Das Antlitz konnte ich im Halbdunkel nicht erkennen, nur sah ich, wie die Tageshelle hinter ihr einen matten Strahlenkranz um Haar und Stirn wob — gleich einem Diadem.

‚Fräulein v. Türslick,‘ flüsterte der Mann neben mir. ‚Die schönste der Frauen.‘

‚Ist sie wirklich eine so gute Darstellerin?‘ gab ich ebenso leise meinen nächstliegenden Gedanken Ausdruck.

Er zog die Augenbrauen hoch, so daß auf seiner Stirn unschöne Falten erschienen. ‚Sie werden ja sehen. — Der alte untersetzte Herr, mit dem sie jetzt spricht, ist ihr Vormund.‘

‚Waise also,‘ sagte ich ohne sonderliche Teilnahme.

‚Vollwaise,‘ bestätigte er, ‚und nicht sehr begütert. Der Vormund sucht eine reiche Partie für sein Mündel.‘

Er seufzte dabei so schmerzlich, daß ich mich gedrungen fühlte, diskret zu fragen, ob vielleicht gar Amors Pfeil sein Herz getroffen habe.

Fast verschämt erwiderte er: ‚Ja. Doch der Alte hat mir ziemlich offen kundgetan, daß ein Privat-

dozent zu wenig zu beißen und zu brechen habe. Aber trotzdem will ich meine ganze Energie zusammennehmen und auf mein Ziel lossteuern. Zwar ermutigt mich Fräulein v. Türslick nicht eigentlich, indessen sie sucht bisweilen meine Unterhaltung. Aber wechseln wir unser Thema, Fräulein v. Türslick nähert sich.'

Er wollte von der flachen Bühne in den Zuschauerraum springen, der Dame entgegen, doch ich hinderte ihn daran. ‚Wissen Sie nicht,' rief ich vorwurfsvoll, ‚daß man niemals von diesen Brettern in den Saal springt? Es bedeutet nichts Gutes.'

Ich nahm seinen Arm und ging mit ihm den rechten Weg.

Der Doktor stellte mich meiner Mitspielerin vor. Ein kaum merkliches Nicken des blonden Hauptes, ein seltsamer, ich möchte sagen, lustig sprühender Blitz aus ihren Augen — das war alles.

Sie wandte sich mit ihrer Rede ausschließlich an den vor Freude rot gewordenen Privatdozenten — und ich, ehrlich gesagt, stand ein bißchen verlegen neben den beiden.

Plötzlich jedoch und ganz unvermittelt blickte sie mich an und fragte: ‚Sind Sie abergläubisch?'

‚Wie alle Schauspieler,' gestand ich.

Sie schürzte die Lippen. ‚Aufgeklärte Menschen!?'

‚Bitte,' verteidigte ich mich, ‚Goethe war's auch.'

‚Sie rufen vornehme Gevatterschaft zu Zeugen. Er durfte es sein.'

‚Jeder darf, was er mag.'

Da war wieder dieser sprühende Blitz aus ihren Augen, den ich weder jetzt noch vorhin zu deuten wußte. Sie führte aber das Gespräch nicht weiter, sondern sagte, sie sei gekommen, um eine Probe abzuhalten. Ob ich bereit sei?

Der Doktor entgegnete statt meiner scherzend, ich müsse erst noch eine kleine Stärkung zu mir nehmen.

Fräulein v. Türslick lächelte. ‚Dann also in einer halben Stunde. Bitte, Herr Doktor, benachrichtigen Sie die zwei anderen Herren. Der Sohn vom Verwalter ist nur heute abend nötig.‘

Leicht grüßend ließ sie uns zurück — mich in den widerstreitendsten Empfindungen.

Ich blickte ihr nach und sann. Was war das nur für ein Lächeln gewesen? Ein spöttisches Lächeln? — Nein, dem widersprach der Ausdruck in den tiefgründigen Augen. Und was in aller Welt hatte das Flimmern zu bedeuten?

Ich achtete nicht der Reden des kleinen blonden Mannes, der bald neben mir am Kaffeetische saß.

Ich achtete auf niemand. Ich sann nach.

Zwei Herren kamen und sagten, sie sollten mit mir zusammen Komödie spielen. Ich sah sie verwundert an.

Ja, ich saß und dachte und fühlte. Aber wie sonderbar fühlte ich, wie so fern vom Fühlen anderer Tage — außerhalb allem Erlebten. Mir war, als sei aus dem Weltall ein Weites, Ungreifbares in meine Brust geflogen — vom Himmel herunter ein Heiliges in mein Herz. So fühlte ich und wußte nicht die Erkenntnis zu finden. Nicht zum Bewußtsein kam mir, von wannen die Helle.

Nur Staunen war in mir — Staunen, Qual und zitterndes, goldenes Sonnenlicht. Es kam von nirgendwo — und doch aus allen Winkeln.

Ein Kornfeld sah ich mit reifen Ähren.

Einen Himmel darüber mit Wolken gleich Feenschleiern.

Und dann sah ich rote Rosen — und einen weißen Hals mit schmalem Bändchen.

Da lachte jemand neben mir und zupfte an meinem Ärmel. ‚Sie memorieren wohl — was?‘

Ich nickte und ging zum Proben nach der Bühne.

Aus eigener Machtvollkommenheit warf ich mich zum Regisseur auf. Ich tadelte und besserte, ließ Szenen wiederholen wie ein verbissener Bühnenfuchs.

Denn eine Stimme in mir warnte: Wehre dich, wappne dich — nimm dich in acht!

Darum war mein ganzes Wesen schroff und rücksichtslos.

Und sie taten nach meinem Geheiß mit schönem Eifer.

Vor dem Berühren der vermeintlichen Schwester und Geliebten Wilhelms im Schauspiel wich ich zurück. Es ist nie sonst meine Art gewesen, zu ‚markieren‘, jetzt hingegen konnte ich nicht anders.

Einmal sah das blonde Mädchen mich voll an. ‚Gefällt Ihnen mein Spiel nicht?‘ fragte sie, und im Gegensatz zu der früheren Selbstgewißheit klang die Frage unsicher.

‚Sie haben bisher nur mit Dilettanten gespielt. Im Berufe mißt man mit anderen Maßen.‘

Ich war mir klar, daß ich unhöflich, ja grob gesprochen hatte, dennoch empfand ich darob keine Gewissensbisse, vielmehr eine unerklärliche, grausame Freude.

Das Fräulein schlug die Augen zu Boden und sprach außer den gelernten Worten kein weiteres. —

Dann kam der Abend.

Ihr wißt, das seelische Gleichgewicht vor der Aufführung bedingt ein abgeklärtes, ruhiges Spiel; ist man aber aus irgendwelchen Gründen erregt, so spielt man entweder wie der jämmerlichste Dorfkomödiant — oder wie ein Gott.

Ich war erregt. Keine Fiber in mir war, die nicht bebte.

Aber ich wollte gut sein. Aus Trotz, aus Dankbarkeit vielleicht, aus ingrimmiger Eigensucht wollte ich gut sein, wollte allein den Beifall ernten.

Und ich war gut. Nur schön ist es, daß im Feuer Goethescher Sätze alle selbstischen Schlacken abfallen, wie ja das Gold im Feuer jegliches Unedle verliert. Darum wußte ich nachher nichts mehr von unlauteren Motiven, spielte nicht, um Anerkennung zu heischen, sondern spielte mit vollem Vergessen. Ich dachte auch nicht mehr daran, daß das Weib an meiner Brust eine gar vornehme Dame sei, die nur aus Laune am Wiederschaffen liebender Frauengestalten Zerstreuung suchte. Aber sie machte mir mein Handeln leicht. Weder der Hausherr noch der kleine Doktor hatten zuviel gesagt. Und ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, nie eine seelenvollere, hingebendere Mitspielerin in den Armen gehalten, geküßt zu haben. Wohl fehlte ihr, was wir Routine nennen, indessen gereichte ihr dies eher zum Vorteil denn zum Schaden. Sie ersetzte vollauf die Kunstfertigkeit durch Wahrheit.

Wir näherten uns dem Ende.

Einen langen Satz von Liebe sprach die blonde Marianne, von inniger, keuscher Liebe und vom Dienenwollen — da empfand ich urplötzlich im Unterbewußtsein etwas Fremdes, gar nicht zum Spiele Gehöriges. Es gewann Raum in mir, Form und Inhalt — und wuchs zum gewaltigen Mitleid empor. Ich fühlte, daß dieses Mädchen nicht glücklich sein konnte. Wer ein so heißes Herz hat, und wer so kalt verkauft werden soll, muß unglücklich sein, dachte ich. Und ich sah den lieblichsten Mund vor mir und die herrlichsten Augen.

Das Mitleid wuchs. Es wurde übergroß — und in



Gemeinschaft mit der daniedergehaltenen Leidenschaft durchbrach es alle Dämme, schwemmte alle Bedenken hinweg, daß ich das engelgleiche Geschöpf an mich reißen, seinen Mund küssen mußte.

Und das stand doch gar nicht vom Altmeister Goethe vorgeschrieben.

Und der brennende Gegenkuß stand auch nicht vorgeschrieben, auch nicht der nie vergessene Blick unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor. —

Als das letzte Wort im Stück gesprochen war, klatschten die Zuschauer und riefen Bravo. Der kleine Doktor in der ersten Stuhlreihe rief: ‚Welch natürliches Spiel!'

Wir verbeugten uns, Hand in Hand, so oft die Gardine sich hob.

Endlich wurde es drunten ruhig.

Wir standen allein auf der Bühne, sie und ich. Auf der grauen Leinwand zeigten sich die Umrisse eines beschwingten Wesens — Thalia, die blühende Muse des Schauspiels.

Noch immer hielt ich des blonden Mädchens Hand. Sacht, scheu, andächtig umschloß ich die schmalen, weißen Finger mit beiden Händen, beugte mich hernieder, wie man sich herniederbeugt zu den Fingern einer Heiligen, und küßte sie.

Und als ich mich aufrichtete, sah ich im Grunde ihrer Augen das Eroslicht leuchten. Unsere Blicke verloren sich ineinander — und ehe ich es denken, fassen konnte, ehe ich wußte, von wannen es kam und wie es kam, lag ihr Haupt an meiner Schulter — und meine Lippen fanden die ihren.

Drunten schwirrten Stimmen. Jemand spielte ein lustiges Lied.

‚Du bist mutig und stark,' sagte die Herrliche leise, ‚und wer wie du fühlt, kann nicht schlecht sein.'

Ich schreckte zusammen, behutsam löste ich ihren Arm von meiner Schulter. ‚Wissen Sie, wie ich in dieses Haus gekommen bin? — Ich bin als ein Bettler in dieses Haus gekommen.‘

Sie schüttelte ernst den Kopf. ‚Nein, als Sieger. Ich weiß, wie du gefordert, befohlen hast, nicht gebeten. Das schon nahm mich für dich ein. Du bist aus festerem Holz als die Männer hier und anderswo. Du bist stark und mutig. Und du bist deiner Kraft gewiß. Du krochest nicht, gebärdetest dich nicht untertänig und beugtest nicht den Rücken gleich dem Knechte. Denn du bist stolz. Ich liebe dich. — Du sollst mich erlösen.‘

In mir war ein Meer von Licht. Aber schwer trug ich an meinem Glück, daß ich in die Knie sank und nur leise stammeln konnte: ‚Du bist meine Göttin, Ursula — meine Herrin. Ich liebte dich, da ich dich sah.‘

‚Ich liebte dich, bevor ich dich sah!‘

Sie öffnete eine kleine Tür im Hintergrunde und winkte mir, ihr zu folgen.

Wir traten ins Freie.

Es regnete nicht mehr. Nur einzelne Tropfen fielen von Ast und Blatt, im aufgeschwemmten Sand versickernd.

Der Wind erweckte raunende Stimmen. Durch zerrissenes Gewölk lugte der Mond, schwarze Schatten jagten über breite Parkwege.

Da schmiegte sich die Zarte wie schutzsuchend an mich. ‚Du sollst mein Prinz sein. Der Prinz, der im Märchen die Königstochter erlöst. Nur daß mein Drache lächelt, Wein trinkt, Jagden reitet und vorgibt, mein Bestes zu wollen. Oh, er ist klug, der Drache. Und grausam. Er schleppt mich von Felsenloch zu Felsenloch, Jahr um Jahr — bis einer kommt, der

mit goldenem Hebel den Stein fortwälzt und mit goldenem Schlüssel die Pforte zu einem anderen Käfig auftut. Gleichviel, wer er ist, der da kommt. Ob alt oder jung, häßlich oder schön, schlecht oder gut, nur reich muß er sein. So reich, daß mein kluger Drache ein hohes Lösegeld ergattern kann. Aber du sollst mich befreien. Du bist wie der Prinz im Märchen, stark, männlich und mutig. Und ich liebe dich —'

‚Ich bin ein armer Komödiant, Ursula,' mußte ich rufen, denn ich dachte daran, daß ich sei wie der Baum ohne Wurzel, das Schiff ohne Anker, wie der Vogel ohne Nest.

Sie erwiderte: ‚Deine Kunst gibt dir Brot. Ich will warten. Glaubst du, es sei Zufall gewesen, daß du Einzug gehalten hast in dieses Schloß? Es war nicht Zufall. Ein Schicksal war's — dein und mein Schicksal. Alles mußte kommen, wie es kam. Das Feuer, das Wetter, der Hunger. Notwendig mußte es kommen, daß wir endlich uns fanden. Und ich kannte dich lange. Du standest vor mir, wenn die Fluten des Überdrusses zusammenschlugen über meinem Haupte, wenn das Lebenverneinen zum Letzten mich treiben wollte. Du standest vor mir, sahest mich an und tröstetest mich. Ich liebte dich von jeher. Was liegt nun daran, da ich dich gefunden, daß ich warten muß — Geliebter —'

Wenn der Vulkan in meiner Brust mich nicht verbrennen, das Blut die Adern sprengen, das Glück mich nicht töten sollte, so mußte ich etwas beginnen, das mir Befreiung brachte. Ich stieß einen Jubelschrei aus, der in die Nacht flog und von den Bergen widerhallte, dann nahm ich sie in meine Arme und hob sie empor, hoch gegen das Licht des Mondes. ‚Ich reiße dich vom Himmel — vom Himmel reiße ich dich!'

‚Wie bist du stark!‘ flüsterte Ursula lächelnd.

Wir schwuren uns nicht ewige Treue, sprachen nicht vom Ausharren bis in den Tod.

‚Ich will dir das Leben reich machen,‘ sagte ich nur, als wir wieder an der kleinen Tür standen.

‚Ich weiß es,‘ entgegnete sie einfach. ‚Und wir wollen frohen Mutes den Kampf bestehen.‘

Dann gingen wir hinein. —

Einmal noch, nachdem ich des jungen Gelehrten Gedichte vorgelesen, sahen wir uns. Im Wintergarten war es.

Inmitten all der menschlichen Drohnen küßten sich unsere Augen, und Ursula flüsterte: ‚Ich komme, wenn du mich rufst.‘ —

Im Morgengrauen des anderen Tages zog ich meine Straße.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach drei Jahren ist Ursula mein Weib geworden.

Denn ich habe gearbeitet und gelernt und gestrebt. Wußte ich doch, für wen ich's tat. Ich überwand alle Hindernisse, bis der günstige Vertrag auf Lebenszeit an unser Theater die Palme des errungenen Sieges bildete.

Da rief ich sie.

Und dann erfuhr ich, was sie hat aushalten müssen, wie sie sich hat wehren, sträuben müssen. Ich erfuhr, wie sie gelitten hat unter den Vorwürfen, unter den Bitten und Drohungen des eigennützigen Mannes, der sich ihr Vormund nannte.

Von Komödiantenliebe hatte er gesprochen, er und der kleine blonde Doktor, dessen Haß freilich ein ehrlicher war.

Aber Ursula war ein starkes Weib. Und unsere

Seelen waren eins geworden in jener schattendurchjagten Nacht."

— — — — — — — — — — — — — —

Konrad Veltheim stand auf, nahm das Licht und trat leisen Schrittes zum Bilde. Ganz still war es im Stübchen. Nur die Lampe zischte.

Hoch hielt er die Leuchte in der Rechten, daß voll der Schein auf die lieblichen Züge fiel.

„Das war unsere Geschichte, Ursula. Ich weiß, du zürnst mir nicht, weil ich sie erzählte."

Nun wandte er sein Gesicht den stillen Freunden zu.

„Und bevor Ursula, mein Weib, die Augen zum letzten Schlummer schloß, da glänzten die Sterne noch einmal im himmlischen Glanz — und der Mund hauchte meine Worte von damals: ‚Du hast mir das Leben reich gemacht.'"

* * *

Der Winter kam mit Macht ins Land.

Längst war das letzte Blatt verweht; die Gräser standen graugelb und erfroren.

Aber man sah den alten Tragöden Tag für Tag den gleichen Weg schreiten, die Hände auf dem Rücken, gebeugt zwar, doch heiteren Angesichts. Die Begleitung des alten wie des jungen Freundes lehnte er meist ab.

Und an einem Tage, da der Nachmittag schon Dämmerung brachte, Schneeflocken wirbelten und der eilende Fuß des Wanderers knirschend die weiße Decke trat — an diesem Tage kam Konrad Veltheim nicht zur gewohnten Stunde in sein behaglich durchwärmtes Heim zurück.

Adolf Kleinmichel und Ewald Sanders fanden ihn draußen wie schlafend, das Haupt mit dem silber-

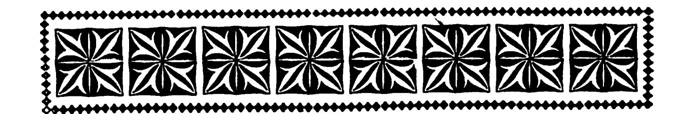
schimmernden Haar zurückgelehnt an das marmorne Grabkreuz, die Augen geschlossen und ein Lächeln um den bleichen Mund.

Lächelnd hatte er den Pfad gefunden zu seinem Weibe.

Kleinmichel breitete erschüttert seinen Mantel über ihn. Dann sagte er leise, wie wenn er die erhabene Ruhe nicht stören wollte: „Die Liebe über das Grab hinaus gab ihm raschen Tod. Der Wille zum Sterben hat ihn getötet.“

Und der Himmel webte sanft und sacht ein weißes Kissen für den alten Schauspieler.





Der Hafen von Rangun.

Von Th. Seelmann.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In welch tatkräftiger Weise die Engländer ihre indischen Besitzungen nutzbar zu machen wissen, zeigt am besten Birma. Rund 686,000 Quadratkilometer groß und gegen 10 Millionen Einwohner zählend, war diese Provinz des britisch-indischen Kaiserreichs noch vor wenigen Jahrzehnten ein Land, das trotz seines Reichtums an wertvollen Hölzern, Mineralien und landwirtschaftlichen Produkten von dem europäischen Unternehmungsgeist fast unberührt war, weil man annahm, daß hier angelegte Kapitalien weggeworfen seien. Heute indessen ist Birma ein Handelsgebiet, das hinsichtlich seines Exports und Imports einen Vergleich mit den vorderindischen Besitzungen Englands durchaus nicht zu scheuen braucht.

Aber diesem Aufblühen des Handelsverkehrs und der kulturellen Hebung liegt auch ein weitblickendes und zielbewußtes Vorgehen der indischen Verwaltung zugrunde. Das glänzendste Beispiel hierfür ist Rangun, die Hauptstadt des Landes. Ehemals ein verschlafenes Nest am Hlaing, dem östlichen Mündungsarme des Irawadi, ist es jetzt eine Großstadt mit 300,000 Einwohnern, Straßenbahnen, elektrischer Beleuchtung, Kanalisation, breiten, von prächtigen Gebäuden eingefaßten Straßen und, was das wichtigste ist, mit einem vor-

trefflichen Hafen. Als Kopfstation der Bahnen, die in das Irawadital und das Sittangtal führen, nehmen drei Viertel der Ausfuhr ihren Weg zu den Welthandelsstraßen über den Hafen von Rangun, während er für die Einfuhr in das Hinterland das alleinige Eingangstor bildet. Daher rangiert nunmehr Rangun als Hafenplatz unmittelbar hinter Kalkutta und Bombay.

Wie fabelhaft schnell sich der Handel Ranguns entwickelt hat, mögen einige Zahlen zeigen. Es betrugen

	Die eingeführten Registertonnen	Die Hafenzölle	Der Warenwert
1880:	Mk. 598,303	Mk. 532,000	Mk. 138,400,000
1890:	„ 1,928,574	„ 38,571,480	„ 208,000,000
1900:	„ 2,392,724	„ 47,854,480	„ 575,000,000

Der Hauptausfuhrartikel ist Reis. Es gehen davon jährlich $1^1/_2$ bis 2 Millionen Tonnen außer Landes. Dazu kommen große Mengen Holz, Erdöl, Bohnen, Erdnüsse, Seide, Gold und andere Mineralien. Eingeführt werden alle Arten von Manufakturwaren aus Europa, Vorderindien, China und Japan, Landesprodukte aus Vorderindien sowie Eisen und Stahl aus Deutschland.

Rangun liegt auf einer flachen Sandablagerung am linken Ufer des Hlaing, nur wenige Fuß über dem Stromspiegel und 62 Kilometer von der offenen See entfernt. Sein Wachstum hängt eng mit der Verbesserung seines Hafens zusammen. Denn früher war es wegen seines schlechten Hafens bei den Seeleuten sprichwörtlich verrufen, während es jetzt einen der besten Häfen des fernen Ostens besitzt.

Der Hlaing hat als echter Deltafluß das Bestreben, seinen Lauf zu ändern. Unmittelbar oberhalb der Stadt und des Hafens beschreibt der Fluß einen rechten Winkel, so daß seine vorherige Strömung von Norden nach Süden jetzt von Westen nach Osten gerichtet ist.

Die Folge dieser plötzlichen Laufveränderung war, daß der Fluß am rechten Ufer beständig Land abnagte, seine Fahrrinne immer mehr von Rangun fort und nach dem rechten Ufer zu verschob und dafür die abgetragenen

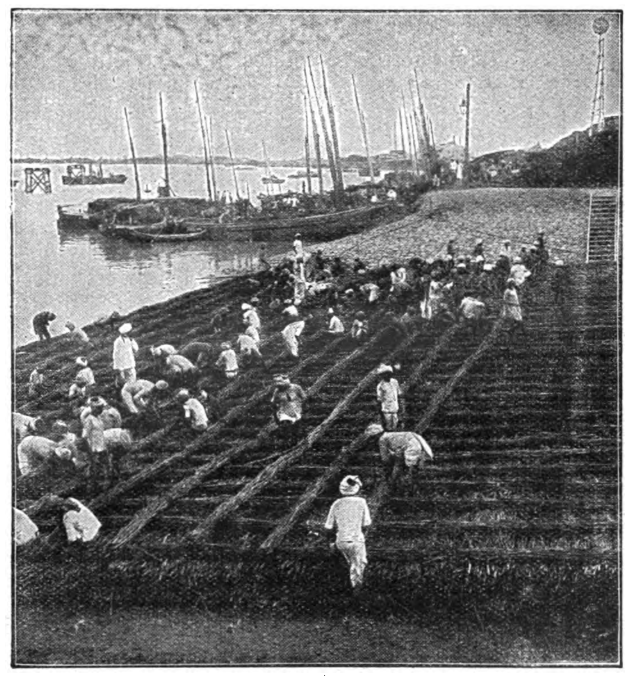


Das Abschneiden des Reisigs im Urwald.

Sandmassen in dem Hafen von Rangun ablagerte, so daß dieser allmählich versandete und verschlammte.

Dieser Übelstand ließ sich nur durch eine Maßnahme großen Stils beseitigen. Vom Jahre 1900 an beschäftigte man sich mit dem Gedanken, wie der weiteren Abnagung des Hlaing, die jährlich über 30 Meter be-

trug, Einhalt getan, die Fahrrinne wieder nach Rangun gelenkt und der Hafen vertieft werden könnte. Im Jahre 1904 waren die Pläne dazu fertig. Sie fanden die Billigung der indischen Regierung, die für ihre Aus-



Die Anfertigung eines Faschinenlagers.

führung 20 Millionen Mark zur Verfügung stellte. Hierauf wurde die Flußkorrektion sofort in Angriff genommen.

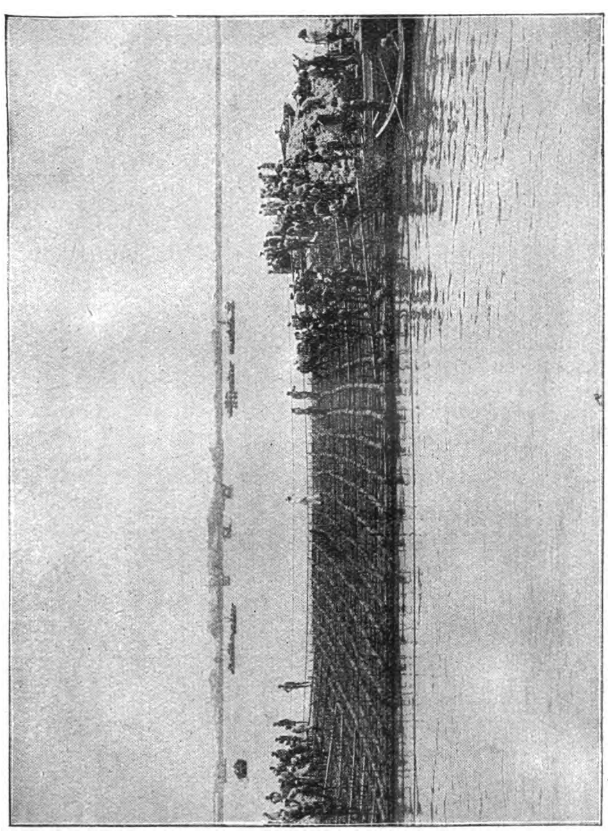
Die Korrektion gipfelte darin, am rechten Ufer des Hlaing, dort, wo der Fluß beständig das Gelände abnagte, einen Schutzwall zu ziehen. Hierdurch mußte nicht nur die Wegschwemmung des Sandes nach der

Ranguner Seite hin verhindert werden, sondern der Fluß wurde auch gezwungen, mit seiner Strömung die alte Fahrrinne, sobald sie durch Ausbaggerung vertieft war, von einer späteren Versandung freizuhalten.

Der Anlage dieses Schutzdammes von 4 Kilometer Länge standen aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Zunächst hatte das Wasser eine wechselnde Tiefe von 3 bis 21 Meter. Dann aber war das Flußbett sandig und schlammig. Die Erbauung eines Steindammes konnte daher nicht in Frage kommen, da er bei dem nachgiebigen Boden vom Fluß mit der Zeit sicher unterminiert worden wäre. Man entschloß sich daher, den Untergrund des Dammes aus Faschinenwerk herzustellen, das mit Felsgestein beschwert wurde. Derartige Faschinenlager sinken, wenn sie in das Wasser versenkt worden sind, nur wenig in dem weichen Boden ein und bilden darum eine widerstandsfähige Basis zur Aufschüttung des späteren Felsdammes. Auch verfault das Reisig im Wasser nicht, sondern wird durch die Aufnahme feiner Sandteilchen mit den Jahren steinhart.

Die Herstellung der Faschinenlager war ein gewaltiges Stück Arbeit. Ein jedes maß 37 Meter in der Länge, gegen 24 Meter in der Breite und war 1 Meter dick. Große Trupps von Eingeborenen wurden in den Urwald geschickt, um Reisig zu schneiden und zu Bündeln zusammenzubinden. Außerdem mußten noch Stangen zum Verpfählen geschlagen werden. Der Bedarf belief sich auf 6 Millionen Reisigbunde und 50,000 Stangenbunde. Ein Teil des Reisigs wurde zu starken Tauen verarbeitet, die netzförmig über das breite Reisiglager gelegt und mit den Stangen verpfählt wurden, um die Reisigmassen zusammenzuhalten. Waren die Lager am Ufer fertiggestellt worden, so wurden sie in das Wasser gelassen und nach den Stellen

bugsiert, wo sie versenkt werden sollten. Hier hielten sie einstweilen Prahme an mächtigen Trossen fest. Dann



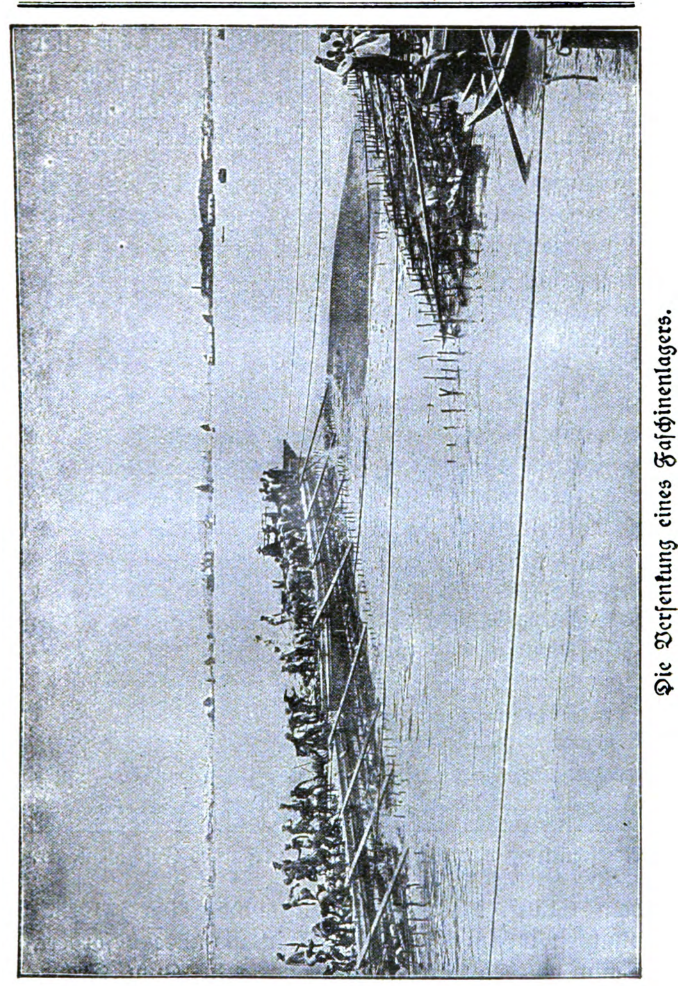
Beschwerung eines Faschinenlagers mit Steinen.

legten sich Boote, die mit Granit beladen waren, an die Seiten an, und die Eingeborenen türmten nun, gleichmäßig nach der Mitte zu fortschreitend, die Felsstücke auf den Lagern auf. Indem diese durch die Be-

lastung allmählich sanken, standen die Eingeborenen zuletzt oft knietief im Wasser. Nachdem die Eingeborenen eingeholt worden waren, wurden die Trossen gelöst, und nun schwebten die Faschinenlager in die Tiefe.

Trotz der Sorgfalt bei allen Anordnungen kam es zuweilen doch zu unangenehmen Zwischenfällen. So wurde ein halbgesunkenes Faschinenlager von der Strömung erfaßt und fortgetrieben. Schwamm es bis nach Rangun hinab, so mußte es unter den dort ankernden Schiffen eine arge Verwüstung anrichten. Daher wurden sogleich zwei Schlepper ausgesandt, um es abzufangen und zurückzubringen. Allein es war gerade Ebbezeit, und so waren die Schlepper wegen der starken Strömung nicht imstande, das Lager stromauf zu schleppen. Sie mußten daher, nachdem sie an dem Lager Trossen befestigt hatten, die Anker fallen lassen und Konterdampf geben, bis mit dem Eintritt der Flut die Zurückbringung des Flüchtlings möglich wurde. Ein zweites Lager, das sich losgerissen hatte und stromab trieb, legte sich zu einer unentwirrbaren Masse um die Pfähle eines Buhnenkopfes, so daß es gesprengt werden mußte.

War ein Lager auf das Flußbett versenkt, so wurde es noch weiterhin mit Granitblöcken belastet. Wesentlich erschwert wurden die Versenkungen dadurch, daß das Arbeitsfeld im Bereich der Ebbe und Flut lag, durch die der Wasserspiegel zwischen 6 und 21 Meter Höhe wechselte. Man nützte deshalb auch vor allem die gezeitenlose Zwischenpause aus und gelangte zuletzt dahin, daß man zur Versenkung eines Faschinenlagers und der Nachschüttung von 300 Tonnen Granit nicht mehr als 20 Minuten brauchte. Anfänglich stellten sich die Eingeborenen etwas ungeschickt an, sobald sie aber die Arbeitsmethode begriffen hatten, überboten sie sich gegenseitig im Wetteifer.



Die Versenkung eines Faschinenlagers.

Die Umgebung von Rangun ist sandig. Man mußte daher nach einer Örtlichkeit Umschau halten, von der das nötige Felsmaterial bezogen werden konnte. Diese

fand sich in der unbewohnten Insel Kalagouk, die allerdings gegen 150 Kilometer von Rangun entfernt ist. Aber man glich diesen Übelstand durch eine systematische Anordnung der Arbeit nach Möglichkeit aus. Das über



Nachschüttung von Gestein auf ein versenktes Faschinenlager.

dem Granit lagernde Erdreich wurde durch Druckpumpen weggeschwemmt und in die See befördert. Dann wurden Steinbrüche angelegt. Zum Transport des Gesteins errichtete man eine Drahtseilbahn, deren Wagen den Granit bis zu einem am Gestade errichteten Turm führten, wo die Felsstücke sofort in



Der schwimmende Kopf der Rohrleitung.

Schiffe, die 1000 Tonnen aufnehmen konnten, verladen wurden.

Durch den Eintritt des Monsuns und das damit ver-

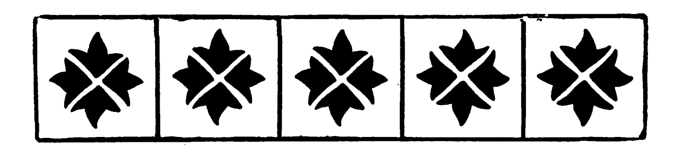
bundene stürmische Wetter wurde die Fahrt dieser Schiffe bis nach Rangun oft recht gefährlich. Doch verlief alles glücklich. Während der höchsten Arbeitsanspannung waren gegen tausend Eingeborene auf der Insel beschäftigt, und die Ausbeute an Granit betrug in der Woche 6000 Tonnen. Für die Eingeborenen waren auf der Insel Baracken erbaut, während für die Ingenieure Behausungen geschaffen wurden, die alle Bequemlichkeiten aufwiesen.

Damit der Damm nicht mit der Zeit unterspült wurde, wurde vor ihm selbst ein Schutzfuß angelegt, der den Anprall der Strömung zu mildern hatte. Auch hier wurden daher Faschinenlager und Granitblöcke versenkt, die zugleich den Zweck hatten, den im Wasser schwebenden Sand aufzufangen und festzulegen.

Wie schon erwähnt, war die alte Fahrrinne stark versandet. Zu ihrer Vertiefung wurde ein äußerst kräftiger Bagger in England bestellt. Der Bagger war imstande, in der Stunde 4000 Tonnen Sand und Schlamm aus einer Tiefe bis zu 16 Meter heraufzubefördern.

Die gehobenen Massen wurden durch ein Pumpwerk in einer Rohrleitung von 900 Meter Länge fortgesaugt. Der Kopf der Leitung, der aus Teilstücken von 1 Meter Durchmesser und 15 Meter Länge bestand, ruhte auf scheibenförmigen Pontonen von beinahe 8 Meter Umkreis und fast 3 Meter Höhe. Die Pontone mußten sehr stark verankert werden, um zur Zeit der Flut und Ebbe der reißenden Strömung widerstehen zu können. Die Saugkraft des Pumpwerks war so bedeutend, daß wiederholt Steinblöcke von 2 und 3 Zentner Gewicht durch die ganze Rohrleitung mitfortgerissen wurden. Der gehobene Sand und Schlamm wurden zur Auffüllung des Geländes hinter dem Schutzwall verwendet.





Wenn die Masken fallen —

Novelle von Karl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

In der Fabrik läutete die Feierabendglocke.

„Für heute genug, lieber Doktor," sagte Herr Guntram Steinäcker und trat an den Waschtisch. „Ich will Sie nicht wieder bis in die Nacht hinein festhalten wie gestern."

Während Doktor Keller die gebrauchten Apparate der notdürftigsten Reinigung unterzog — das Laboratorium durfte in diesen hochwichtigen Zeiten von niemand als ihm und dem Chef betreten werden — ging dieser nach seiner Schreibstube hinüber, wo das Tippfräulein auf ihn wartete.

„Also los, Fräulein! Nur das Dringendste. Ich weiß, Sie haben schon Hunger, und es ist Feierabend."

Während das junge Mädchen aus den mitgebrachten Papieren eine Auswahl traf, langte Steinäcker in eine Zigarrenkiste auf dem Fensterbrett. Dann ließ er seine massige Gestalt in den Armsessel am Schreibtisch fallen und paffte in mächtigen Zügen zur Decke.

Als Fräulein Wolf ihren Vortrag mit einem Hüsteln unterbrach, hielt er inne und nahm die Zigarre aus dem Munde. „Geniert Sie das Rauchen? Freilich — es ist rücksichtslos von mir. Entschuldigen Sie!"

Die freundlichen Worte erhellten ihre Miene. Jetzt,

wo sie die Dame in sich respektiert sah, bat sie den Chef mit anmutiger Gebärde, nur weiterzurauchen.

„Sie sind ein lieber Kerl,“ rief er lachend.

Das hatte zur Folge, daß sich ihr Gesicht wieder versteinerte.

„Pardon!“ sagte er gedehnt mit der Verbeugung eines Zeremonienmeisters. „Übrigens — wollen Sie sich nicht setzen? Dazu hätte ich Sie auch gleich im Anfang einladen sollen — nicht wahr?“

Fräulein Wolf nahm an dem Tischchen auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz. „Wollen Sie mir nicht diktieren, Herr Steinäcker?“

„Ach so — ja, ja! Ich bin zerstreut. Das macht die angestrengte Arbeit im Laboratorium. Ausspannen sollte ich.“

Der Bleistift drüben, der zum Stenographieren bereit war, pochte mahnend auf die Papiere. Steinäcker brach ab. Aber sein liebkosender Blick sprach weiter, nicht ohne Erstaunen über die verspätete Entdeckung, daß Fräulein Wolf ein so netter Käfer sei.

Da rückte das Objekt solcher stummen Beredsamkeit energisch den Stuhl. „Ich muß bitten, Herr Steinäcker. Die Zeit drängt — und nicht nur die meine, glaub' ich.“

Da legte er die Arme auf die Schreibtischplatte und sah sie mit vorgeneigtem Kopf nur noch eindringlicher an. „Ach was! Heut möcht' ich leichtsinnig sein. Wissen Sie was? Packen Sie Ihren Kram da zusammen. Ich bin keine Maschine. Wir wollen lieber eins plaudern.“

„Dazu bin ich nicht hier,“ klang es ihm herb entgegen. „Wenn Sie heute nichts mehr von Geschäften wissen wollen, so kann ich ja gehen.“

„Hui, wie Sie jetzt wieder dreinsehen! Meiner

Seel', das steht Ihnen gar nicht schlecht. Aber lieber ist's mir doch, wenn ich Sie wie vorhin so herzig lächeln sehe. Tun Sie mir den Gefallen — ja?"

Es war echtes Wohlwollen in seinem Ton, und es geschah ganz unwillkürlich, daß er den Arm nach ihr ausstreckte, als wolle er sie am Kinn fassen oder gar in die Wange kneifen.

Jedenfalls kam es nicht dazu, denn Fräulein Wolf schnellte empört auf und errichtete einen ganzen Wall von Eis zwischen sich und dem zutraulichen Chef. Sie wandte sich zur Tür. „Guten Abend!"

„Also wirklich beleidigt?"

„Wofür halten Sie mich, Herr?" Die Mädchenstimme kämpfte mit Tränen.

„Was, jetzt wollen Sie gar noch weinen? Warum denn? Das ist doch Kinderei!"

Es sah aus, als wolle er ihr den Weg vertreten. Fräulein Wolf erbleichte bis in die Haarwurzeln. „Lassen Sie mich hinaus! Oder —"

Ihre Hand streckte sich nach der elektrischen Klingel auf dem Schreibpult aus.

„Dummheiten! Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten."

„Für keine Dame, wollen Sie sagen. Weil ich in Ihrem Brot stehe, weil ich überhaupt darauf angewiesen bin, Dienste zu tun. Das degradiert so ein Geschöpf in Ihren Augen — nicht wahr?"

„Daran hab' ich wirklich nicht gedacht. Im Gegenteil, Sie sind mir immer so riesig vernünftig vorgekommen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts Schlimmes natürlich. Ihre Klugheit, Ihre Ruhe — kurz, die Entdeckung, daß Sie eigentlich ein ganz reizendes — — Schon gut, schon gut, Sie wollen

ja nichts Schmeichelhaftes hören. Also lassen wir's sein. — Daß Sie mir nun nicht etwa auf ewige Zeiten davonrennen! Sie verzeihen mir also — ja?"

Er streckte ihr die Rechte hin.

Sie sah daran vorbei. „Ich kann Ihnen jetzt nicht antworten. — Guten Abend!"

„Schade!" seufzte Steinäcker und tröstete sich dann mit einem Achselzucken. „Na, denn nicht!"

Er entledigte sich seines Arbeitsrockes, um ihn mit einem Jackett zu vertauschen. Behaglich steckte er sich hierauf eine neue Zigarre an.

Fräulein Wolf begegnete draußen dem Chemiker Doktor Keller, der dem Chef die Laboratoriumschlüssel überbringen wollte. „Bruno!" flüsterte sie mit einem Aufatmen der Erleichterung, als führe ihr das Schicksal den natürlichen Beschützer entgegen.

Der Doktor legte erschrocken einen Finger an den Mund und sah sich auf dem kleinen Korridor um, als fürchte er einen Lauscher.

„Ach so!" machte sie mit einem bitteren Lächeln. „Beruhige dich, ich will dich nicht mit meinen Angelegenheiten aufhalten."

„Später, daheim — wir sprechen uns noch," beschwichtigte er sie.

Damit war er schon halb an ihr vorüber.

Sie sah ihm schweigend nach, bis er hinter der Tür des Chefzimmers verschwand. Dann ging sie seufzend die Treppe hinab.

Herr Steinäcker empfing seinen Assistenten in nahezu übermütiger Laune.

„Haben Sie heut noch was vor, Doktorchen? Nichts von Arbeit, mein' ich natürlich. Wollen uns mal kräftig amüsieren. Sie brauchen auch ein bißchen Auffrischung ins Blut. Kommen Sie, seien Sie mein Gast! Ein

feuchtfröhlicher Nachtbummel zur Abwechslung nach der ewigen Schinderei, die einen auf die Dauer ja ganz dämlich macht.“ —

Als sie in dem eleganten Restaurant beim Souper saßen, ließ Steinäcker sein Weinglas an das seines Mitarbeiters klingen.

„Also auf gutes Gedeihen unseres gemeinsamen Werkes, lieber Freund! In vier Wochen wollen wir Ihr Präparat auf den Markt bringen, und da sollen Sie Ihren Prinzipal kennen lernen. Mehr will ich heute noch nicht verraten. Aber auf Ihre Zukunft können wir schon anstoßen.“

Das ließ sich Keller nicht zweimal sagen. In seinen Augen strahlte die Befriedigung eines Mannes, der sich nahe an seinem Ziel weiß.

„Dazu lebe die Ungebundenheit!“ setzte er hinzu, mit einer Gebärde, als werfe er rücksichtslos etwas hinter sich.

„Bravo! Auch die wollen wir feiern. Mit Champagner. Aber den trinken wir anderswo. Mich verlangt's heute wieder mal nach Musik und buntem Getriebe. Wissen Sie nichts?“

Bruno ließ sich vom Kellner eine Zeitung reichen und studierte die Vergnügungsanzeigen. „Großer Faschingsrummel im Alkazar,“ las er vor.

„Alkazar — ja, da ist's fidel! Waren Sie schon einmal dort?“

„Nein.“

„Das ist der ehemalige Zirkus Mataloni. Den haben sie zu einem Vergnügungslokal umgebaut. Was ist dort heute? Kabarett oder Ball?“

„Große internationale Varietévorstellung mit der Riesenausstattungspantomime ‚In den Regionen des Eises‘. Hierauf Bal paré und Koriandolikorso. Was will man mehr?“

„Da tun wir mit. Die Pantomime ist neu. Eine Feerie mit einem Schwarm schöner Mädels, die gern mit uns ein paar Bullen Sekt trinken werden.“

Es war schon fast Mitternacht, als die Herren in den Alkazar kamen. Während Steinäcker an der Kasse die Karten nahm, kaufte Doktor Keller ein Programm. Das Hauptstück des Abends, die Pantomime, war auf halb zwölf angesetzt. Da hatte man sich zu sputen, um den Anfang nicht zu versäumen.

Richtig hatte die Pantomime schon begonnen, als man in den Saal trat. Doktor Keller staunte über die Pracht des effektvoll beleuchteten Lokals. Die einstige Manege hatte einem parkettierten Tanzboden Raum gemacht, der bis zu den kreisförmig herumlaufenden Logen reichte. Darüber waren zwei amphitheatralische Ränge errichtet. In schwindelnder Höhe unter dem kegelförmigen Dache des ganzen Gebäudes blinkten die Apparate der Akrobaten im verschwenderischen Lichte eines ungeheuren Kranzes von Bogenlampen. Im ehemaligen Haupteingang zur Manege war eine Bühne aufgebaut, die sich bis in den Zuschauerraum vorschob und mit einem prachtvoll gestickten Rundvorhang abzuschließen war. Keller sah nur einen Wirrwarr greller Kostüme und blitzender Lichter und spürte dabei, daß er mit dem bereits im Restaurant genossenen schweren Wein weit über das gewohnte Maß hinausgekommen war. Allein hätte er sich hier nicht so leicht zurechtgefunden.

Steinäcker nahm ihn am Arm und führte ihn eine kurze Treppe zu dem meterhoch über dem Mittelparkett angeordneten Kreis der Logen hinan, von denen jede ein blendendweiß damastgedecktes Tischchen mit fünf Plätzen enthielt. Und jeder Tisch hatte eine eigene elektrische Lampe mit rotem Seidenschirm, was

in dem großen Rund einen wunderhübschen Effekt machte.

Keller hatte weder jetzt noch später sonderliche Aufmerksamkeit für die künstlerischen Darbietungen. Ihm war es viel interessanter, sich das Publikum zu betrachten. Er fühlte sich in einer köstlich anregenden Atmosphäre. Und mehr noch als der prickelnde Champagner, an dem sich seine heiße Kehle erquickte, berauschte ihn das stolze Gefühl, endlich den vollberechtigten Schritt in den Kreis der vornehmen Lebewelt getan zu haben. Hier im Logenrang die Genießer, die waren jetzt seinesgleichen; auch er gehörte zu den „Leuten von Welt", für die die Großstadt den sinnekitzelnden Luxus erzeugt.

Was Steinäcker sprach, fand nur noch ein halbes Ohr bei ihm. So oft er ihm zutrank, schien es ihm, als bemühe sich der plumpe Mensch immer lebhafter um seine Freundschaft. Natürlich, für das, was Keller für seinen Fabrikbetrieb bedeutete und noch bedeuten konnte, hatte der gewiegte Praktiker eine sichere Witterung. Nun, man wird sich's überlegen, wie weit man sich binden lassen soll. Auch hier die Politik der freien Hand, mein Lieber, das ist von nun an der Grundsatz Bruno Kellers. Wie ist es denn diesem selbst ergangen? Wie ist denn der zu der großen Fabrik und seinem Geldsack gekommen? Nur dadurch, daß er im richtigen Augenblick klug und hartnäckig war und die Früchte seines Talentes und seines Fleißes hübsch in die eigene Scheune hereinzufahren wußte. Also von nun an nur noch Pclitik der freien Hand. Eine so kapitale Dummheit, sich in die tiefen Augen von Fräulein Doris Wolf zu vergaffen, begehen wir nicht wieder. Wenn er sich beizeiten erkundigt hätte, würde er wohl erfahren haben, wie es mit den Vermögensverhältnissen des Herrn



Baurats Wolf stand. Wie die Katastrophe kam, die mit dem Tode des alten Herrn abschloß, da — nun ja, da konnte er das Mädel nicht einfach sitzen lassen. Aber jetzt — nee, das machen wir anders!

Plötzlich ging eine Bewegung durch den Saal. Jubelnder Applaus begleitete die Klänge des Orchesters, unter dem sich auf der Bühne ein sensationeller Vorgang einleitete.

Keller sah die Bühne mit einer Menge Frauengestalten in kristallisch glitzernder Gewandung erfüllt und in ihrer Mitte eine hochragende Erscheinung von eigentümlicher Schönheit.

„Donnerstag!" machte Steinäcker interessiert. „Da hätt' man sich doch ein Opernglas leihen sollen. Aber geben Sie acht —"

Keller bemerkte erst jetzt, daß von dem Bühnenpodium breite Treppenstufen auf das Parkett der ehemaligen Zirkusmanege herabführten. Es war in der Tat eine Augenweide, wie sich der schillernde Troß mit der Eis- und Schneekönigin in Bewegung setzte und unter einem feierlichen Marsch der Musik und dem stürmischen Beifall der Zuschauer Stufe um Stufe in die Mitte des Auditoriums herabkam, um im Kreise Umzug zu halten. Aus der Höhe fielen künstliche Schneeflocken herab, ein reizender Wirbeltanz im magischen Lichte elektrischer Scheinwerfer, und die fröhliche Schar der Nymphen erwiderte das Grüßen und Tücherschwenken des Publikums mit ihrem holdseligsten Lächeln und Kußhänden nach allen Seiten. Nur die stolze Schönheit der Eiskönigin blieb ihrer Rolle gemäß kalt und ungerührt.

„Dieses Profil!" sagte Steinäcker. „Wär's möglich — das sollt' ich doch kennen!"

„Wen meinen Sie?"

„Die Königin natürlich. Sehen Sie doch!"

„Ein Prachtweib — wahrhaftig. Das Modell zu einer Juno."

Jetzt kam die Bewunderte im Bogen herüber und ihr Gesicht vom Profil in die Vollansicht.

Da sprang Steinäcker auf, um unbeweglich nach der Erscheinung zu starren.

„Eine Bekannte also?" bemerkte Keller lächelnd.

„Steht ihr Name auf dem Programm? Bitte, sehen Sie doch nach!"

Keller überflog das Personenverzeichnis der Pantomime. „Miß Lilian," las er.

„Das ist ihr Vorname, jetzt weiß ich ihn wieder! Ah! ah! Kein Zweifel — das — das ist sie! — Du lieber Himmel — das also — das ist aus ihr geworden!"

Steinäcker murmelte es vor sich hin, keinen Blick von der Frauengestalt wendend, die nun eben an seiner Loge war. Er hätte ihr die Hand reichen können, hob schon den Arm dazu, ließ ihn aber wieder auf die Brüstung sinken.

Der Zug kehrte zur Bühne zurück, und Steinäcker stand noch immer tief nachdenklich.

„Eine Geliebte aus Ihren Jugendjahren?"

Steinäcker schüttelte das Löwenhaupt, einen Seufzer unterdrückend. „Ach nein! Wenigstens nicht so, wie Sie wohl meinen. Aber so was wie ein Ideal hab' ich einst schon in ihr gesucht. Wissen Sie, wie lang das her ist? Achtzehn, neunzehn Jahre. Du lieber Gott! Und heute — sie hier wiederzufinden und so? Wer hätte das —" Plötzlich unterbrach er sich, eine neue Lebhaftigkeit kam über ihn. „Ich muß sie sprechen um jeden Preis. Ich muß wissen, wie das zugegangen ist. Vor allem, ob sie noch Frau Houston ist."

„Sie kannten Sie schon als verheiratet? Eine Engländerin also?“

„Amerikanerin oder vielmehr Deutschamerikanerin. Ihr Vater war ein Rheinländer, Musiklehrer am Harvard College, ein merkwürdiger Kauz, und das Mädel, der Backfisch — du meine Zeit! Wie wird da auf einmal ein ganzes Stück meiner Jugend vor mir lebendig.“

„Höchst interessant. Darf ich fragen, wie es —“

„Einen Augenblick!“ unterbrach Steinäcker und griff nach seiner Brieftasche, um ihr eine Visitenkarte zu entnehmen. „Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich die Dame an unseren Tisch bitten lasse?“

„Nichts könnte mir angenehmer sein, als die nähere Bekanntschaft dieser herrlichen Frau zu machen. — Aber halten Sie es für angemessen, zu dieser Einladung eine Visitenkarte preiszugeben? Man kann doch nicht wissen —“

„Sie haben recht.“ Seufzend steckte Steinäcker die Brieftasche wieder ein und sah nach der Bühne, wo sich eben unter tosendem Beifall der Rundvorhang über der Gruppe schloß. „Mein Name dürfte ihr auch kaum mehr in Erinnerung sein.“

„Und wer weiß, ob es ihr lieb wäre, an ihre offenbar würdigere Vergangenheit erinnert zu werden.“

„Das ist auch zu erwägen. Aber sprechen muß ich sie. Es läßt mir keine Ruhe, zu erfahren, wie sie —“

Keller zog eine dicke Rauchwolke aus seiner Zigarette und sprach leichthin: „Darf ich vielleicht die diplomatische Mission übernehmen, die Dame in unsere Loge zu lotsen? Schlägt sie meine Einladung aus, so haben wir den Beweis, daß sie dann doch würdig ist, Ihre Visitenkarte zu empfangen mit einer ausführlicheren Begründung Ihres Wunsches.“

„Ausgezeichnet. Ich danke Ihnen. Sie sind der rechte Mann dazu."

„Indessen wir ihr Zeit lassen, sich umzukleiden, haben Sie wohl die Güte, mich das Nähere über Ihre einstigen Beziehungen zu der Amerikanerin wissen zu lassen."

„Meine Beziehungen? Die wären nicht der Rede wert. Ich habe sie nur so ein bißchen angeschwärmt. Und das haben alle getan, Studenten und jüngere Professoren."

„Sagten Sie nicht, das sei schon achtzehn bis neunzehn Jahre her? Und wenn ich bedenke, daß man ihr heute nicht viel mehr als dreißig geben möchte —"

„Sie muß älter sein. Warten Sie! Ja, sechsunddreißig oder so. Wie sie geheiratet hat, war sie gerade erst über siebzehn. Ein blutjunges Ding, wie man sich nicht leicht was Lieblicheres vorstellen kann. Na, der Herr Gemahl war auch nicht viel mehr als ein grüner Junge, ein zweiundzwanzigjähriger Student!"

„Ein Bekannter von Ihnen?"

„Ich war Assistent seines Vaters, des Chemieprofessors Houston, dem ich sehr viel verdanke. Der Mann hatte ein fürstliches Einkommen — der echte Amerikaner. Nur in einem war er ein Schwächling — in der Affenliebe zu seinem Sohne. Das können Sie schon daraus ersehen, daß er dem Bürschchen auch darin den Willen tat, daß er ihn mit zweiundzwanzig Jahren das Mädchen heiraten ließ, das er sich in den Kopf gesetzt hatte. Es war ein Skandal, aber die zwei jungen Leutchen setzten es durch, und mein guter Professor Houston hatte nicht nur für ihren Haushalt aufzukommen, sondern sogar noch für die Schulden ihres Vaters, des Musikers Westner, der etwas von einem verbummelten Genie an sich hatte."

„Und was wurde aus dem jungen Ehepärchen?"

„Ja, das möchte ich eben auch wissen. Sie waren kaum ein Jahr verheiratet, als ich nach Europa zurückkehrte. Daß Professor Houston bald danach in seinem Laboratorium tödlich verunglückte, dürften Sie vielleicht wissen. Das ist ja in Fachkreisen bekannt genug. Von seinem Sohne habe ich nichts mehr gehört. Aber es ist sicher, daß er durch den Tod seines Vaters zu einem bedeutenden Vermögen gelangt sein muß."

„Das er inzwischen wahrscheinlich flott durchgebracht hat."

„Und da hätten wir ja auch die Erklärung, wie dann mit seiner Frau alles gekommen ist. — Armes, armes Ding!"

Keller stieß den Rest seiner Zigarette in die Aschenschale und stand auf. „Jetzt wollen wir sehen, ob wir das weitere aus ihrem eigenen Munde erfahren können."

„Bitte — machen Sie's nur recht diplomatisch!"

Keller nickte und ging. Er erstand unterwegs ein kleines Bukett tiefroter Zentifolien und drängte sich damit zu der Tür der Damengarderobe. Die Pforte war fortwährend in Bewegung. Botschaften gingen aus und ein.

Ob man Miß Lilian sprechen könne. Der Diener sah ihn spöttisch an und schüttelte ablehnend den Kopf.

Keller drückte ihm ein größeres Geldstück in die Hand. „Wollen Sie Miß Lilian diese Blumen bringen und ihr sagen —"

„Bedaure sehr," fiel ihm der Mann in die Rede, „so was nimmt sie nicht an, und Sie verlieren nur Ihre Zeit, wenn Sie glauben —"

„Aber Sie wissen ja noch gar nicht, was ich will."

Der Mann schmunzelte und deutete auf die Rosen.

Keller zog Brieftasche und Bleistift hervor und

kritzelte auf seine Karte: „Bittet Mistreß Lilian Houston-Westner um eine ernste Unterredung.“ Das mußte wirken.

Er sollte sich nicht getäuscht haben. Wenige Minuten später überbrachte ihm der Diener die Meldung, die Dame ersuche ihn, sie im Wandelgange zu erwarten.

Gleich darauf trat sie aus der Garderobe. Er erkannte sie sofort, obwohl sie jetzt ein glattes schwarzes Kleid trug, dessen Einfachheit seine gute Meinung nur zu bestätigen geeignet war. Ihr ebenmäßiges Gesicht unter dem rötlichen Haar hatte etwas Unbewegtes, wie es ihm schon während der Vorstellung aufgefallen war. Nur war jetzt, wo die Schminke fehlte, ein gewisser müder Zug um die Lippen nicht zu verkennen.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte sie. „Da Sie sogar den Namen kennen, den ich als Mädchen getragen habe, durfte ich den Mann, der mir ernste Dinge sagen will, in höheren Jahren vermuten.“

„Dieser Mann bin nicht ich selbst.“

„Ein anderer? Wer ist das?“

„Erinnern Sie sich eines Herrn Guntram Steinäcker? Er war zur Zeit, als Sie sich eben verheirateten, als Chemiker Assistent Ihres Herrn Schwiegervaters.“

Sie zog die Unterlippe zwischen die Zähne, und zwischen ihren prachtvoll geschwungenen Brauen erschien eine Falte des Schmerzes. „Es wäre mir lieber, wenn sein Gedächtnis nicht besser als das meine wäre. Ich mag nicht gerne von den alten Zeiten hören. — Warum kam er übrigens nicht selbst?“

„Ich habe mich erboten, vorerst sozusagen zu sondieren, wie weit Ihnen, meine Gnädige, unser beider Teilnahme an Ihren Schicksalen nicht lästig erschiene. Einen ehrlichen, wohlgesinnten Freund wiederzufinden oder einen neuen zu entdecken, kann Ihnen ja doch

nicht gleichgültig sein, eben weil Sie die Menschen meiden gelernt haben, wie ich sehe. Ich wäre untröstlich, wenn Sie mir die Bitte abschlagen würden, Ihnen zur Rückkehr in angemessenere Lebensbedingungen behilflich sein zu dürfen."

Da unterzog ihn das vielerfahrene Augenpaar einer scharfen Prüfung. Und sie mußte zu seinen Gunsten ausgefallen sein, denn am Schlusse erschien sogar der Schatten eines Lächelns auf dem Frauenmunde, der dadurch einen ganz neuen Reiz gewann. „Einen wahren Freund zurückzustoßen, habe ich allerdings keine Ursache," sagte sie. „Zeigen Sie mir den Mann, der mich und meine Heimat kennt!"

Er wollte ihr seinen Arm anbieten, sie schlug ihn jedoch aus und zog den dichtpunktierten Schleier über das Gesicht herab.

Man achtete nicht auf die beiden, denn auf dem Tanzboden wurde soeben der Ball durch eine Rokokogruppe eingeleitet, die ein Menuett aufführte und damit die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Steinäcker deutete einladend auf den Sessel an der dritten Seite des Tischchens.

Lilian zögerte, ehe sie sich niederließ, und als Steinäcker ihr aus der Sektflasche einschenken wollte, wehrte sie entschieden ab.

„Wie geht es Ihrem Gatten?" begann Steinäcker.

Sie bog den Kopf in den Nacken und machte eine Handbewegung.

„Er lebt nicht mehr? Sie sind Witwe, gnädige Frau?"

Sie nickte bejahend. Es entstand eine Pause, und ehe sich Steinäcker zu der Frage nach den näheren Umständen aufraffte, erhob sie sich ganz unvermittelt, verneigte sich grüßend zuerst vor Doktor Keller, dann

vor seinem Begleiter und sagte kurz: „Vielleicht sprechen wir morgen weiter darüber.“

„Warum morgen?“

„Morgen ist Maskenball.“

Gleich darauf war sie verschwunden.

* * *

Die Pensionäre der verwitweten Frau Baurat Wolf pflegten das Frühstück auf ihren Zimmern zu nehmen. Nur Doktor Keller machte als alter Hausfreund eine Ausnahme und frühstückte mit Mutter und Tochter.

Das war ihm heute sehr peinlich. Der gestrige Champagner saß ihm sehr fühlbar unter den Haaren.

Als die alte Dame abgerufen wurde, steckte er den Kopf so tief als möglich hinter die Morgenzeitung.

Auch Doris erhob sich. Sie hatte ja keine Zeit mehr zu verlieren, wenn sie noch rechtzeitig ins Kontor kommen wollte.

„Ich möchte dich um einen Rat fragen, Bruno.“

„Bitte.“

„Ich weiß nämlich nicht, ob es nicht besser wäre, überhaupt nicht mehr ins Geschäft zu gehen.“

„Was heißt das?“

„Daß ich eigentlich nur noch deine Zustimmung haben möchte zu meinem Entschluß, meinen Posten bei Steinäcker sofort zu verlassen.“

„Warum denn?“

„Steinäcker war unzart gegen mich.“

„Na, das wird wohl nicht so schlimm gemeint gewesen sein, und er wird sich gewiß nicht wieder unterfangen —“

„Das ist sicher.“

„Nun also.“

„Ich meinte nur deinetwegen die äußersten Konsequenzen aus der Sache ziehen zu müssen. Nächstens muß er ja doch erfahren, daß ich deine Braut bin — nicht wahr?“

„Sei so gut!“ stöhnte er. „Du weißt doch, wie mir das schaden müßte. Mit meinen dreihundert Mark monatlich ans Heiraten denken —“

„Nun soll es doch endlich wahr werden. Das Ding, an dem ihr ganze Nächte miteinander experimentiert habt, ist doch fertig. Da erhoffst du dir doch den Aufschwung, der uns endlich die Heirat ermöglichen soll?“

„Freilich, freilich,“ murmelte er.

„Da scheint es mir mit deiner Stellung sich nicht zu vereinbaren, daß ich bleibe. Wenn Steinäcker von unserer Verlobung erfährt, muß er doch annehmen, daß ich dir von der Geschichte Mitteilung gemacht habe.“

„Allerdings, Kind, da wird wohl nichts übrigbleiben, als daß du den Posten aufgibst. Ich werde mich heute noch bemühen, dich anderwärts unterzubringen.“

„Meinst du denn, daß das noch lange dauern müsse?“

„Wer kann's wissen? Wie die Dinge stehen, müssen wir uns in Geduld fassen. Da ist noch sehr viel auszuprobieren — an unserem Präparat, und ehe ich eine gehörige Aufbesserung fordern kann, ist erst die Rentabilität abzuwarten. Kurzum, es ist ein Gebot der Vernunft, die Schiffe hinter uns nicht allzu früh zu verbrennen.“

„Vor einem Jahr warst du noch nicht so vorsichtig. Wenn da nicht ich die Vernünftige gewesen wäre, du hättest es für möglich gehalten, uns auf die dreihundert hin schon das Nest zu bauen.“

„Seither hab' ich rechnen gelernt, und gerade jetzt, wo ich ihm die neue Sache ins Geschäft gebracht habe, kann ich mich ihm nicht ausliefern. Da käm' er sich schon

wer weiß wie großmütig vor, wenn er mir mit einer bloßen Verdopplung des Gehaltes — Na, das ist alles Zukunftsmusik, da muß ein günstiger Zeitpunkt abgewartet werden. Und gerade jetzt, wo er dich gekränkt hat, darf er nicht wissen, wie wir miteinander stehen. Sonst müßte ich ihm ja alles vor die Füße werfen. Und wie kann ich das jetzt?"

„Du meinst also, daß ich bleiben soll?"

„Das nicht. Es wäre mir unerträglich, dich weiterhin in seiner Nähe zu wissen. Melde dich krank und nach einiger Zeit einer Erholungsreise bedürftig, die dich zum Austritt nötigt. Reise auch wirklich. Du bist sehr bleich geworden an deiner Schreibmaschine. Geh auf ein paar Monate nach dem Süden. Inzwischen werde ich mit Steinäcker ins reine gekommen sein, und dann — dann geht ihn ja unsere Verbindung überhaupt nichts mehr an."

Sie preßte die Lippen aufeinander. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Mama hat mir gesagt, du habest ihr dieser Tage angedeutet, daß dich die öfteren Nachtarbeiten mit Steinäcker auf den Gedanken brächten, für die nächste Zeit dein Quartier lieber draußen in der Fabrik aufzuschlagen."

„Ich kann ja oft nicht einmal den letzten Straßenbahnwagen mehr erreichen. Heute nacht hat er mir wieder sein Automobil zur Verfügung stellen müssen. Deshalb meint er, es sei für alle Teile bequemer, wenn er mir für die Dauer unserer gemeinsamen Arbeit ein Zimmer einräume."

„Für alle Teile bequemer," wiederholte sie langsam.

Er wollte ihr was Tröstliches sagen, aber es wehte eine Kälte von ihr herüber, daß er nicht den Mut dazu fand. Nach einem Blick auf die Uhr sagte er, daß es schon höchste Zeit sei.

Sie sah noch vom Fenster aus, wie er leichtbeschwingt, als habe er eine lästige Bürde abgeworfen, in die Elektrische stieg.

Sie stand noch mit vergrämter Miene, die sie bedeutend älter erscheinen ließ, am Fenster, als die Mutter wieder eintrat. Es war etwas im Gesichte der Matrone, als habe sie eine unliebsame Entdeckung im Rückhalt. Sie machte sich am Tische zu schaffen, ehe sie auf die Tochter zutrat.

„Was hat es gegeben zwischen euch? Sag mir nicht wieder, das seien deine Angelegenheiten, in die ich mich nicht einmischen dürfe! Es wird Zeit, daß ich meiner hochgeistigen Tochter die hausbackene Weisheit einer schlichten, aber erfahrenen Frau beibringe."

„Ja, Mama, ich kann mir denken, was du zwischen mir und Bruno beobachtet haben willst, und ich gestehe dir ohne Umschweife, daß du richtig urteilst. Der Mann geht mit dem Plane um, unsere stille Verlobung ebenso still — aufzulösen."

Die Frau erschrak. „Zugestanden hat er's aber hoffentlich nicht?"

„Das ist auch gar nicht nötig. Ich werde ihm zuvorkommen und gleichzeitig mit dem Briefe, der mein Engagement bei seinem Chef aufheben soll, ihm die schriftliche Brücke zu unserer endgültigen Trennung bauen."

„Um Gottes willen — keine Übereilung!"

„Ja, meinst du denn, daß mein Stolz es zuließe, erst abzuwarten, bis er selbst den Mut zu seiner Eröffnung gefunden hat? Ich lasse mich nicht verabschieden."

„Mit deinem Starrkopf kommt vielleicht ein Mann durch die Welt, niemals aber eine Frau zu ihrem Glück."

„Was soll ich denn tun, wenn er von mir los will?"

„Ihn halten."

„Oho!"

„Da sitzen wir richtig wieder auf dem hohen Roß! Wenn ich ein Mann wäre, das Mädel, das mir so zu erkennen gäbe, daß es sich nichts aus mir macht, ließe ich ebenfalls sitzen. Da hast du meine unmaßgebliche Meinung. — Wenn er also noch nichts von der Entlobungsabsicht geredet hat, was hast du für Anhaltspunkte dafür?"

„Er sieht immer noch keine Aussicht zur Hochzeit, glaubt an keine genügende Aufbesserung seiner Bezüge. Aber unter dem Personal ist es offenes Geheimnis, daß ihn Steinäcker, sobald sie auf ihr neues Präparat das Patent haben, zum Teilhaber machen wird."

„Das sind ja brillante Aussichten!"

„Verhöhnst du mich?"

„Ich freue mich, daß damit die materiellen Hindernisse eurer Verbindung beseitigt sind. — Was das andere anbelangt, so steht es nur bei dir, ihn aufs neue für dich zu erobern."

„Was soll ich?"

„Ihn dir wieder erobern. Nicht wahr, das ist auch so ein Wort aus der alten Schule, aus dem System von einst, mit dem ihr Modernen so gründlich aufgeräumt zu haben meint. Dabei glaubt ihr an die Fabel, daß die Ehe früher nur ein Sklavenjoch für die Frau gewesen sei."

„Vielleicht auch für den Mann. Wir aber —"

„Weiß schon, heute leben Mann und Weib ja in gegenseitig garantierter Freiheit. Als ob es so etwas überhaupt gäbe! Mein Kind, das ganze Leben ist ein Kompromiß, und das Eheleben erst recht. Du willst nichts nachlassen von deinem Stolz, und damit ver-

säumst du das Festhalten dessen, was dir gehören könnte. Ich bin sicher, eben deine steife Ungefügigkeit, die du Charakter nennst, deine herbe Verschlossenheit, das ist es, was ihn erkältet hat, und was ihn dir noch wirklich endgültig nehmen könnte."

„Was soll ich denn? Mutest du mir eine Unwürdigkeit zu?"

„Wenn dir eine Nähnadel unter den Tisch fällt, ist's dir nicht wert, dich darum zu bücken? Wenn mir eine Gabel in die Asche gerät, soll ich sie nicht herausholen, fein säuberlich abwischen und wieder an mich nehmen? Und das sind doch Gegenstände, die sich leichter ersetzen lassen als das, was dir verloren zu gehen droht. Nein, ein tüchtiges Weib läßt ihr Eigentum nicht so leichtfertig fahren, und um das zu kämpfen, was man liebt, ist auch ein sittliches Gebot."

„Meinen Lebensgefährten hole ich mir nicht aus der Herdasche."

„Sondern aus dem Feenlande, aus dem Wolkenkuckucksheim, wo die Romanhelden daheim sind und auf goldenen Säulen stehen — nicht wahr? Hier kann es sich nur um die Frage handeln, ob du den Bruno Keller liebst oder nicht. Da dich sein Verhalten kränkt, besitzt er noch dein Herz. Also bleibt dir keine Wahl. Ein Weib, das liebt, muß ihre Liebe bluten lassen können, ehe sie sie aufgibt. — Was kannst du Bruno vorwerfen? Nichts, als daß er den Mut nicht hat, dir offen zu sagen, meine Liebe ist eingeschlafen. Sei froh, daß er nicht schon den Vorwand sucht, mit dir offen zu brechen. Daß er sich innerlich von dir abgekehrt hat, daran bist du schuld. Du hast dich nur suchen und finden lassen, aber willst im weiteren nichts dazu tun, ihn zu fesseln. Darauf kommt es an. Was hat einer von allem inneren Wert einer Frau, wenn sie sich

verschließt? Und gar in unseren Verhältnissen die Unbiegsame spielen wie eine Millionenerbin, die sich ja wirklich noch fragen müßte, ob sie nicht etwa ihrer Mitgift wegen genommen wird! Nein, mein Kind, du sollst einsehen, daß für unsereinen die Männer nicht auf den Bäumen wachsen und wie Pflaumen herabzuschütteln sind. Willst du warten, bis dein Lohengrin kommt oder bis du den Ritter ohne Fehl und Tadel findest, der sich für seine ausbündige Tugend mit deiner kostbaren Hand belohnen läßt?"

„Du verstehst mich nicht, Mutter."

„Bei Licht besehen, wird sich herausstellen, daß du dich selber nicht verstehst vor lauter ‚Individualität', und sicher ist, daß du das Leben und den Mann darin nicht verstehst. Da wollt ihr euch mit dem Manne in gleiche Rechte und Pflichten teilen, langt nach der geistigen Ebenbürtigkeit mit ihm und laßt dabei die Waffen verrosten, die ihr vor ihm voraushabt. — Hast du dich noch nicht gefragt, ob nicht vielleicht eine andere da ist, die nach deinem Doktor das Garn ausgeworfen hat?"

„Pfui, wie mich dieser Ausdruck anwidert!"

„Liebe ist allemal zum guten Teil Betörung, und von dem, was zwei zusammenführt, bleibt später gewöhnlich recht wenig übrig. In einer richtigen Ehe muß das Paar auch die Sorgen liebhaben lernen, denn derer sind ja, zumal wenn die Kinder kommen, immer mehr als der Freuden. Was wirst du einst mitleidig lächeln über deine heutigen Ansichten von Frauenwürde! Du vergibst dir nichts von deinem Wert, wenn du alles daran setzest, deinen lockeren Vogel wieder einzufangen, im Gegenteil, du zeigst ihm damit nur echte Weiblichkeit, und die allein liebt der Mann, die sucht er, die sichert ihn dir. Aber wenn du ihm von

vornherein zu verstehen geben willst, ich steh' dir nicht im Weg, wenn du dich anders besinnen willst, ich rühre keinen Finger um dich, dann gibst du dich und ihn verloren, und was heute erst blasse Idee zur Untreue bei ihm sein kann, wird gefestigter Vorsatz, wenn du's reifen läßt. Zeige ihm, daß du ihn liebst, und daß dein Leben vernichtet wäre, wenn er dich verläßt, dann erst kannst du erfahren, ob er wirklich kein Herz für dich aufbringen kann! Sein Glück zu erkämpfen, ist jedermanns Recht. Unwürdig ist es erst, wenn es mit unwürdigen Mitteln geschieht."

„Aber wenn das unaufrichtige Wesen, das er mir zeigt, auch mich erkältet hätte?"

„Ja, dann wäre es wohl auch bei dir nicht die rechte Liebe gewesen. Ich glaube nur, du täuschest dich darin. Ich höre immer den verletzten Stolz."

„Vielleicht wäre ich nicht so, wenn wir nicht arm wären. Wenn ich so ringsum sehe, wie die Mädels auf den Versorger Jagd machen — mit denen will ich nicht verwechselt werden, und da gehe ich bis zum Mißtrauen in mich selber."

„Na, dann kannst du zusehen, wie dir eine Konkurrentin deinen Doktor vor der Nase wegfischt."

„Du — weißt bereits von dergleichen?"

Frau Wolf langte in den Ausschnitt ihres Morgenrockes und zog ein zerknittertes Blatt bedruckten Papiers hervor.

„Was ist das?"

„Das hat heute früh unsere Johanna beim Kleiderreinigen in der Tasche des Herrn Doktor gefunden."

Doris zog die schon danach ausgestreckte Hand zurück. „Wie hast du das nur annehmen können?"

„Sollte ich's dem Mädel lassen, daß sie's noch im ganzen Haus herumzeigt? Ich habe ihr das Spionieren

nicht aufgetragen. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich es manchmal ganz nützlich finde. Sieh dir das nur einmal genauer an!“

Widerstrebend näherte sich Doris dem Tisch, wo ihre Mutter den Zettel ausbreitete und so gut als möglich glättete. „Alkazar“ stand obenan in schwungvollen Lettern, darunter die Adresse des stadtbekannten Vergnügungslokals und das Datum von gestern.

* * *

Steinäcker war trotz des nächtlichen Gelages wie gewöhnlich der erste auf dem Damm. Doktor Keller fand ihn schon in voller Tätigkeit im Laboratorium. Da war er wieder Arbeitsmensch und nur das. Er ließ sich von dem Assistenten ablösen, ohne über die vergangene Nacht auch nur ein Wort zu verlieren, und begab sich in das Kontor, um die gestern liegen gebliebene Korrespondenz zu erledigen. Es war gewiß, daß Fräulein Wolf schon auf ihn wartete, pünktlich und gewissenhaft wie immer.

Aber sie war nicht da, und auf seine Frage sagte man ihm, sie sei noch gar nicht gekommen.

Sollte sie die gestrige Dummheit wirklich übelgenommen haben?

Eine Stellvertretung des Schreibfräuleins lehnte er ab. Er setzte sich ans Pult und durchflog die neue Korrespondenz, die ihm der Bureaudiener hingelegt hatte. Bald war er auch hier in Arbeit, daß ihm der Kopf rauchte. Er war so vertieft, daß er sogar das Pochen an der Tür überhörte. Da ging sie auf, und Fräulein Wolf trat ein mit kühlem Gruß und etwas steifer Haltung, aber im übrigen so gelassen, als ob nichts geschehen und auch dieses verspätete Eintreffen ganz in der Ordnung wäre.

Sie setzte sich wie gestern an das Tischchen ihm gegenüber und langte nach den Briefen, die er auf dem niedrigen Aufsatz zwischen seinem und ihrem Platz aufgestapelt hatte, den Stenographierstift in Bereitschaft.

Da atmete er auf. „Schön, daß Sie da sind. Sie sind doch —“

Er verschluckte das „liebe Mädel“ noch rechtzeitig. Dann erhob er sich, um mit dem Diktieren zu beginnen. „Gestatten Sie, daß ich mir eine Zigarre —?“

Sie reichte ihm selbst das Kistchen vom Schreibtisch und schob ihm das Feuerzeug hin. Ruhig, ohne Eifer und ohne Lächeln. Auch er blieb völlig korrekt, dankte sehr zeremoniös und begann.

Als die Arbeit schon geraume Zeit im vollen Gange war, pochte es. Es war Doktor Keller, der eine Frage an den Chef hatte. Sie blieb ihm jedoch beinahe in der Kehle stecken, als er Doris gewahrte, die ihre Rolle der „geheimen“ Braut besser als je spielte. Kein Zug des anmutigen Gesichts unter den hellbraunen Scheiteln verriet, daß sie den Chemiker näher kenne.

„Na, was gibt's, Dottore? Doch nichts passiert im Laboratorium? Sehen ja ganz verdonnert aus!“

Keller brachte sein Anliegen vor, holte sich Bescheid und ging wieder, nicht ohne Doris einen fragenden Blick zugeworfen zu haben.

Sie beantwortete ihn mit einem rätselhaften Lächeln, das ihm den ganzen Vormittag nicht aus dem Kopf ging.

Als die Mittagsglocke läutete, sputete er sich, zur Trambahn zu kommen, damit Doris nicht etwa vor ihm zur Stadt fahre.

Er mußte erstaunlich lange warten, bis sie erschien. Und was war das? Sie kam nicht zur Haltestelle her-

über, sondern nahm die Richtung nach dem kleinen Gasthause, das zum größten Teile von dem Personal der Fabrik existierte. Mit ein paar Sätzen war er an ihrer Seite. Ob sie denn heute nicht zu Hause essen wolle? Nein. Steinäcker habe sie gebeten, die Mittagspause abzukürzen, und erwarte sie sofort wieder im Kontor.

Bruno erbleichte. „Du willst allein mit ihm, während alles bei Tisch ist —? Das ist — das ist eine Unverschämtheit von ihm, die ich nicht dulden werde."

„Was hast du denn nur?"

„Sind wir denn nicht übereingekommen, daß du deine Entlassung nimmst? Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich dich heute —"

„Ich habe mir's überlegt und bin zu der Überzeugung gekommen, daß er mich nicht leicht entbehren könnte."

„Wie dir seine Interessen auf einmal am Herzen liegen! Und kurz vorher hast du noch gefunden, daß du es mit deiner und — meiner Ehre nicht recht vereinbaren könntest, dich einer Wiederholung seiner Zudringlichkeiten auszusetzen."

Sie lächelte ihn an. „Aber er hat mir ja heute versprochen, nie wieder die Schranken zu vergessen —"

„Hat er? Wie kommst du mir denn vor?"

„Ich bin darauf gekommen, daß man sich sogar seinen Brotgeber erziehen kann, wenn man es richtig anstellt."

„Das ist mir ganz gleich. Jetzt fährst du mit mir heim!"

„Aber wie kann ich denn, wenn mich Steinäcker erwartet? Soll ich ihm sagen, daß du es nicht duldest? Da wäre es doch besser, du machst ihm die Eröffnung, daß ich deine Braut und du auf ihn eifersüchtig bist."

„Wer sagt das?" schnaubte er sie an. „Ich halte

einfach auf Anstand. — Weißt du was? Ich esse mit dir, und dann begleite ich dich in die Fabrik zurück. Auch ich habe im Laboratorium zu tun."

„Wird ihm das nicht auffallen?"

„Das ist mir egal."

„Und wenn mich die Leute mit dir in dem Wirtshaus sehen?"

„Ist mir auch egal."

„Höre, dein Ton, dein ganzes Verhalten — das wird nachgerade beleidigend. Was denkst du denn eigentlich von mir?"

„Daß du es darauf abgesehen zu haben scheinst, mit dem Steinäcker —"

„Was?" fragte sie scharf.

„Ein kokettes Spiel zu treiben."

„Sage doch gleich: dich zu betrügen."

„Der Teufel traue euch Weibern!"

Da kehrte sie ihm den Rücken und lief zur Trambahnhaltestelle, wo eben ein Wagen ankam. Flugs sprang sie auf und verschwand im Innern, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen.

Keller machte eine Bewegung, ihr zu folgen, besann sich aber und — schwenkte nun seinerseits nach dem Wirtshause ab. Er sah Doris erst am Abend wieder und auch da nur ganz flüchtig, als er nach seinem Zimmer schritt. Er wäre überhaupt gar nicht heimgekommen, wenn ihn nicht die Notwendigkeit dazu getrieben hätte. Es galt ja, für den „Alkazar" Balltoilette anzulegen.

Doris tat etwas Ähnliches. Der prächtige schwarzseidene Domino, in dem Frau Baurat Wolf vor wenigen Jahren noch mit dem Gatten den Künstlerball besucht hatte, war noch in bestem Zustande. Die Mutter durfte sie mit all ihren Verhaltungsmaßregeln und Segens-

wünschen nur bis zur Droschke begleiten, deren Kutscher die Weisung empfing, zum „Alkazar“ zu fahren.

* * *

Obwohl die Musik die verlockendsten Weisen spielte, dachte noch niemand ans Tanzen. Zusammenhanglos ging man aneinander vorüber, sich eine Wahl für später vorbehaltend.

Beim Eintritt hatte Doris ihr Wagnis noch mit Bangen erfüllt. Allmählich wurde sie ruhiger, als sie sich überzeugte, daß sie die schleierbesetzte Maske und der faltige Kapuzenmantel genügend schützten. Erst als sie auf Bruno stieß, schlug ihr das Herz wieder ängstlicher. Aber auch er beachtete sie nicht. Natürlich, sagte sie sich, er hatte ja nur seine Dame im Kopf. Er schien sie übrigens noch nicht zu erwarten, denn er schlenderte mit geradezu gelangweilter Miene umher.

Endlich begab er sich nach dem Logenrang, der beinahe noch leer war. Steinäcker wollte erst später kommen und hatte Bruno gebeten, früh genug auf dem Posten zu sein, um Lilian nicht etwa warten zu lassen. Jetzt verdroß es den Doktor, zu sehen, daß er sich hier allein langweilen müsse. Überhaupt wollte es ihm vorkommen, als habe das ganze Abenteuer viel von seinem prickelnden Reiz verloren. Das kommt davon, wenn man am Tag einen Ärger gehabt hat.

Was man doch in den trägen Minuten einer Wartezeit für Neigung zu verdrießlichen Gedanken hat! Da kam man freilich in keine Stimmung, wie sie an diesen Ort paßte.

Doris sah, wie er in einer der Logen mit den roten Schirmlampen Platz nahm und wie bald darauf ein dienstbeflissener Kellner etwas Gewichtiges auf den Stuhl neben ihn stellte und ihm einschenkte. Trank

er da wirklich Sekt, der Verschwender? Vom Parkett aus war die Flasche in dem Kühler nicht zu sehen. Überhaupt wurde einem von diesem Hinaufsehen zur Logenbrüstung das Genick steif. Doris fand, daß sie auf der Galerie einen weit bequemeren Beobachtungsposten beziehen könne.

Wo die Enden der Galerie an den Bühnenaufbau stießen, waren schmückende Draperien angebracht, hinter denen man sich einigermaßen verbergen konnte. Dorthin begab sich Doris, um nicht aufzufallen. Hier saß in der ersten Reihe ein ungemein breitschultriger Herr, den elegant gescheitelten Blondkopf weit vorneigend. Bei dem Geräusch ihrer Annäherung wandte er den Kopf ein wenig, so daß sie das Profil seines glattrasierten Gesichtes sehen konnte. Es war etwas in seiner Bewegung, das ihr bekannt vorkommen wollte. Aber das kam wohl nur von ihrer ständigen Besorgnis, hier entdeckt zu werden. Der Herr nahm auch keine weitere Notiz von ihr und äugte wieder angelegentlich durch das kleine Opernglas. Sie hatte dieselbe Richtung zu verfolgen, um ihren Bruno im Auge zu behalten. Seine Loge war weit und breit die einzige besetzte. Also hatte auch die Aufmerksamkeit ihres Nachbars kein anderes Ziel. Das wurde ihr auf die Dauer unheimlich. Was hatte der Mensch den einsamen Zecher da unten so scharf aufs Korn zu nehmen? Wie ein Geheimpolizist, sagte sie sich unwillkürlich, und da ärgerte sie Brunos Sektflasche noch mehr.

Um den vor ihr in der ersten Reihe sitzenden Beobachter besser ins Auge zu fassen, erhob sie sich von ihrem erhöhten Platze und beugte sich über das Geländer. Da rührte er gerade die Schultern, und wieder wollte es ihr vorkommen, als müsse sie diese männliche Kehrseite schon längst kennen. Wenn das kurz-

verschnittene Haar über dem kräftigen Nacken nicht gewesen wäre, dann —

Der Gedanke, wem der Mann dann ähnlich sähe, durchzuckte sie mit solchem Schreck, daß ihr der Fächer entfiel.

„Pardon!" platzte sie unwillkürlich heraus, als das Ding den Arm des Herrn streifte.

Er fuhr hastig herum, als höre er eine bekannte Stimme, und musterte den schwarzen Domino mit einem etwas ironischen Lächeln, ehe er sich nach dem Fächer bückte. Doris verstand, daß er sie im Verdacht hatte, ein Manöver inszeniert zu haben, um ihn zu einer Ansprache zu reizen.

„So einsam, schöne Maske?" tat er ihr mit nachlässiger Betonung den Gefallen.

Da wurde ihr der Verdacht zur schrecklichen Gewißheit. Der Glattrasierte war niemand anders als — Guntram Steinäcker.

Jetzt war's ihr ausgemacht: der Chef beobachtete mit Unmut, wie sein Chemiker da unten auf Abenteuer wartete. Das konnte für Keller sehr weittragende Folgen haben. Und wenn Steinäcker gar noch sehen wird, mit welcher Gesellschaft sich der Leichtfertige an diesem Ort umgibt — ah! Dann wird er sich wohl bedenken, ihn zu seinem Teilhaber zu machen. Geschähe ihm freilich ganz recht, dem treulosen Fant, aber — auch wenn man selber entschlossen war, ihm den Abschied zu geben, ihn direkt in sein Verderben rennen lassen konnte man doch nicht.

Als sie den Logengang entlang schritt, sah sie Steinäckers Opernglas immer noch unentwegt auf sein Ziel gerichtet. Und da unten saß der Ahnungslose mit übergeschlagenem Bein, gedankenvoll am Stiel seines Sektglases herumfingernd.

Das Rascheln ihres seidenen Mantels ließ ihn aufsehen. Enttäuscht wandte er sich ab. Die, die er erwartete, hatte eine ganz andere Figur.

Sie blieb an der Logenschranke stehen und klopfte leise mit dem Fächer auf. Laut sprechen durfte sie ja nicht, wenn sie sich nicht zu erkennen geben wollte.

Er sah sich fragend um und nicht sehr freundlich.

„Seien Sie auf Ihrer Hut!“ flüsterte sie.

Er verstand sie nicht und neigte sich näher zu ihr.

„Ich warne Sie!“ wiederholte sie, ohne sich zu rühren.

„Wovor, schöne Maske?“

„Dein Chef ist da.“

„Wer?“

„Steinäcker.“

„Den kennst du?“

„Er sucht dich.“

„Schön. Und was weiter? Sage mir lieber, wer du bist.“

„Eine Freundin.“

„Die mich nicht einmal ihre rechte Stimme hören lassen will?“

„Woraus du schließen kannst, daß weitere Fragen nutzlos sind. Entferne dich!“

„Nur mit dir!“

„O nein! Ich habe nichts zu tun, als dich zu warnen. Man belauert jeden deiner Schritte.“

„Das merke ich. Ich danke dir für dein Interesse, aber deine Warnung schlag' ich in den Wind.“

„Du willst bleiben, weil du hier — jemand erwartest?“

„Wahrscheinlich.“

„Eine Frau?“

„Nicht schwer zu erraten.“

„Die Frau, die du gestern hier kennen gelernt hast?“

Er nickte belustigt. Er hatte sich's gleich gedacht. Das war eine Kollegin Lilians, von der sie gestern beobachtet worden waren.

Diese verblendete Hartnäckigkeit erregte sie. Sie hatte Mühe, das tonlose Flüstern beizubehalten. „Wenn ich dir aber sage, daß sie nicht kommen wird, deine Erwartete?“

„Hat sie dich mit dieser Botschaft betraut?“

„Ja.“

Er sah ihr in die blitzenden Augen. „Wenn ich dir glauben soll, mußt du mir Beweise geben.“

„Nicht hier.“

„Ah, du willst mich nur von hier weghaben?“

„Du mußt gehen!“

„Das wird dir nicht gelingen, meine Schöne. Vielmehr bitte ich dich, mir einstweilen deine interessante Gesellschaft zu gönnen.“

Er deutete auf den fünften Stuhl an der dem Gange zugekehrten Schmalseite seines Tisches und nahm eines von den bereitstehenden Gläsern, um ihr einzuschenken. Sie zögerte in nicht geringer Verlegenheit. Aber schließlich blieb ihr die Hoffnung, durch ihre Gegenwart die noch erwartete Unbekannte zu verscheuchen. Überdies gewahrte sie, wie Steinäcker soeben seinen Galerieplatz verließ und sich entfernte.

Das Sektglas ließ sie unberührt stehen, so sehr ihr unter der Larve auch schon heiß geworden war. Sie hätte ja zum Trinken den Schleier ihrer Larve heben müssen.

„Du willst mir nicht Bescheid tun?“

Sie schüttelte den Kopf.

Da setzte auch er seinen Kelch wieder hin. Diese Weigerung erinnerte doch wieder an Lilians gestriges Verhalten an demselben Tische.

„Und warum will Lilian heute nicht kommen?“ forderte er seine Nachbarin plötzlich heraus.

„Weil — weil sie dir mißtraut,“ entschied Doris sich, froh, wenigstens den Namen der Person erfahren zu haben, die sie nach der Meinung der Mutter als ihre „Rivalin“ hätte bekämpfen sollen.

„Das klingt nach Ausflucht. So hätte sie ja immerhin noch Steinäckers wegen kommen müssen. Oder soll ich deine Botschaft so verstehen, daß sie mich fortschicken will, um sich nur mit ihm allein auseinanderzusetzen?“

Doris war mit ihrer Diplomatik so ziemlich am Ende und fand vorläufig keinen anderen Ausweg, als sich in mystisches Stillschweigen zu hüllen. Da sollte sich ihre Lage noch bedeutend verschlimmern, als aus der Reihe von Masken, die hinter der Logenschranke ab und zu gingen, eine in die Loge trat.

Bruno rückte den Stuhl und sprang wie elektrisiert auf. „Mistreß Lilian? — Also doch!“

Doris pochte das Herz bis in den Hals hinauf. Mit angehaltenem Atem wandte sie den Kopf nach rückwärts. Sie hatte in den letzten Minuten schon gefühlt, wie ihr der kühne Mut allmählich abhanden zu kommen drohte. Beim Anblick der Dame sank er ihr vollends ins Bodenlose.

Das Kostüm Lilians war keineswegs prunkvoll, aber von apartem Geschmack. Sie hatte die Tracht einer vornehmen Bürgerin aus den amerikanischen Freiheitskriegen gewählt: langes schwarzes Jackett mit breit auslaufendem Ausschlag, oberhalb der Taille mit einer mächtigen himmelblauen Schärpe gegürtet, den schlanken Hals eng mit einer weißen Spitzenkrawatte umschlungen, deren Enden jabotartig herabfielen, auf den rötlichen Locken einen hellgrauen, weichen Filzhut und

ohne anderen Schmuck als eine kühne Schleife, die in der Farbe mit der Schärpe und dem vielfach gefalteten Unterkleide harmonierte. Statt einer Maske trug sie einen mehrfach übereinandergelegten Schleier, der nur als eine schmale Binde über die Augen und den feingeformten Nasenrücken ging, so daß der Mund mit dem leisen Leidenszug unverhüllt blieb. Dabei war ihre Haltung von einer so stolzen Grazie, daß es Doris ganz selbstverständlich fand, wie sich Bruno tief vor ihr verneigte.

Lilian nickte ihm zu, den Blick unaufhörlich auf den schwarzen Domino richtend, der sich am liebsten in dieser Minute etliche Klafter unter den Boden gewünscht hätte.

Was Doris befürchten mußte, das trat mit pünktlicher Folgerichtigkeit ein. Bruno erklärte mit einem boshaften Seitenblick auf sie, daß er der „Freundin“, die sie mit der Botschaft von ihrem Ausbleiben gesandt, keinen Glauben beigemessen habe, und daß es ihm zu hoher Genugtuung gereiche, sie nun wirklich begrüßen zu dürfen.

Doris konnte nicht verhindern, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Aber da geschah etwas Unerwartetes. Das Lächeln der Amerikanerin wurde sanft und ihr Ton beruhigend.

„Die Dame hat Sie ganz richtig informiert, Herr Doktor. Ich werde noch Gelegenheit haben, Ihnen den Widerspruch meines Erscheinens aufzuklären. — Aber wollen wir nicht Platz nehmen? Hier außen sind wir ja ein Verkehrshindernis.“

Es hatten sich in der Tat zu beiden Seiten schon etliche Herren angesammelt, die herrliche Maske bewundernd.

Lilian setzte sich neben Doris, und zwar so, daß Bruno nur sein früherer Platz blieb. Sie beachtete es

nicht, daß er auch ihr ein Glas von dem schäumenden Wein eingoß, und schien zunächst auf die Musik zu lauschen, die hinter ihr von der hohen Estrade durch den jetzt dichtgefüllten Saal flutete. Aber es entging ihm nicht, daß sie mit ihrer Nachbarin eine Verständigung suchte.

Doris zupfte nervös an den Fingerspitzen ihrer Handschuhe und richtete die langbewimperten Augen endlich mit einer Art verzweifelter Neugierde auf ihr berauschend duftendes Gegenüber. Und da wurde ihre leidlich errungene Fassung noch ärger bedroht — durch die Stimme Steinäckers, der sich durch den Logengang herandrängte, Lilian zu begrüßen und ihr zu versichern, daß er sie schon beim Eintritt erkannt habe.

„Aber Mister Steinäcker, wie haben Sie sich verwandelt? — Ah — wissen Sie, daß ich mich jetzt endlich erinnere an den Assistenten bei meinem — bei Professor Houston? So haben Sie damals ausgesehen."

Steinäckers Gesicht erstrahlte vor Freude, eine helle Röte huschte über die Wangen, die sonst das urwälderische Bartgestrüpp getragen hatten. „Das war ja auch der Zweck, gnädige Frau, und Sie sehen mich überglücklich, daß es mir gelungen ist, damit Ihr Gedächtnis zu erwecken."

Doris wäre am liebsten unter den Tisch gekrochen, als sie vernahm, daß die so ehrerbietig Begrüßte eine wirkliche Frau war. Der hatte sie eine empfindliche Blamage bereiten wollen! Und Bruno schien auch nur gerade über die neue Haartracht Steinäckers erstaunt zu sein, sonst aber seine Anwesenheit völlig in der Ordnung zu finden. Ja, was bedeutete denn das alles?

„Wollen Sie mich, bitte, der Dame vorstellen, lieber Doktor, in deren Gesellschaft ich Sie schon eine Weile

gesehen habe? Ich glaube übrigens schon früher die Ehre gehabt zu haben — auf der Galerie dort drüben."

Doris saß wie gelähmt und erwartete den Einsturz des Daches. Aber ehe Keller eine Erklärung vorbringen konnte, die ja die Lage nur noch mehr verwirrt hätte, kam ihr die Amerikanerin wieder zu Hilfe.

„Das hat Zeit. Jetzt ist noch Maskenfreiheit. — Komm, lieber Domino, wir wollen uns einmal in diesem Walzer versuchen! Mit den Herren, sehe ich, ist ja auf kein Tanzen zu rechnen."

Damit faßte sie Doris um die Taille und zog sie mit sich davon, im Nu mit ihr im Gedränge verschwindend.

Die beiden Herren blieben in einiger Verlegenheit zurück. Keller wollte nicht sagen, daß es der schwarze Domino nötig befunden, ihn vor dem Chef zu warnen, und Steinäcker mußte verschweigen, daß es ihm darum zu tun gewesen war, den anderen im Alleinsein mit Lilian zu beobachten, um so mehr als die Unbekannte dieses Alleinsein eigentlich verhindert hatte.

„Wer ist das?" fragte er nur, mit einer Kopfbewegung auf den Sessel deutend, den Doris eingenommen hatte.

Keller zuckte die Achseln, seine Verstimmung bekämpfend. „Habe keine Ahnung."

„Aber Sie haben doch vorher schon mit ihr, ehe Lilian kam —"

Bruno lachte verlegen und berichtete, daß sich die Unbekannte als Botin der Amerikanerin ausgegeben habe, um deren Ausbleiben zu melden. Er sei aber überzeugt, daß dies eine Lüge gewesen sei, und daß Lilian im Augenblick selbst noch nicht wisse, wer sich hinter dem Domino verberge. Wahrscheinlich wittere

sie eine ränkelustige Kollegin in ihr, die ihr einen Streich spielen wolle.

„Vielleicht auch nichts weiter als eine Maskenintrige," sagte Steinäcker.

„Die Frau Houston angeordnet hätte, um mich zu beseitigen?"

„Lieber Freund, wollen Sie mir eine aufrichtige Frage ebenso aufrichtig beantworten. — Fühlen Sie sich von Lilian ernstlich verwundet?"

Das war ein Ton, der den anderen höchlich überraschte. „Nun, sagen wir wenigstens in meiner Eitelkeit."

„Hat sie Ihnen Ursache gegeben, zu glauben —"

„Daß ich ihr nicht gleichgültig werden könnte? Ich kann Ihnen da nur gestehen, daß dies vielleicht mein Wunsch gewesen wäre. Aber Sie — Sie sollten doch wenigstens —"

Steinäcker lehnte sich in seinen Stuhl zurück und fuhr sich über das Gesicht. Kellers Verhalten schien ihn zu verletzen. „Ich weiß genau, was Sie sagen wollen."

„Ich meine nur, Sie müssen auf der Hut sein, vorerst zumindest genauere Erkundigungen über die Frau einziehen und —"

„Nein," unterbrach ihn Steinäcker mit ruhiger Energie. „Ich habe nur eine einzige Frage an sie zu richten, und die wird lauten, ob sie mich will."

Bruno fuhr erschrocken zurück.

„Ja, entsetzen Sie sich nur über mich! Ich kann das von Ihrem Standpunkt aus vollkommen begreifen. Aber vielleicht kann ich mich Ihnen allmählich gleichfalls begreiflich machen. Wenn ich es noch nicht gewußt hätte, was mir seit gestern im Schädel herumgeht, so wäre mir's deutlich geworden, als sie mir vorhin mit

ihrem alle guten Geister der Vergangenheit erweckenden Lächeln sagte, daß sie mich nun wiedererkenne. Jetzt, meinetwegen, sollen sie über mich lachen, Sie voran, der mich gestern noch so überklug über die Weiber schwatzen gehört hat!"

Er nahm Lilians Stock auf, den sie zurückgelassen hatte, und lehnte zärtlich seine Wange daran.

Keller nickte mit emporgeschobenen Augenbrauen. „Ich beginne zu verstehen."

„Daß ich entschlossen bin, mir das wiederausgegrabene Jugendidol nicht rauben zu lassen. Wenn die Jahre nicht mehr zurückzubringen sind, so doch noch — die Illusion. Lilian Westner — das ist meine ganze Jugend. Lilian Westner-Houston war die erste wahre Dame, die ich kennen lernte, um das innerste Wesen einer solchen zu begreifen. Ahnen Sie, was das für einen guten, plumpen Jungen bedeutete, der in einem harten Lebenskampfe immer abseits von all dem berauschend Schönen gestanden hat, das ihm nur für die Schoßkinder des Glücks geschaffen schien? Wenn Lilian heute nicht mehr die Dame von damals ist, wenn sie was immer erlebt hat, ich sehe nur, daß sie frei ist für mich — und ihr Wesen, ein Unsagbares, das von ihr ausgeht, sagt mir, daß sie aus allem, was sie erlitten und — gefehlt haben mag, doch noch den besten Kern ihres Weibtums gerettet hat, und das bringt mir die späte Erfüllung eines neunzehn Jahre lang verborgenen, aber unter allem Schutt meiner Erlebnisse doch immer lebendig gebliebenen Wunsches. Es wird mich glücklich machen, sie aus einem übertünchten Elend zu ziehen. Was kümmert mich das Achselzucken meiner Umwelt! Mir ist, als hätte ich die ganzen Jahre her auf nichts anderes gewartet und als hätte das Vermögen, das ich gesammelt habe, von vornherein keine andere Be-

stimmung gehabt. Ich habe Lilian gesucht allerwegen und werde den Rest meines Lebens damit verbringen, Zug um Zug von damals in ihr wiederzuentdecken. — Können Sie das begreifen?"

„Ja," erwiderte Keller schlicht und ergriff mit Wärme die Hand dieses Vollmenschen.

Steinäcker lächelte unter einem verhaltenen Seufzer vor sich hin. „Jetzt handelt es sich freilich noch darum — ob sie will."

Bruno stand auf. „Das sollen Sie noch in dieser Stunde erfahren."

* * *

Lilian hatte ihre Partnerin über den äußeren Wandelgang auf die Bühne geführt, die durch transportable Wände in einen Wintergarten mit lauschigen Kabinetten umgestaltet war. Hier war es noch ganz einsam. Doris raffte sich zu einem gewissen Trotz auf. Fern von den Herren, die der schönen Amerikanerin so eifrig zu Füßen lagen, wollte sie sich doch wieder darauf besinnen, daß sie sich von der blendenden Frau nicht so ohne weiteres imponieren zu lassen brauchte. Daß Steinäcker mit von der Partie gewesen, gab den Seitensprüngen Brunos wohl eine etwas mildere Färbung; aber sein Benehmen hatte doch genug verraten.

Lilian nötigte sie in eine der Speiselogen und zog den Türvorhang zu. Dann drehte sie die elektrische Lampe auf dem gedeckten Tische an und nahm ihren Maskenschleier ab, der Begleiterin voll das Gesicht zuwendend.

„Nun sagen Sie mir, wer Sie sind! Was beabsichtigten Sie mit Ihrer Mystifikation? Mit welchem Rechte maßten Sie sich eine Vollmacht von mir an?

Ich habe es vermieden, Sie vor den beiden Herren bloßzustellen, weil mir ein sicherer Instinkt sagt, daß ich es mit einer anständigen Dame zu tun habe. Nun werden Sie mir aber Rede stehen."

Es wehte etwas Leidenschaftliches aus diesen Worten. Die Anerkennung ihrer eigenen Qualitäten gab Doris ihre Sicherheit, ja sogar Überlegenheit über ein Geschöpf zurück, das man zu den Abenteuerinnen rechnen konnte. Auch sie verfügte über einen „sicheren Instinkt", und der sagte ihr, daß hinter der großartigen Sicherheit dieser Frau etwas Verzweifeltes steckte.

„Ich könnte von Mißverständnissen reden, denn ich habe mir gar nichts angemaßt, wie Sie zu behaupten belieben. Ich wollte in erster Linie nur wissen, wem von den beiden Herren diese Zusammenkunft gegolten hat, die ja wahrscheinlich von Ihnen herbeigeführt wurde."

„Es war also Doktor Keller, den Sie vor meiner verderblichen Gesellschaft bewahren wollten? — Sie stehen ihm nahe?"

„Ich bin seine Braut — oder ich war es vielmehr bis heute."

„Es würde mir leid tun, dies endgültig Vergangenheit werden zu lassen. Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß er solche Verpflichtungen hat —"

„Dann hätten Sie sich gleich lieber an den anderen gehalten — nicht wahr?"

Lilian biß sich auf die Lippe und rückte etwas zurück. Dann überwand sie sich. „Es spricht etwas aus Ihnen, von dem ich nicht verkannt werden möchte. Und glauben Sie mir, ich weiß den Schmerz eines Frauenherzens zu würdigen, das sich verraten sieht oder wähnt. Da kann ich schwesterlich mit Ihnen fühlen, und das beugt meinen Stolz. Ich bin keine Person, von der Sie mit

Verachtung sprechen dürfen. Ich suche keine Abenteuer, und die Männer, denen wir nur ein Zeitvertreib sein sollen, hab' ich hassen gelernt wie die Pest. Ich glaube eben für meinen Teil auch nicht mehr an Liebe, wenigstens nicht mehr an die, die Ihnen und Ihresgleichen vorschwebt, wenn Sie darauf ausgehen, sich den Lebensgefährten zu — verdienen. Ich ersehne nichts mehr als eine Freundeshand, die sich mir böte, und ich glaube, ich darf mir eine solche erhoffen. — Sie haben gehört, daß Herr Steinäcker eine Bekannte aus alter Zeit in mir entdeckt hat?"

„Aber doch wohl schon gestern, und da hatten Sie sich noch nicht so klar für ihn entschieden."

„Weil ich mich durch seine Erinnerung an meine glücklichen Tage eher zurückgestoßen fühlte. — Sie verstehen das nicht? Wohl Ihnen!"

„Ich verstehe jedenfalls so viel, daß ohne meine Dazwischenkunft Doktor Keller wohl auch für Sie —"

„Vielleicht," entgegnete Lilian mit ernstem Nachdruck. „Er ist jedenfalls der Leidenschaftlichere, der leichter zu Bestimmende, so sicher er sich auch in seiner Eitelkeit fühlt. Mit einem Wort: er hat den ersten Eindruck für sich."

„Ah!"

Lilian blieb kühl. „Was kümmert Sie das, wenn auch Sie ihn als abgetan ansehen wollen? Folgen Sie meinem Beispiel, halten Sie sich an das Zuverlässigere! Vielleicht wäre es für uns immer besser, sich zwischen zwei Bewerbern für den zu entscheiden, der unser Herz in die geringere Wallung versetzt. Wenn das meine auch ausgebrannt ist, wie ich Ihnen gesagt habe, die Qualen der Eifersucht, die aus dem Bewußtsein entspringen, daß mir mein Freund eine sogenannte Vergangenheit zu verzeihen hätte, würden es immer noch

erreichen, und ich weiß nicht, wem ich die bessere Gefährtin wäre: dem Manne, dem ich mißtrauen würde, weil er noch brennende Leidenschaft sucht, oder dem, dem ich nichts als meine aufrichtige Dankbarkeit für die Möglichkeit einer geordneten Existenz zu beweisen hätte."

„In diesem Geständnis liegt ein merkwürdiges Vertrauen. Wenn ich Sie nun damit vor Herrn Steinäcker verriete?"

„Ich komme Ihnen zuvor; er soll dasselbe noch heute aus meinem eigenen Munde vernehmen."

„Es ist wohl nicht das erste Mal, daß Sie so hohes Spiel spielen?"

„Ich liebe die Wahrheit, das ist alles. Um den Preis der Lüge würde ich lieber auf den letzten Schatten von Glück verzichten. — Kommen Sie mit mir, wenn Ihnen gleichfalls darum zu tun ist, der Wahrheit die Ehre zu geben — und demaskieren Sie sich vor den Herren!"

Doris erschrak im Gedanken an den Chef, von dem sie um keinen Preis hier gesehen werden mochte.

Lilian lächelte ihr zu. „Lassen Sie mich wenigstens von Angesicht zu Angesicht die kleine Heldin kennen lernen, die ihrem Bräutigam hierher gefolgt ist — nur, um ihm zu sagen, daß sie ganz und gar nichts mehr von ihm wissen will! — Sie zögern? Dann muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß wir bald Mitternacht haben, und dann fallen die Masken."

„Himmel, da komme ich ja kaum mehr davon!"

„Wenn Sie sich in meinen Schutz begeben wollen, so kann ich Sie durch das Künstlerpförtchen hinausführen. Aber zuvor muß ich wissen, mit wem ich es zu tun habe. Vertrauen gegen Vertrauen. Ich glaube Ihnen von dem meinen genug gezeigt zu haben."

Doris riß sich die Maske ab und warf die Kapuze in den Nacken.

„Ah!“ rief Lilian angenehm überrascht. „Dieses stolze Köpfchen paßt nun freilich vortrefflich zu dem — Charakterkopf Doktor Kellers, und ich bin überzeugt, daß sich diese zwei Köpfe gegenseitig alsbald zurechtrücken werden.“

Doris zuckte auf, als rasche Schritte durch den Wintergarten kamen. Zeigte das schon den Beginn der gefürchteten Pause an?

Lilian lugte durch die Vorhangspalte, erkannte Doktor Keller und schlüpfte rasch entschlossen hinaus, die Portiere hinter sich zuziehend.

„Gottlob, da sind Sie ja!“ begrüßte er sie. „Ich suche Sie überall wie eine Stecknadel, gnädige Frau.“

In der Besorgnis, daß er sich eine Blöße geben könne, setzte sie ihm eine schroff abweisende Miene entgegen.

„O bitte, bitte, ich weiß schon!“ rief er. „Ich war ein eitler Tor. Aber haben Sie nicht gesagt, daß Sie einen wahren Freund nicht zurückstoßen würden? Der drunten in der Loge auf Sie wartet, Mistreß Houston, der verdient diesen Namen, das kann ich Ihnen beschwören.“

„Und da drinnen ist jemand für Sie.“

Sie riß den Türvorhang auseinander und eilte davon, ihn seiner grenzenlosen Verblüffung überlassend.

Beim Anblick des demaskierten Braunkopfes im rosigen Lichte fuhr er zurück, daß ihm fast der Hut herabgefallen wäre.

„Doris?!“

Sie stand unbeweglich vor ihm, mit eisigem Blick ihn messend.

Da ergriff ihn der Zorn. „Wie kommst du hierher? Wie kannst du es wagen, dich in dieses Lokal —“

„Mein Herr, Sie haben kein Recht mehr, mich über irgend etwas zur Rede zu stellen.“

„Was soll das heißen? Daß ich vielleicht noch derjenige wäre, der um Verzeihung bitten müßte?“

„Nicht nötig. Ich wollte nur die Dame kennen lernen, derentwegen Sie hierher gegangen sind. Mehr nicht. Wollte ich den Rat meiner Mutter befolgen, dann müßte ich Ihnen sagen, Sie haben mein Leben zerstört. Aber mit diesem Vorwurf sollen Sie sich nicht beladen. Ich habe schon überwunden. Geben Sie mir meinen Verlobungsring zurück und nehmen Sie hier den Ihren!“

Sie hatte während dieser Worte schon Mühe gehabt, den Handschuh abzustreifen, aber mit dem Ring wollte es jetzt durchaus nicht gelingen.

„Ist das wirklich dein Ernst?“ bat er plötzlich sehr sanft.

„Das war ja längst Ihr eigener Vorsatz. Sie haben gefunden, daß ich Ihnen im Wege stehe — nicht wahr?“

„Aber das ist ja alles Unsinn. Doris! So — so hab' ich dich noch nie gesehen, so reizend, so anbetungswürdig, so hold. Wenn ich vergessen habe, was du mir warst und bist, so war's Verblendung. Auf meinen Knien schwör' ich dir, ich bin heute schon mit all der alten Liebe zu dir hierher gekommen, habe immerfort an dich gedacht und bin endlich eifersüchtig gewesen, weil das mit dem Steinäcker — — Aber das ist ja auch Unsinn, Gott sei Dank! Und du bist ein viel zu anständiges Mädel, als daß — — Das hat man im Blut, und da kann man gar nicht anders. So wie ich weiß, daß ich dich im Blut habe.“

Sie wandte sich ab und starrte in die Tischlampe,

noch immer an ihrem widerspenstigen Verlobungsring zerrend.

Da verschlug's ihm die Stimme. Er streckte die Hände nach ihr aus wie nach einem entschwindenden Glück.

„Bleib bei mir!“ flehte er kaum vernehmlich.

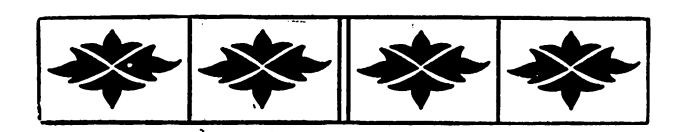
Nun war auch sie am Ende ihrer Kraft. Ein verräterisches Schluchzen erschütterte ihre zierliche Gestalt.

Da schlug es Mitternacht. Die Stunde, wo „alle Masken fallen müssen“.

Doris erschrak und klammerte sich an seinen Arm

„Komm, führe mich heim!“ schluchzte sie.





Mr. Spleen als Gastgeber.

Von M. Elsner.

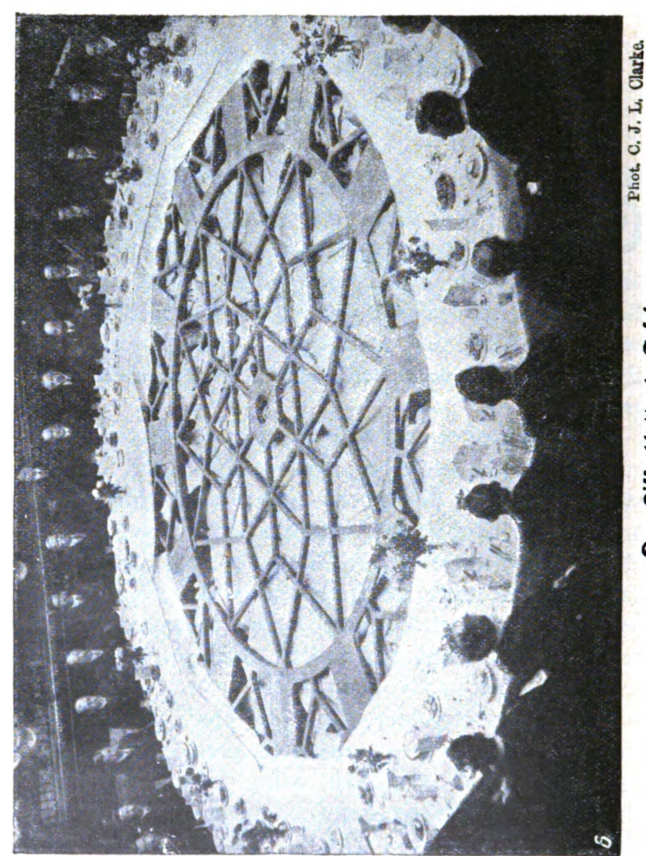
Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine mit offener Hand und offenem Herzen geübte Gastfreundschaft zählt man mit Recht unter die liebenswürdigsten Eigenschaften eines Volkes, und die Nationen germanischer Rasse haben es stets als einen besonderen Ehrentitel angesehen, daß ihnen bis in die ältesten Zeiten hinauf diese Tugend nachgerühmt worden ist.

Auch Tugenden aber können sich durch Übertreibung in ihr Gegenteil verkehren, und die Wandlung, die die schlichte, herzliche Gastlichkeit unserer Vorfahren durch moderne Gesellschaftssitte erfahren hat, ist eines überschwenglischen Lobes gewiß nicht wert. Das Bedürfnis, auf etliche Stunden im Kreise lieber Freunde sorglos fröhlich zu sein, ist nur noch in den seltensten Fällen der treibende Anlaß für unsere gastlichen Veranstaltungen. Nicht nur in den höheren, sondern auch in den mittleren Schichten der Gesellschaft gehören sie vielmehr längst zu jenen unabweisbaren Pflichten der sogenannten Repräsentation, deren Übung viel öfter als ein lästiger Zwang, denn als eine Freude und ein Vergnügen empfunden wird.

Wir bewirten und werden bewirtet, nicht weil ein Zug des Herzens uns zur Vereinigung mit sympathischen, innerlich verwandten Menschen drängt, sondern

weil wir dem Verkehr, den unser Amt, unsere Stellung, unsere geschäftlichen Beziehungen uns aufnötigen, hie



Phot. C. J. L. Clarke.

Das Zifferblatt als Tafel.

und da den trügerischen Anstrich der Freundschaft geben müssen oder geben zu müssen glauben. Es ist nichts Edles und nichts Heiliges mehr in unserer Gastfreund-

schaft. Wir versammeln wahllos Freund und Feind an unserer Tafel, wie eben Konvenienz und nüchterne Rücksichtnahme auf praktische Erwägungen es bedingen. Wir begrüßen unsere unwillkommenen Gäste mit er-



Der Golfplatz auf dem Speisetisch.

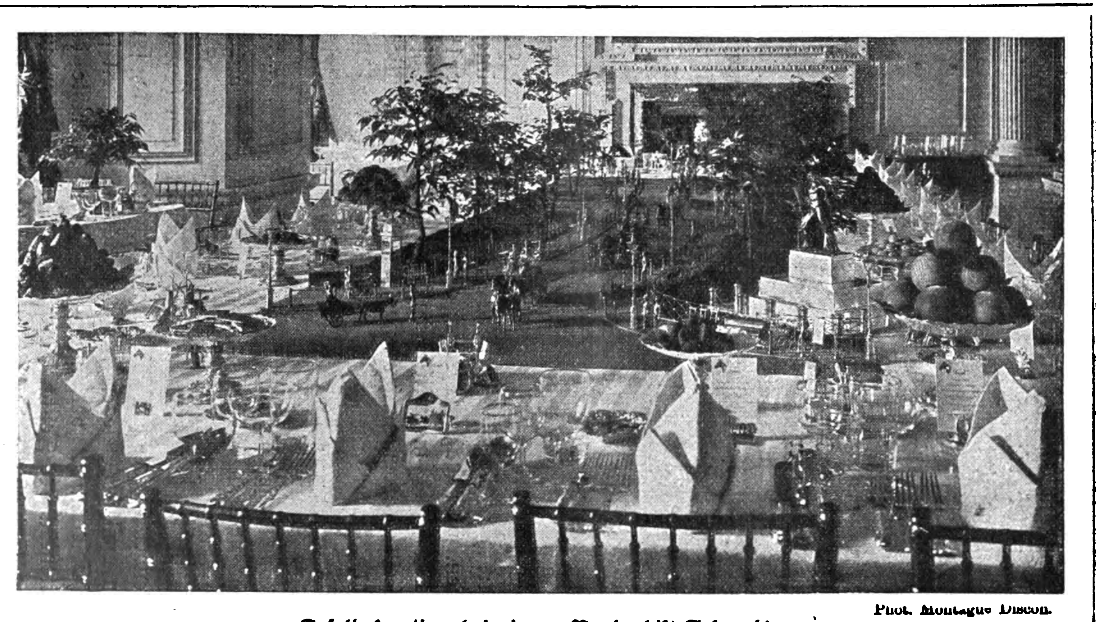
logener Wärme, und wir überschreiten seufzend die Schwelle des gastlichen Hauses, in das eigenes Verlangen uns wahrscheinlich niemals geführt haben würde. Ein Schatten heuchlerischer Unwahrhaftigkeit liegt über der Mehrzahl unserer geselligen Vergnügungen, und es kann darum nicht wundernehmen, wenn sie uns sehr oft zu Verdruß und Unfreude gereichen, statt den

erfrischenden Quell zu bilden, aus dem wir neue Lebenslust und erhöhtes Wohlgefallen an Welt und Menschen schöpfen.

Weil sie mehr und mehr zu einer inhaltlosen Repräsentationspflicht geworden ist, konnte es natürlich auch nicht ausbleiben, daß auf die repräsentative Seite der Gastlichkeit ein immer größeres Gewicht gelegt wurde, daß man durch Prunk und Üppigkeit die fehlende Herzenswärme zu ersetzen und einander durch verschwenderischen Aufwand zu überbieten suchte. Man gewöhnte sich, das gesellschaftliche Ansehen und die Vermögensverhältnisse eines Mannes nach dem Glanz seiner Gastmähler und Feste abzuschätzen, und man entwürdigte den schönen Begriff der Gastfreundschaft noch tiefer, indem man ihre Ausübung dazu benützte, sich gegenseitig nicht nur über seine wahre Gesinnung, sondern auch über seine Wohlhabenheit oder seine Kreditwürdigkeit zu täuschen.

Ein kritischer Schilderer unseres modernen Gesellschaftslebens würde gerade bei diesem Kapitel überreichen Stoff zu sehr ernsten Betrachtungen finden, und vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, an einigen besonders abschreckenden Beispielen zu zeigen, bis zu welchen Entgleisungen und Geschmacklosigkeiten ein Weiterverfolgen des bisher eingeschlagenen Weges endlich führen kann.

Sind auch die glorreichen Ideen, von denen hier die Rede sein wird, zumeist „im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ entstanden, so dürfen wir doch nicht allzu nachdrücklich darauf pochen, daß unsere ältere Kultur uns vor derartigen Entstellungen und Verhöhnungen eines schönen menschlichen Brauches bewahren werde. Die Vorliebe für amerikanisches Wesen, der sich — wenn auch mit starken Einschränkungen — nicht alle und jede



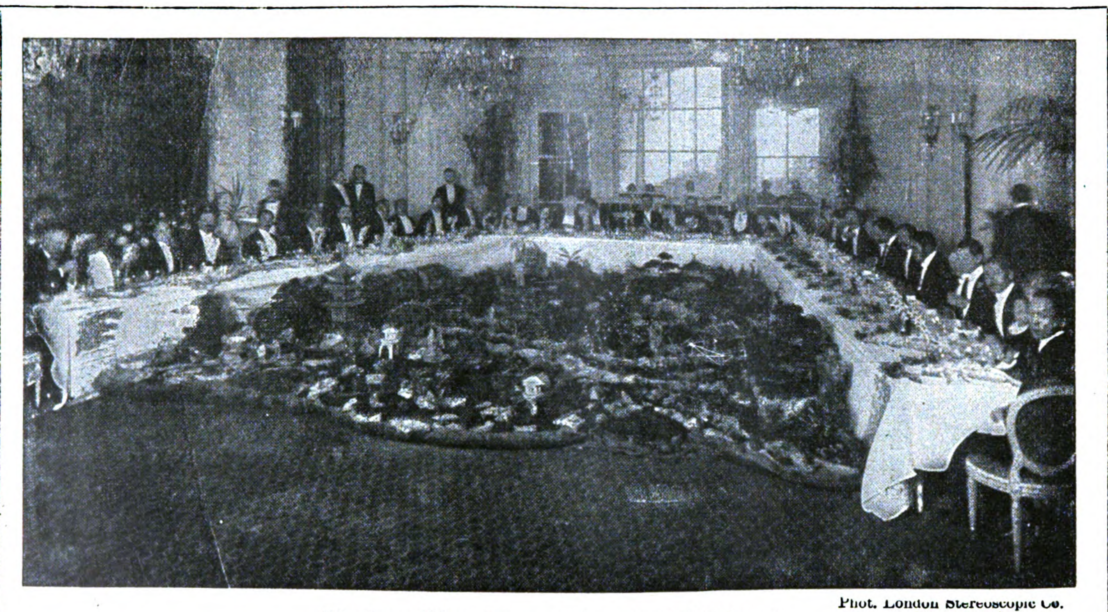
Phot. Montague Dixon.

Tafeldekoration bei einem Vanderbilt-Festmahl.

Berechtigung absprechen läßt, hat im alten Europa schon zu so vielen kritiklosen Nachahmungen amerikanischer Unarten geführt, daß es an und für sich gar nichts Überraschendes haben würde, wenn geschmacklose Protzen auch bei uns eines Tages auf den schönen Gedanken verfielen, ihre um einen künstlich aufgebauten „Nordpol“ herum gruppierten Gäste von Kellnern in Eskimotracht bedienen zu lassen oder im geschlossenen Raume regelrechte Diners „zu Pferde“ zu veranstalten.

Die von uns zusammengestellten photographischen Aufnahmen führen eine sehr beredte Sprache ja auch ohne nähere Erläuterungen, und nur wenig ist zu ihrem besseren Verständnis hinzuzufügen. So wird der Beschauer vielleicht nicht ohne weiteres erraten, daß das rätselhafte eiserne Riesengebilde, das wir auf Seite 192 die Stelle der üblichen gedeckten Tafel vertreten sehen, nichts anderes ist als das in dem Industriewerk des Gastgebers hergestellte Zifferblatt für eine elektrisch betriebene Turmuhr von gigantischen Dimensionen, oder daß die Tafeldekoration auf Seite 193 einen Golfplatz mit wirklichem Rasen, kleinen Seen usw. darstellt, auf dem nach beendetem Mahle die anmutigen jungen Amerikanerinnen zum Vergnügen der Umsitzenden Proben ihrer Gewandtheit und Kunstfertigkeit ablegen können.

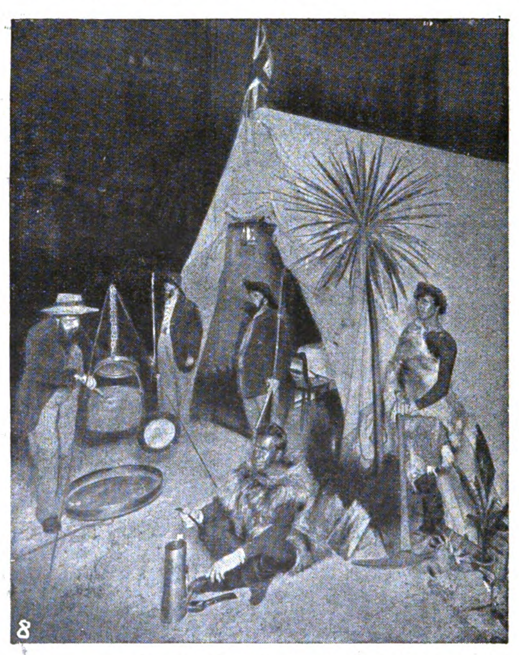
Spielereien dieser Art erfreuen sich ja bei den amerikanischen Multimillionären neuerdings einer außerordentlichen Beliebtheit, und zwar nicht so sehr, weil man sie als besonders geistreich oder als von hervorragender ästhetischer Wirkung bezeichnen könnte, sondern weil sie Gelegenheit bieten, große Summen für Nichtigkeiten zu verschwenden. Man betrachte das Mittelstück der Festtafel auf Seite 195. Es verdankt seine Entstehung der offenbar noch recht kindlichen



Phot. London Stereoscopic Co.

Ein japanischer Zwerggarten als Tafelschmuck.

Phantasie des Herrn Alfred G. Vanderbilt und bedeutete für die Bankettteilnehmer eine Sensation, von der die amerikanischen Zeitungen in spaltenlangen, begeisterten Artikeln zu erzählen wußten. Wir in Deutschland sind gewöhnt, derartige Herrlichkeiten um die



Szene aus einem Minenlager als Tafeldekoration.

Weihnachtszeit in den Auslagefenstern der Spielwarengeschäfte zu bewundern; aber freilich mit dem Unterschiede, daß man sich hier mit einer etwas primitiven Nachahmung der Wirklichkeit begnügen muß, während in Mr. Vanderbilts Tafeldekoration jedes Bäumchen des Miniaturturfplatzes von Künstlerhand gefertigt und

der Figurenschmuck in köstlichster Arbeit aus gediegenem Silber hergestellt war. Jeder Gast konnte sich im stillen ungefähr ausrechnen, was dieser Scherz gekostet haben mochte, und konnte damit einen Anhalt gewinnen für



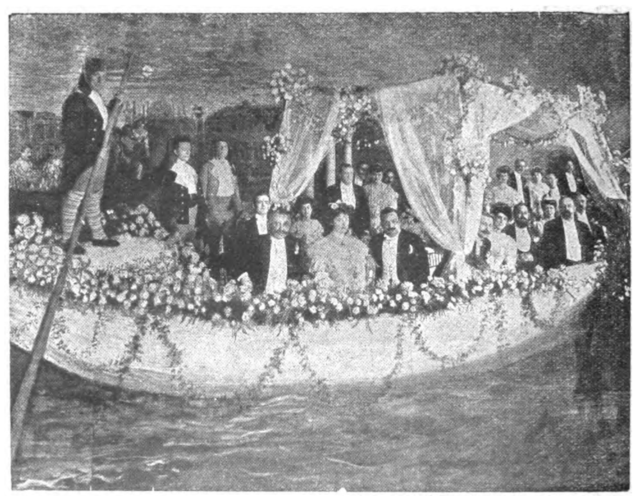
„Rückkehr zur Einfachheit."

die Aufwendungen, die er selber bei nächster Gelegenheit zu machen haben würde, um Mr. Vanderbilts Sensation zu überbieten.

Kaum weniger kostspielig dürfte der japanische Zwerggarten gewesen sein, den wir auf Seite 197 als Tafeldekoration erblicken; aber er war jedenfalls erheblich geschmackvoller als die seltsame Dekoration, durch die ein sehr bekannter Londoner Finanzmann seinen Tafelgästen in zarter Weise die hauptsächlichste Quelle seines großen Vermögens in Erinnerung bringen wollte.

Die von lebenden Personen naturgetreu dargestellte Szene aus dem Leben in den afrikanischen Diamantminen mag ja sehr anregend auf den Appetit der versammelten Börsianer gewirkt haben; aber es scheint uns doch auch nicht ganz ausgeschlossen, daß der Hausherr damit den Neid seiner „lieben Freunde“ ein wenig zu nähren wünschte.

Ist man in der Luxusentfaltung bis zu einem Punkte gelangt, wo ein Übertrumpfen des Voraufgegangenen zunächst nicht mehr möglich scheint, so muß man wohl oder übel zu anderen Mitteln als zur sinnlosen Ver-

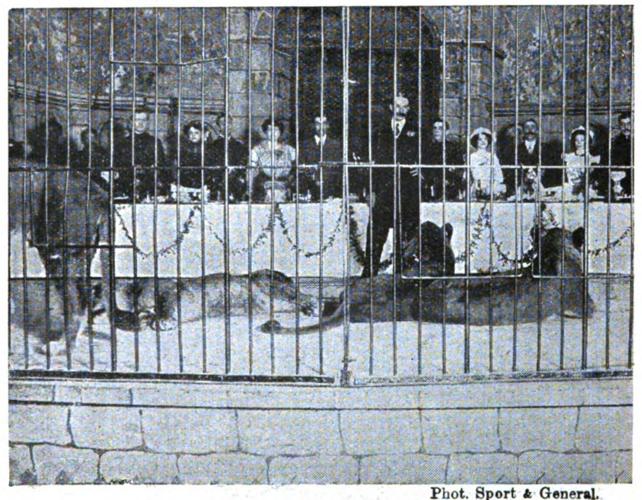


Phot. Iradelle & Young.

Ein Diner in Gondeln.

schwendung greifen, um seinen Festen eine besondere Würze zu verleihen, und man muß es den Amerikanern lassen, daß ihre Erfindungsgabe auch in dieser schwierigen Lage nicht ganz versagt. Da haben wir, um nur

ein Beispiel herauszugreifen, auf Seite 199 die photographische Verewigung eines Mahles, für das die „Rückkehr zur Einfachheit“ als Devise ausgegeben war. Diese Einfachheit kennzeichnete sich sowohl durch die Wahl



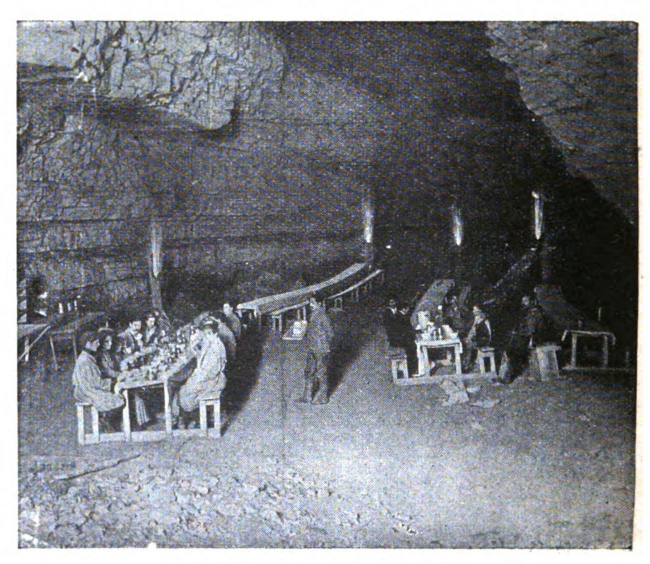
Phot. Sport & General.

Festmahl im Löwenkäfig.

des stallartigen Festraumes wie durch seine Ausstattung mit unbequemen Feldstühlen und mit leeren Champagnerkisten an Stelle der Tische. Daß auch die Toilette der Geladenen und vor allem ihr Benehmen sich diesem bescheidenen Rahmen anzupassen hatten, ist selbstverständlich. Man sah es gern, wenn die verehrten Gäste ihre Füße auf die improvisierten Tische legten oder sich andere liebenswürdige Freiheiten gestatteten, und nachdem auf den rohen Kisten die erlesensten Delikatessen und die seltensten Weine serviert worden waren, durfte man mit dem Bewußtsein nach Hause gehen, seine

geselligen Erlebnisse um eine höchst interessante Nummer bereichert zu haben.

Nicht minder denkwürdig mag den beneidenswerten Teilnehmern ein von dem englischen Millionär Keßler veranstaltetes Diner erschienen sein, das ihnen auf



Frühstück in der Mammuthöhle.

richtigem Wasser, in richtigen, blumengeschmückten Gondeln serviert wurde. Man saß etwas unbequem und mußte auch noch einige andere kleine Unzuträglichkeiten in den Kauf nehmen, aber man hatte doch in jedem Augenblick das erhebende Gefühl, daß die Geschichte ungeheuer viel Geld gekostet haben mußte, und Schöneres kann man von einer geselligen Veranstaltung heutzutage kaum noch verlangen.

Daß es für amerikanische Gastfreundschaft noch

weniger als für die unserige auf die Beschaffenheit der Gäste ankommt, hat erst in jüngster Zeit ein Zugehöriger der oberen Fünfhundert von New York bewiesen, der von dem glühenden Ehrgeiz beseelt war, auf dem Gebiete geselliger Veranstaltungen etwas noch nicht Da-



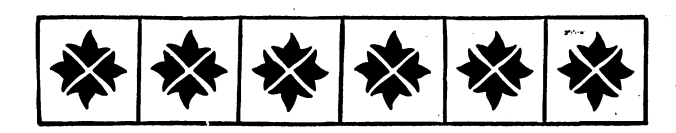
Diner in einem hohlen Riesenbaum.

gewesenes zu leisten. Da der Herr die vielen Mußestunden eines gesegneten Daseins zu seinem Vergnügen durch den näheren Umgang mit Löwen auszufüllen pflegt, die natürlich von anderen zuvor hinlänglich gezähmt worden sind, um jede ernstliche Gefahr auszuschließen, lag nichts näher als der Gedanke, ein Diner

im Löwenkäfig zu arrangieren. Leider aber fand sich in dem ganzen ausgedehnten Bekanntenkreise des liebenswürdigen Gastgebers niemand, der geneigt gewesen wäre, eine Einladung zu diesem Bankett anzunehmen. Und wenn der prächtige Gedanke nicht ein schöner Traum bleiben sollte, mußte sich der Herr — dem wir nicht den Gefallen tun wollen, auch an dieser Stelle seinen Namen zu nennen — wohl oder übel entschließen, seine Zuflucht zu Leuten zu nehmen, die sich vor gutdressierten Löwen ebensowenig fürchten wie er selbst. Die Einladungen zu dem Diner im Löwenkäfig ergingen also an alle erreichbaren Dompteure und Dompteusen von Beruf, die sich denn auch nicht lange vergeblich bitten ließen. Die festliche Veranstaltung ging in Bostocks Menagerie vor sich und nahm selbstverständlich einen durchaus harmonischen Verlauf. Die Zeitungen brachten die üblichen Berichte, und die Erfinder der berittenen Frühstücke, der Nordpoldiners und der Golfplätze auf dem Speisetisch erbleichten in ohnmächtigem Neid.

Ein wenig außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung mögen die beiden Zufallsaufnahmen liegen, mit denen wir die Reihe unserer Abbildungen beschließen. Denn die kleinen Ausflugsgesellschaften, deren erste sich ihr einfaches Mahl in der durch ihre Versteinerungen und ihre Knochenfunde berühmten Mammuthöhle des Staates Kentucky munden ließ, während die andere die Höhlung eines uralten, riesenhaften Gummibaumes in Tasmanien für den gleichen Zweck ausersah, gaben damit wohl lediglich einer übermütigen Touristenlaune nach, die einem feineren Geschmack vielleicht nicht besonders zusagt, aber auch einen ernsthaften Tadel kaum herausfordern kann.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Van Zeerpens Geheimnis. — Kornelius van Zeerpen besaß zuerst in Amsterdam, der Zentrale des Diamantenmarktes, eine kleine Diamantenschleiferei, erzielte jedoch damit keinen besonderen Verdienst, trotzdem er ein ebenso gewiegter wie fleißiger Geschäftsmann war. Dann verlegte er sich im Jahre 1865 auf den Diamanteneinkauf im großen. Bereits sieben Jahre später finden wir van Zeerpen als Millionär wieder. Doch der Reichtum hatte ihn nicht stolz gemacht. Noch immer befanden sich seine Geschäftsräume in demselben unansehnlichen Häuschen der Melissonstraße, in dem er einst seine Laufbahn als selbständiger Kaufmann begonnen hatte. Noch immer wurde der vorderste Raum als Laden gebraucht, in dem noch derselbe altgediente Verkaufstisch mit der zierlichen, in das Holz fest eingelassenen Diamantenwage stand.

Bei Zeerpen wurde alles gehandelt, was nur Edelstein hieß, ob geschliffen oder ungeschliffen, gefaßt oder ungefaßt. Seine Geschäftsverbindungen reichten über die ganze Erde. Fürsten und Könige waren seine Kunden. Stets aber schloß er persönlich alle Einkäufe und Verkäufe ab. Bot man ihm Edelsteine an, so mußte man sich zu den genau bestimmten Geschäftsstunden in das kleine Haus in der Melissonstraße bemühen. Kam man auch nur wenige Minuten später, so fand man die eisenbeschlagene Tür fest verwahrt, davor einen Wächter, der nichts anderes zu tun hatte, als Tag und Nacht das Gebäude, in dem oft Millionenwerte lagerten, zu umkreisen. Jedermann hielt den ehrwürdig ausschauenden alten Herrn, der inzwischen auch in der Amsterdamer Stadtverwaltung zu

mehreren Ehrenämtern berufen worden war, für einen umsichtigen und weitblickenden Kopf.

Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Zusammenbruch. Am 14. Mai 1874 erschien in dem Diamantengeschäft ein Engländer und bot Zeerpen verschiedene geschliffene Steine an. Zeerpen prüfte sie gewohnheitsmäßig erst mit der Lupe, bevor er ein Angebot machte. Dann bot er für das Karat einen bestimmten Preis. Der Verkäufer war einverstanden. Nun wurden die Steine auf der auf dem Ladentisch stehenden Wage gewogen. Wie üblich hatte Zeerpen dem Engländer vorher gezeigt, daß die Wage vollkommen richtig funktionierte.

Die Steine hatten ein Gewicht von hundertdreizehn Karat. Darüber schien der Verkäufer etwas erstaunt. Er hätte die Brillanten doch vorher bereits wiegen lassen, und da wäre das Gewicht auf hundertachtzehn Karat festgestellt worden.

Zeerpen erwiderte, daß auf dieser Wage schon unzählige Diamanten gewogen worden seien, und sie habe noch immer tadellos gearbeitet. Der Herr möge nochmals selbst die Steine auf die Schale legen und das Gewicht nachprüfen. Die andere Wage müsse eben einen Fehler gehabt haben.

Der Engländer besorgte nun eigenhändig das Wiegen. Aber es blieben wieder nur hundertdreizehn Karat. Bei dem ersten Abwiegen auf der fremden Wage mußte also notwendig ein Versehen vorgekommen sein. Damit beruhigte sich der Verkäufer denn auch, Zeerpen zahlte ihm den vereinbarten Preis für die festgestellten Karat, und das Geschäft war erledigt.

Nachdem der Engländer gegangen war, erschien ein Zeerpen bisher noch unbekannter Agent einer Brüsseler Diamantenschleiferei und ließ sich ungeschliffene Steine vorlegen. Da ihm Ware und Preis zusagten, kaufte er für eine hohe Summe Diamanten in allen Größen, die er ebenfalls nach Gewicht bezahlte. Der Agent packte die Diamanten sorgfältig ein, verabschiedete sich und begab sich sofort auf die nächste Polizeiwache, wo er in dem Zimmer des Reviervorstandes außer dem Engländer, der bei Zeerpen soeben Steine verkauft hatte, noch einige andere Herren antraf. Auf dem Tisch standen drei neue Diamantenwagen. Man prüfte nun das Ge-

wicht der von dem Agenten erstandenen ungeschliffenen Steine mehrmals auf jeder der Wagen nach, wobei sich herausstellte, daß sie elf Karat weniger wogen als vorher auf van Zeerpens Wage. Der Agent hatte demnach elf Karat zuviel bezahlt, und zwar gerade für große Steine, so daß es sich um eine ganz beträchtliche Summe handelte.

Bald darauf betraten drei Herren in Zivil den Zeerpenschen Laden. Einer von ihnen legitimierte sich als Polizeikommissär und wies einen gerichtlichen Befehl zur Haussuchung vor. Der Diamantenhändler erblaßte und sank halb ohnmächtig in den nächsten Stuhl. Er wußte, daß er seine Rolle ausgespielt hatte.

Am Abend desselben Tages brachten dann die Amsterdamer Zeitungen die überraschende Kunde, daß Kornelius van Zeerpen plötzlich wegen jahrelanger Betrügereien verhaftet worden sei. Man war endlich dahintergekommen, wie Zeerpen es möglich gemacht hatte, trotz aller Preisschwankungen auf dem Diamantenmarkt stets glänzende Geschäftsabschlüsse zu erzielen.

Die Wage in dem Verkaufsraum, die in den Ladentisch fest eingelassen war, besaß kleine Schalen aus poliertem Stahl. An den Stellen, wo diese Schalen über dem Ladentisch schwebten, hatte Zeerpen das Holz der Tischplatte auf der Unterseite bis auf kaum zwei Millimeter weggehobelt und darunter zwei starke Stabmagneten mit einem besonderen Mechanismus so angebracht, daß er ganz nach Wunsch einen oder den anderen der Magneten der betreffenden Schale nähern konnte, wodurch diese dann, da die Wirkung des Magneten durch die dünne Holzschicht nicht wesentlich abgeschwächt wurde, etwas tiefer hinabsank. Das Einstellen der Magneten besorgte Zeerpen mit den Füßen. In der Rückwand des Ladentisches befanden sich nämlich eine Anzahl kleiner, verschließbarer Schubladen. Diese hatten erstens den Zweck, den ganzen so raffiniert ausgeklügelten Mechanismus zu verbergen, zwei von ihnen, die dicht über dem Boden lagen, dienten aber auch, indem man sie ein Stück herauszog, als Hebel und näherten auf einen Druck mit dem Fuße je nach Belieben einen der Magneten den Wagschalen.



Mit Hilfe dieser Einrichtung war es van Zeerpen neun Jahre lang geglückt, seine Kunden regelmäßig beim Abwiegen der Steine zu betrügen. Verkaufte er Diamanten, so vermehrte er durch den Magneten deren Gewicht, kaufte er dagegen, so ließ er den Magneten unter der Schale mit den Gewichten wirken und verminderte dadurch die Schwere der Steine — ebenfalls zu seinem Vorteil. Erst der Engländer, der mehrfach Steine bei van Zeerpen verkauft hatte, schöpfte Verdacht und teilte seine Beobachtungen der Amsterdamer Polizei mit, die dann am 14. Mai 1874 dem Diamantenhändler jene Falle stellen ließ.

Zeerpen wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Da aus seinen Geschäftsbüchern genau hervorging, mit wem er in den letzten Jahren Geschäfte abgeschlossen hatte, wurden von all diesen Betrogenen ihn Zivilprozesse auf Wiedererstattung der im einzelnen erschwindelten Summen angestrengt. Durch diese Prozesse verlor er sein gesamtes Vermögen. Als sich ihm am 25. Oktober 1878 die Tore der Buitenzorger Anstalt für Strafgefangene wieder öffneten, war er ein völlig gebrochener Mann, der der Armenpflege seines Heimatdorfes Plangeldern bis zu seinem Lebensende zur Last fiel. W. K.

Rheingold. — Im Rhein war nicht nur das Zaubergold der Nibelungen geborgen, sondern vor langen Jahren führte sein Gefäll wirklich lauteres Gold mit sich. Unter den „germanischen Flüssen“, von denen Diodor von Sizilien sagt, daß sie „viel Gold mit sich führen, dessen sich Männer und Frauen leidenschaftlich zum Putz bedienen“, befand sich auch der Rhein mit seinen Nebenflüssen, die „alle mit dem feinen Sand aus den Alpen und dem Schwarzwald dem Rheine Gold zuleiten“. Nach einem kaiserlichen Lehnsbrief von 1234 durften die Grafen von Freiburg „das Gold als eigen betrachten, das von den Wassern Rench, Wiese, Briggach, Kinzig, Mühlenbach, Elzach und Dreisam“ mitgeführt wurde. Aar und Murg waren ebenfalls goldhaltig, und die sogenannten „Neckardukaten“ wurden aus im Neckar gefundenem Flußgold geprägt.

Am bedeutendsten und ertragreichsten waren aber, und das noch vor hundert Jahren, die badischen Goldwäschereien, die

ausschließlich zu den landesherrlichen „Regalien“ gehörten und an dreißig Stellen betrieben wurden. Als besonders goldreich galten die Sandbänke von Knielingen bis Linkenheim. Nach der Berechnung, die Professor J. Lampadius im Jahre 1811 aufstellte, wurden von 1793 bis 1802 in Baden 2036 Kronen 46 Gran und von 1804 bis 1807 1230 Kronen Goldes, rund für 14,400 Gulden (nach heutigem Geld etwa 25,000 Mark) gewaschen, wovon etwa für 10,000 Mark Unkosten abgingen. Ein jährlicher Gewinn von durchschnittlich 500 Mark nach heutigem Geld ist ja freilich recht bescheiden. Das erklärt auch, weshalb ein Amtmann das Eingehen der Goldwäscherei auf den Rheininseln bei Mannheim mit den Worten beurkundete: „Wann etwas daran zu profitieren wäre, hätten es die Mannheimer gewiß nicht liegen lassen.“ Anders dachte der damals regierende Großherzog Karl Friedrich, denn als die Goldwäschereien der Markgrafschaft Baden-Baden einmal weniger eintrugen, schrieb er an die Kammer: „quaeritur, was es für eine Beschaffenheit mit dem Baden-Badischen Gold habe?“

Das Rheingold wog 22½ Karat und war seiner Gediegenheit wegen sehr gesucht. Markgraf Friedrich VI. von Baden ließ Becher aus Rheingold verfertigen. Markgraf Karl Wilhelm ließ die ersten Rheingolddukaten prägen. Die vom Großherzog Karl Friedrich 1807 geprägten Dukaten zeigen auf der einen Seite das Brustbild des Monarchen und auf der anderen das Bild des Vaters Rhein. Auch der rheinpfälzische Kurfürst Karl Theodor ließ um das Jahr 1770 Rheingolddukaten mit seinem Bild prägen, die auf der Reversseite das von der Sonne beschienene Mannheim mit dem Rhein zeigen, an dessen Ufer man Goldwäscher bei der Arbeit erblickt. Die Umschrift lautet verdeutscht: „So glänzen die Ufer des Rheins.“

Bei Mannheim wurde zur pfälzischen Zeit auch Silber aus dem Rheine gewaschen, wovon Karl Theodor einmal Silbermünzen schlagen ließ. Da sonst im ganzen Rhein kein Silber vorkam, liegt die Annahme nahe, daß der Neckar im unteren Lauf aus seinen vielen Nebenbächen Silber erhielt, um es dem Rheine zuzuführen.

Das meiste Gold brachte der feine, schwere, schwarze Sand,



und zwar in kleinen, mit bloßen Augen sehr gut erkennbaren Körnern, mit sich. Der weiße Rheinsand war weniger ergiebig. Hatten die einzelnen Goldwäscher genug Goldsand gesiebt, so nahmen sie ihn mit nach Hause, um ihn dort zu reinigen, eine Einrichtung, die keineswegs im Interesse der Hofkammer lag und vielleicht das geringe Gesamterträgnis am besten erklärt, denn auch damals war der Himmel hoch und die Gewissen weit. W. F.

Praktische Winke für Frühjahrskuren. — Am vollständigsten besiegt man einen Feind, wenn man ihn von allen Seiten zugleich angreift; am gründlichsten vernichtet man im Körper Gesundheitschädlichkeiten, wenn man sie von außen und innen zugleich bekämpft.

Die ungesundeste Lebensweise führt man im Winter, die geeignetste Regenerationszeit ist das Frühjahr. An Stelle der winterlichen Festschmäuse und der allzu einseitigen Ernährung mit Fleisch, scharfgewürzten Speisen usw. muß jetzt eine Ergänzungsdiät treten, die dem Körper namentlich die zum Gedeihen so notwendigen Gemüse (gedämpft, aber nicht in Wasser ausgekocht) und grünen Salate zuführt. Kopfsalat, Garten- und Brunnenkresse, Rapunzel, Löwenzahn müssen abwechselnd bei jeder Mahlzeit vertreten sein. Mit Petersilie und Schnittlauch werde nirgends gespart.

Neben des Leibes Nahrung spielt des Leibes Notdurft eine sehr wichtige Rolle. Die Frühjahrskuren älterer Zeit bestanden meist ausschließlich in der Beförderung dieses wichtigen Lebensaktes. Der Leibesofen muß tüchtig „Zug" bekommen durch vermehrte Zufuhr von Sauerstoff. Recht tiefes Atmen jagt das Blut schnell bis in die äußersten Äderchen, so daß kalte Hände und Füße rasch schwinden. Das sonst wie in einem Graben träge dahinfließende Blut wird jetzt zum reißenden Bache und schwemmt alle abgelagerten Stoffwechselprodukte rein weg. Reichlicher Sauerstoff bildet auch die Hauptnahrung für die roten Blutkörperchen, von denen die Güte des Blutes und die Reinheit der Säfte abhängt. Daher atme man recht tief die gesundheitspendende Frühlingsluft draußen ein.

Befördert wird die Blutbewegung und der ganze Stoffwechsel noch durch reichliche körperliche Bewegung. Weg mit der winterlichen Trägheit! Wandern, tapfer marschieren, im Garten arbeiten, bei offenem Fenster hanteln — das alles verschafft jugendliche Lebendigkeit!

Wöchentlich zwei recht warme Bäder mit folgender kalter Dusche regen die Hauttätigkeit an, beleben die Nerven, öffnen die Poren, diese wichtigen Ausscheidungsgänge für schädliche Gase und Stoffe.

Durchaus notwendig ist während dieser Zeit möglichste Einschränkung von Alkohol- und Tabakgenuß, am besten gänzliche Enthaltsamkeit.

Wer diese Frühjahrskur drei bis vier Wochen genau einhält, wird über den Erfolg ebenso verwundert wie entzückt sein. Denn ihm verjüngt sich in diesem Frühjahr nicht nur draußen die Natur, sondern in gleich wunderbarer Weise sein Körper und Geist, sein Lebensmut und seine Daseinsfreude. Dr. Th.

Präsident Woodrow Wilson und seine Familie. — Der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Thomas Woodrow Wilson, mit dem nach langen, heißen Kämpfen die demokratische Partei an das Ruder gelangt ist, wurde am 28. Dezember 1856 in dem Städtchen Staunton im Staate Virginia geboren. Sein Vater Joseph Wilson wirkte dort als Pfarrer der Presbyterianergemeinde.

Die Familie Wilson stammt aus Schottland, und ein Vorfahre des Präsidenten war ein hochangesehener Bürger Glasgows. Seine Mutter war eine geborene Jessie Woodrow, deren Namen er später zu dem väterlichen hinzufügte. Mit siebzehn Jahren bezog Wilson das College in Davidson, studierte dann an der Universität Princeton in New Jersey Rechtswissenschaft und ließ sich nach Abschluß seiner Studien 1879 in Atlanta als Rechtsanwalt nieder. Im Jahre 1885 vertauschte er diese Tätigkeit mit der Stellung eines Professors für Geschichte und Volkswirtschaft an dem Bryn-Mawr-College, wurde dann an die Wesleyan-Universität in Middletown berufen und stand darauf acht Jahre hindurch der Princeton-

Universität als Präsident vor. Im Jahre 1910 wurde er zum Gouverneur von New Jersey gewählt. Wilson hat eine „Ge-



Präsident Woodrow Wilson mit Frau und Töchtern.

schichte des amerikanischen Volkes“ in vier Bänden veröffentlicht.

Er ist in sehr glücklicher Ehe sei 1885 mit Ellen Luise Axson

vermählt, die einer der ersten Familien Savannahs angehört. Frau Wilson ist eine begabte Landschaftsmalerin. Die älteste der drei Töchter, Margarete, besitzt eine herrliche Sopranstimme, Jessie hat das malerische Talent ihrer Mutter geerbt, und Eleanor studiert an der Akademie der schönen Künste in Philadelphia. Th. S.

Die Knödel von Hainbach. — Kaiser Ferdinand I. von Österreich (1835—1848) war ein ganz besonderer Freund von echter einfacher Wiener Küche. Sein Lieblingsgericht war eine Schüssel voll Knödel mit Sauerkraut und G'selchtem.

Nun stand aber die kaiserliche Hofküche des Residenzschlosses zu Schönbrunn unter dem Regiment eines französischen Küchenchefs und der Oberhoheit der Kaiserin Maria Anna. Der Knödel war also als nicht standesgemäß von der Hoftafel ausgeschlossen.

„Wann i mi nur a anzigs Mol an Wienerischer Kost satt essen könnt'!“ klagte der hohe Hausherr einem Vertrauten gegenüber, von dessen Verschwiegenheit er überzeugt sein durfte.

Mit diesem seinem ständigen Begleiter fuhr Kaiser Ferdinand auf seinen Spazierfahrten auch häufig durch das hübsche Dörflein Hainbach, schlicht und unerkannt wie ein Privatmann, im einfachen, unscheinbaren Jagdwagen.

Auf einer dieser Fahrten sah er durch das Fenster einer Bauernstube etwas so Verlockendes, daß ihm bei diesem langentbehrten Anblick Herz und Magen lachten. Eine mächtige Schüssel voll Knödel war's, die dort drinnen zur Mahlzeit auf dem Tische stand, und dazu — lieblich duftendes Sauerkraut!

„Steigen S' aus und erwarten S' mich beim Wagen! I komm' gleich nach!“ sprach Kaiser Ferdinand, der nicht widerstehen konnte, zu seinem Begleiter, ging ins Bauernhaus hinein und aß dort mit den Bauersleuten Knödel — Knödel nach Herzenslust und Sauerkraut dazu und G'selchtes. Seine Gastgeber waren's wohl zufrieden, denn der fremde Herr, dem es so gut bei ihnen schmeckte, zahlte das schlichte Mahl, bevor er sich entfernte, mit einem ganzen Dukaten.

Bei der kaiserlichen Mittagstafel zu Schönbrunn war jedermann an diesem denkwürdigen Tage höchst erstaunt über die

vollständige Appetitlosigkeit des Kaisers, der alle Speisen unberührt an sich vorübergehen ließ.

Als dieser auffallende Umstand aber auch in den nächsten Tagen in gleicher Art sich wiederholte, wuchs nicht nur das Erstaunen, sondern auch die allgemeine Unruhe über diesen völligen Mangel an Eßlust. Sicherlich — der hohe Herr war krank!

Voll Besorgnis erteilte die Kaiserin Maria Anna dem Leibarzt den Befehl, den Gesundheitszustand ihres Gemahls genau zu untersuchen, und Fürst Metternich, der allgewaltige Staatsmann, trat im Staatsrat der Sache näher.

Die beiden einzigen Personen, welche die Ursache dieser dem ganzen Hofe so rätselhaften, geheimnisvollen Appetitlosigkeit am allerbesten und leichtesten hätten erklären können, blieben stumm: der Kaiser, weil er sich unbändig freute, seinerseits in diesem Falle schlauer zu sein als der kluge Metternich und die gesamte Hofgesellschaft, und sein treuer Begleiter, weil er seinem kaiserlichen Herrn hoch und teuer hatte versprechen müssen, unverbrüchlich stillzuschweigen über die Knödel von Hainbach.

Dort aber war's, wo die geheimnisvolle Angelegenheit schließlich doch ans Licht kam.

Die gastfreundliche Bäurin hatte es nämlich in ihrer sehr natürlichen Verwunderung weitererzählt, daß ein fremder Herr fast alle Tage komme und mit ihnen Kraut und Knödel esse und beim Abschied einen Dukaten dafür zahle mit den Worten: „J komm' bald wieder! Kochen S' a paar Knödel mehr!"

Diese Kunde gelangte auch zum Bürgermeister von Hainbach, und der erstattete Anzeige von diesem höchst verdächtigen Fall beim Polizeidirektor von Wien, dem Grafen Sedlnitzky.

Die Folge davon war, daß am nächsten Mittag schon der Polizeidirektor mit zwei Polizisten in dem bewußten Bauernhaus erschien, um den verdächtigen Unbekannten, der ein paar Knödel mit Dukaten bezahlte, auf frischer Tat zu ertappen.

Der Kaiser war soeben angelangt und saß bereits seelenvergnügt am Bauerntische vor der großen Knödelschüssel.

Auf ihn zutretend, blieb der Chef der hohen Polizei wie angewurzelt stehen, als er seinen kaiserlichen Herrn erkannte, dessen unliebsames Erstaunen übrigens kaum geringer war. Beiden mochte es ähnlich ergehen in diesem kritischen Augenblick, nämlich daß ihnen gleichzeitig etwas im Munde stecken blieb: dem Polizeidirektor von Wien das Wort und dem Kaiser Ferdinand — der Knödel.

Schließlich sagte der Kaiser verdrießlich: „Wären S' wenigstens a kloins bißl später 'kommen! J hob' grad' erst den ersten!“ K. R.

Sterbende Gewässer. — Unter diesem ungewöhnlichen Titel wurde unlängst in einer Fachzeitung ein Thema ausführlich behandelt, das auch für die Allgemeinheit in seinen Hauptgedanken von Interesse sein dürfte.

Wie es einen toten Boden gibt, auf dem nichts, kein Grashalm, kein Strauch, kein Baum mehr gedeiht, so gibt es auch totes Wasser. Die Quelle eines Baches ist chemisch ziemlich rein. Am reinsten ist das Wasser, das durch unterirdische Kieslager geflossen ist. Als erste Beimischung erhält das Wasser dann an der Erdoberfläche die Luft und speziell aus dieser den Sauerstoff. Erst nachdem das Wasser einen bestimmten Gehalt an Sauerstoff besitzt, vermag es Lebewesen zu erhalten, da alles Lebende Sauerstoff gebraucht.

Nachdem das Wasser eine kurze Strecke geflossen ist, wird man schon eine Menge kleiner Lebewesen in ihm wahrnehmen. Sehen wir genauer zu, so finden wir außer den nur mit dem Mikroskop wahrnehmbaren Wassertierchen bereits kleine Fischchen, die flinke Elritze und auch die Schmerle. Die Ufer des Baches sind eingefaßt mit hell- und dunkelgrünen Wasserpflanzen, die von beiden Seiten sich bis ins Wasser hineinerstrecken und nur eine mehr oder weniger breite Rinne freilassen. In mancherlei Windungen, die stille Buchten schaffen, bestanden mit Erlen und anderem Buschwerk, das sein Wurzelnetz weit ins Bachbett hineinsendet, fließt das Bächlein murmelnd dahin. Wir hören mit Freude sein Plätschern, eine schimmernde Forelle macht einen Sprung dem Licht entgegen oder um ein Insekt zu erhaschen. Hier ist das Wasser gesund, hier

kann der Wanderer es trinken und in seinen Fluten ein erquickendes Bad nehmen.

Gehen wir weiter den immer breiter werdenden Bach entlang, so treffen wir bald als erstes industrielles Unternehmen, das die natürlichen Wasserkräfte ausnützt, eine Wassermühle. Der Mühlenteich gibt dem eilig zu Tal strebenden Bächlein einen Ruhepunkt, so daß sich die mikroskopische Tier- und Pflanzenwelt, die in der Hauptsache als Fischnahrung zu betrachten ist, ungestört entwickeln kann. In dem Mühlenteich gedeihen die Fische, das Vieh trinkt das Wasser, das Federvieh des Müllers fühlt sich wohl darin, die Dorfjugend hat eine prächtige Badegelegenheit — kurz, das Wasser lebt und ist gesund.

Weiter geht's bergab. An den Ufern mehren sich die menschlichen Siedlungen. Der Bauer braucht hier noch keinen Brunnen. Der Bach gewährt ihm klares Wasser zur Nahrung und Stillung des Durstes für sich, sein Vieh und seine Gartenpflanzen. Das Wild zieht zur Tränke, Wildvögel tummeln sich auf den stillen Buchten.

Dann begegnen wir dem ersten Städtchen. Es ist noch industriefrei; jedoch fließen alle Abwasser in den Fluß. Zwei Mühlen halten das Wasser auf. Der städtische Schmutz setzt sich in den Mühlenteichen ab, die wie Absatzbassins wirken. Doch das Wasser lebt und hat Kraft, es ist reich an Sauerstoff und vermag sich selbst zu reinigen. Eine kurze Strecke unterhalb des Städtchens ist es schon wieder rein. Wir bemerken hier eine Menge Fische, den Barsch, den Aal, den Hecht und von Krustern den Krebs.

Wenige Kilometer weiter erblicken wir hochragende, qualmende Schlote. Es ist eine Holzschleiferei und Holzzellulosefabrik, die sich die Wasserkraft durch Turbinenanlagen nutzbar macht. Bis zu den Fabrikgebäuden ist unser inzwischen zum Fluß ausgewachsener Bach rein und klar, dahinter jedoch milchig gefärbt und unsauber. Die Fabrik gibt ihre Harzseifenwasser und Kalilaugen in den Fluß ab. Hier wird man vergebens den Krebs, den Hecht und den Barsch suchen. Sie brauchen reines Wasser. Erst meilenweit hinter den drohenden Schloten

ist der Fluß wieder der alte, hat er sich der unreinen Stoffe wieder entledigt.

Doch nicht lange wird ihm Ruhe und Frieden gegönnt. Schon taucht eine kleine Industriestadt mit Tuchfabriken und Färbereien auf, die ihre schwefelsäurehaltigen Anilinfarbenabwasser in ihn entleeren. Sein Wasser ist jetzt bläulich gefärbt. Diese Farbe ist das erste Krankheitssymptom.

Nun reiht sich Fabrik an Fabrik. Tuchwalkereien und Hutfabriken senden die abgefallenen Wollfäserchen und Farbstoffreste aller Art in unseren Fluß, Gasanstalten die ammoniakhaltigen Abwasser, Spinnereien ihre äußerst giftigen Röstwasser, Drahtziehereien ihre eisenoxyd- und schwefelsäurehaltigen Laugen — alle diese industriellen Unternehmungen und noch viele andere entnehmen das Wasser dem Flusse in reinem Zustande, geben es aber verschmutzt, abgestorben zurück.

Was ist nun aus unserem Bächlein geworden, das einst seine klaren, durchsichtigen Wasser so munter, so fröhlich plätschernd zu Tal sandte? Eine blauschwarze Flüssigkeit füllt sein Bett aus. Vom Grunde steigen stinkende Gase empor, denn dort lagern sich als bläulicher Schleim giftige Spaltpilze und sonstige Bakterien ab, überziehen jeden Stein, jeden Vorsprung mit einer ekeln, schlüpfrigen Masse. Der Pflanzenwuchs des Ufers hat sich von dem kranken Gewässer ängstlich zurückgezogen. Der Uferrand ist eine dunkle Linie. Auch ihn bedecken die verderblichen Niederschläge, in denen kein Samenkorn treibt, keine Wurzel sich weiterreckt. Ebenso sind die Fische im Flusse längst verschwunden. Kein einziges lebendes Wesen bevölkert das Wasser. Kein Vogel sitzt in den überhängenden Weidenzweigen. Fällt eine Wildente ein, so erhebt sie sich sofort wieder, als wäre sie auf glühende Kohlen gestoßen. Kein Wild kommt an den Bach zur Tränke. Kein Insekt umschwirrt die giftige Flut, die sich nur schwerfällig talabwärts wälzt. Der Fluß ist tot, die Industrieabwasser haben ihn vergiftet. —

Anders sterben die Binnenseen. Ihren Pflanzenwuchs, besonders die sogenannte Wasserblüte, die in manchen Seen in ungeheuren Mengen vorkommt, alljährlich gründlich zu entfernen, erfordert große Mittel. Wo man dieses Auskrauten



unterläßt, da sinken die Pflanzen im Herbst auf den Seegrund, verfaulen und bilden alljährlich eine Schicht von einem Zentimeter Stärke. Jedes Jahr fügt eine neue Schicht hinzu. Der See wird langsam ausgefüllt.

Doch nicht nur von unten auf arbeitet das Verderben, sondern auch vom Rande des Gewässers aus. Die Uferpflanzen dringen stetig weiter in den See vor und vereinigen sich mit den größeren Wasserpflanzen bald zu einer schwimmenden Decke, auf der sich schnell Gräser ansiedeln und ihr stärkere Dichtigkeit verleihen. Diese Decke nennt der Fachmann schwimmendes Fenn. Während die Ränder des Fenns immer mehr in den See hineindrängen und die blanke Wasserfläche verkleinern, dringt vom Ufer her die Vegetation des Festlandes unaufhaltsam vor. Moorpflanzen schlagen Wurzeln, das Fenn wird immer tragfähiger, und mit seiner zunehmenden Dicke verdrängt es immer mehr Wasser. Bald liegt es auf dem Seeboden auf. Die Umwandlung in eine Moorwiese ist vollendet. Nun folgen den Moorpflanzen die ersten Sträucher und Bäume, die Salweide in Buschform, Birken und Erlen. Die verwesenden Pflanzen, das fallende Laub erhöhen den Boden schnell. Je dicker diese oberste Decke wird, desto vollständiger sperren sie die Luft von den tieferen, noch feuchten Schichten ab, in denen dann bereits die Vertorfung der Pflanzenrückstände beginnt. So entsteht das Hochmoor.

Der See ist verschwunden. Er ist an seinem Pflanzenwuchs zugrunde gegangen.

So stirbt das Wasser in unseren Teichen und Binnenseen. Nicht etwa von gestern auf heute, sondern in Jahrhunderten. Man denke nur daran, wie der römische Geschichtschreiber Tacitus das Landschaftsbild des „rauhen Germanien" geschildert hat: Wälder und unzählige Seen und Sümpfe. Wo sind diese Sümpfe und Seen geblieben? Ihr Schicksal hat sich erfüllt. Sie sind, da keine schützende Hand sich ihrer annahm, dem oben geschilderten Umwandlungsprozeß zum Opfer gefallen. Daß der Rest unserer kleinen Binnenseen und Teiche nicht einem gleichen Schicksal anheimfalle, darauf lenken die Regierungen der deutschen Bundesstaaten jetzt in der richtigen

Erkenntnis, welch höchst ungünstige Einflüsse eine zunehmende Wasserarmut für die klimatischen Verhältnisse Deutschlands haben würde, immer mehr ihr Augenmerk. W. K.

Ein geriebener Gastwirt. — Daß es bereits am Ende des 17. Jahrhunderts die Gastwirte verstanden, durch Geschäftskniffe Gäste in ihre Wirtschaft zu locken, beweist folgendes Vorkommnis. Die „Ordentliche Wöchentliche Post-Zeitung" berichtet unterm 25. Juni 1696: „In der Stadt Pösneck, 3 bis 4 Stunden von Jena gelegen, hat sich dieser Tage zugetragen, daß, als ein Wirt des Morgens aufsteht und in die Gaststube kommt, aus dem Holz des Tisches an zwei Ecken Blut herausbringen thut. Ebenso ist an einem Stuhl aus einem Bein Blut herausgelaufen. Item, als die Magd in der Küche einheizen und Holz auflegen wollte, ist aus dem Holz Blut herausgelaufen. Die Stufen an der Stiege im Wirtshaus sind von Stein gemacht, und aus allen Steinen ist das Blut strahlenweise herausgesprungen, als wenn einer zur Ader gelassen wird. Es haben solches Blut in der Stube mehr als 1000 Menschen gesehen, und ist ein Doktor von Jena dagewesen und hat alles in Augenschein genommen. Es ist richtiges Blut. Es sind mehr als 300 Studiosi aus Jena dahin gefahren, geritten und gelaufen, solches zu sehen. Gestern ist in Eisenach solches in allen Kirchen in den Predigten bekannt gemacht worden, und die Leute sind ermahnt worden, dieses zu Herzen zu nehmen, da man nicht wissen könne, was dadurch angezeigt und was für eine Strafe darauf erfolgen würde, also, daß viele Leute geweinet haben."

Die Aufklärung dieses vermeintlichen Wunders brachte eine Zeitungsnachricht vom 28. Juli. In ihr heißt es: „Was jüngsthin aus Pösneck über das Blut gemeldet worden ist, das in einem Gasthaus sollte aus einem Tisch, Holz, steinernen Stiegen und sonsten gesprungen und gelaufen sein, ist ganz falsch. Es verhält sich folgendermaßen. Der besagte Wirt hat einen Schaden am Bein gehabt und ist zur Ader gelassen worden. Weil solche nicht gut verbunden gewesen ist, ist sie wieder aufgesprungen. Als der Wirt im Haus herumgegangen ist, hat er das Blut aller Orten hinlaufen lassen, so daß der Anschein entstanden ist, als schwitze aus dem Tisch usw. Blut. Dieses

wäre auch für wahr gehalten worden, wenn es die Stadtobrigkeit nicht genau untersucht hätte. Es ist daher zu glauben, daß es der Wirt nur aus Schalkheit getan hat, um dadurch viele Leute in sein Wirtshaus zu ziehen und Geld zu lösen. Es heißt hier also recht: Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.“ Th. S.

Aus Mustapha Pascha. — Einer der ersten Orte, den die

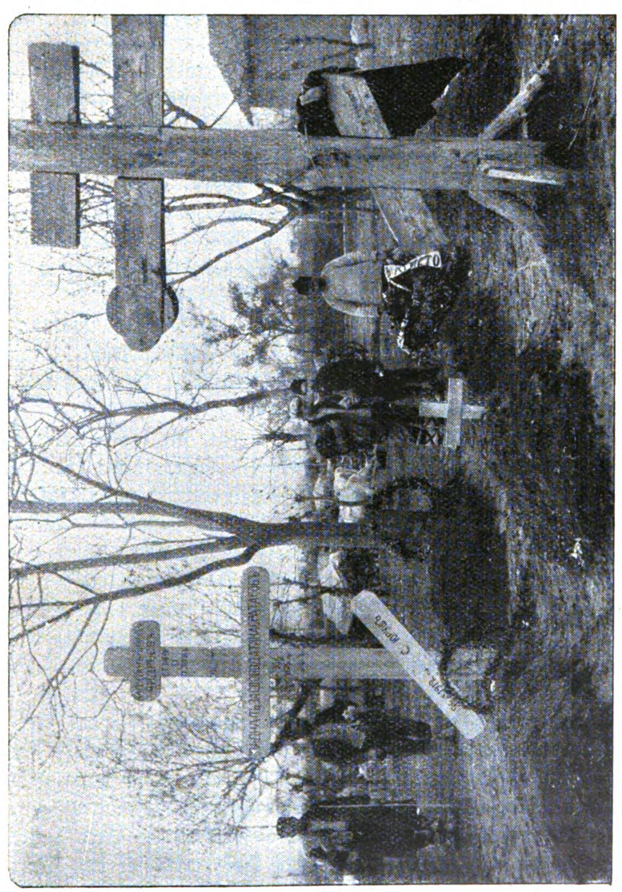


Central News.

Ein bulgarischer Ausrufer in Mustapha Pascha.

Bulgaren im Balkankrieg, wenn auch erst nach schweren und für sie anfänglich ungünstigen Kämpfen besetzten, war Mustapha Pascha, ein zumeist von Mohammedanern bewohntes, ziemlich verkommenes Landstädtchen, das im Norden des Wilajets

Adrianopel und an der Eisenbahnlinie Philippopel—Adrianopel liegt. Nach dem Vorrücken der Truppen gegen die



Gräber bulgarischer Offiziere in Mustapha Pascha.

Tschataldschalinie wurden hier ebenso wie in Dschumaja in Ostmazedonien, in Tamrasch und Kirdschali im Rhodopegebirge alsbald bulgarische Beamte zur Verwaltung der öffentlichen

Ämter eingesetzt. Die Verdrängung der Türken durch Bulgaren fing an beim Ortsoberhaupt und endigte bei dem Ausrufer, der die behördlichen Verordnungen bekanntzugeben hat. Wie früher bei uns in kleinen Städten die Polizeidiener mit einer Klingel die Straßen durchzogen und gewisse amtliche Bekanntmachungen sowie solche von Privatpersonen unter Verlesung ihres Inhaltes „ausklingelten“, so ist es noch heute in Bulgarien bei der schwachen Verbreitung von Zeitungen und der vielfachen Unbewandertheit der Bevölkerung im Lesen üblich, sich bei Veröffentlichungen eines Polizisten und seines laut schallenden Stimmorgans zu bedienen. Der beamtliche Ausrufer ist hier mit einer kastenähnlichen Trommel ausgerüstet, die er vor der Verlesung erst kräftig schlägt.

In Mustapha Pascha befand sich auch während der Angriffe auf die Tschataldschastellung das Hauptquartier König Ferdinands und der Sitz des bulgarischen Generalstabes. Gleichzeitig wurde ein großes Lazarett errichtet. Bei den erheblichen Verlusten war man gezwungen, für die gefallenen Mannschaften Massengräber anzulegen, dagegen wurden die in dem Lazarett an ihren Verwundungen verstorbenen Offiziere auf dem Friedhof von Mustapha Pascha bestattet. Unser zweites Bild zeigt die mit dem griechisch-orthodoxen Kreuz geschmückten Gräber zweier bulgarischer Hauptleute und hinter ihnen mit Kränzen bedeckt die Grabstätte eines bulgarischen Fliegerleutnants, der mit seiner Flugmaschine erfolgreiche Erkundungen über Adrianopel vornahm, später aber bei einer Landung verunglückte. Th. S.

Andenkenjäger. — In einer Unterhaltung, die der Vertreter einer englischen Zeitschrift mit dem Direktor eines der größten Hotels vor einiger Zeit hatte, fragte er, ob wohl viele Gegenstände aus dem Hotelinventar dadurch verloren gingen, daß Gäste sie mitnehmen. Der vielbeschäftigte Herr lachte laut auf und meinte, er wäre sehr froh, wenn er den Wert für die Sachen, die innerhalb von sechs Monaten abhanden kämen, als Jahresgehalt bezöge.

„Und was sind das für Leute, die sich solche Sachen aneignen?“ fragte der Reporter.

„Nicht das schlechteste Publikum. Wäre dies der Fall, so würde es uns nicht darauf ankommen, ein paar dieser diebischen Gäste festnehmen und sie für dieses unberechtigte ‚Annektieren‘ büßen zu lassen. Nein — vornehme Herrschaften sind es, von denen gar viele hohe Titel tragen, die gar nichts Unmoralisches darin finden, sich einen Löffel, auch wenn er von massivem Silber ist, ein Likörglas oder einen Kuchenteller anzueignen. Sie nennen das ‚Andenken‘ und nehmen diese Andenken zur Erinnerung an den Aufenthalt in unserem Hotel mit.

Früher machten wir die Kellner für diese Verluste verantwortlich, die Diebereien nahmen aber in so erschreckender Weise überhand, daß es ganz unmöglich wurde, eine solche Vorschrift aufrecht zu erhalten. Sonst wäre die Direktion Gefahr gelaufen, daß ein Kellner, der vielleicht einmal eine Dame dabei überraschte, wie sie sich einen Löffel oder eine Gabel aneignete, sie des Diebstahls beschuldigt und dabei eine Szene gemacht hätte, die unserem Hause unermeßlichen Schaden zufügen müßte.

Die Diebstähle werden nämlich fast ausschließlich von Damen begangen. Gar viele Damen können aus dem Tafelsilber, den geschliffenen Gläsern, den Servietten und Handtüchern, die sie aus den Hotels, in denen sie ein paar Nächte wohnten, mitgenommen haben, sich eine vollständige Chronik ihrer Reisen zusammenstellen. Selbstverständlich werden die Sachen nicht mitgenommen, weil man vielleicht Verwendung dafür hätte; es macht den Damen aber großes Vergnügen, wenn sie sich gegenseitig von ihren Reisen erzählen und sich dabei ihre Trophäen zeigen. Sie genieren sich sogar nicht, das in Gegenwart von Dienstboten zu tun, und welch schlechte moralische Wirkung das auf eine Klasse haben muß, der man es nie verzeihen würde, wenn sie sich mal ein ‚kleines Andenken‘ aneignete, überlasse ich jedem selbst zu beurteilen.

Es ist mir bekannt, daß in diesem Hause einmal dreihundert Löffel und ebensoviel Gabeln innerhalb vier Wochen abhanden gekommen sind. Wird das Frühstück auf dem Zimmer serviert, so kommen die Servietten selten zurück. Sie werden als ‚Andenken‘ behalten. Unter unseren Gästen haben wir auch eine

reiche Dame, die zweimal im Jahre bei uns absteigt, eine ganze Flucht von Zimmern nimmt, gute Trinkgelder gibt und von jedermann gern gesehen wird. Aber auch sie sammelt sehr eifrig ‚Andenken‘, und bei ihrer Abreise nimmt sie jedesmal geschliffene Gläser und Leinenzeug mit. Ihre kleine Schwäche ist uns wohl bekannt, doch müssen wir wohl oder übel die Augen zudrücken, denn einen so gut zahlenden Gast darf man nicht bloßstellen.

Als Prinz Heinrich von Preußen seine Amerikareise machte, war ein Freund von mir bei einem jener großen Bankette tätig, die dem Prinzen zu Ehren veranstaltet wurden. Der Unternehmer, der das Essen, den Wein und die Tafelausstattung lieferte, wurde fast zugrunde gerichtet, nicht etwa deswegen, weil die Gäste vergessen hätten, für ihr Gedeck zu zahlen, sondern weil sie sich auch berechtigt fühlten, auf sämtliches Silberzeug, das die Tafel schmückte, die Hand zu legen. Sie waren eben ‚Andenkenjäger‘ und wollten sich eine Erinnerung an den interessanten Tag, den sie verlebt hatten, mitnehmen.

Dann möchte ich Sie noch daran erinnern, was während der Kanadareise, die der verstorbene König Eduard noch als Prinz von Wales mit seiner Gemahlin machte, geschah. In einem Hafen, in dem der Prinz anlegte, hatte er den Kapitän angewiesen, Besucher während seiner Abwesenheit an Bord zu lassen. Es kamen viele und betraten auch die Privatgemächer der Prinzessin. Alles, was in den königlichen Zimmern nicht niet- und nagelfest war, hießen diese ‚Andenkenjäger‘ mitgehen, und als der Kapitän erschien, waren die Wände fast ganz kahl. Dem Prinzen erzählte er dann, was geschehen war. Dieser lachte und befahl die abhandengekommenen Sachen durch andere zu ersetzen.“

In New York geht man bereits so weit, auch aus den Theatern „Andenken“ mitzunehmen. Ein dortiger Direktor, David Belasco, hatte besonders darunter zu leiden. Vor mehreren Jahren hatte er auf dem Broadway ein neues Theater eröffnet und dieses auf das kostspieligste ausgestattet. Er hatte ein besonderes Garderobezimmer für Damen eingerichtet, und zwar war es mit Weiß und Gold dekoriert, und sämtliche

Gegenstände darin waren die elegantesten und teuersten. So kostete das Dutzend von den Handtüchern, die auf den Waschtischen lagen, hundertsechzig Mark. Die Kämme waren von echtem Schildpatt, die Bürsten waren reich mit Silber ausgelegt.

Dann „erschienen die Weiber“ — wie sich Mr. Belasco ausdrückte — bei jeder Vorstellung verschwanden zwei Dutzend Handtücher, und als man, um diesem Verschwinden zu steuern, die Tücher mit Belascos Namenszug versah, verschwanden nach jeder Vorstellung vier Dutzend. Ein Mädchen beobachtete einmal, wie eine Dame im Begriff war, den wertvollsten Gegenstand des ganzen Zimmers, eine Standuhr, mitzunehmen. Das Mädchen machte die Dame auf ihre „Zerstreutheit“ aufmerksam, und die Sache wurde Belasco gemeldet.

„Ich will die Uhr lieber wegnehmen,“ meinte der Direktor.

Das Mädchen erwiderte: „Das wäre sehr gut, denn ich sah schon eine andere Dame da herumschleichen.“

Erschrocken eilte Belasco in das Garderobezimmer und fand dort, daß die andere Dame nicht ohne Zweck herumgeschlichen war, denn die Uhr war verschwunden. J. C.

Koreanisches Märchen. — Die in ihrem Seelenleben so wenig bekannten Koreaner sind ein besonders märchenfrohes Volk. Daß sie dabei eine gute Beobachtungsgabe wie auch Humor verraten, mag nachfolgendes Märchen beweisen, das erklären will, warum der Spatz hüpft und die Fliege die Hände faltet.

Der Sperling schalt die Fliege unverschämt, weil sie sich selbst auf des Königs Speisen setze und davon äße, noch bevor der König selbst davon genommen.

„Du bist noch unverschämter,“ antwortete die Fliege, „denn du nimmst die Reiskörner weg, bevor noch der Mensch sie erntet, der sie gesät.“

Das wollte der Sperling nicht gelten lassen, und sie stellten daher den Fuchs als Richter auf. Sie trafen ihn und trugen ihm die Sache vor.

„Die Fliege hat recht,“ entschied der Fuchs, „denn die Menschen geben sich mit Pflügen und Eggen und Wässern und Pflanzen sehr viele Mühe, indes der König sich um die Zu-

bereitung des Essens gar nicht kümmert. Der Spatz ist der Unverschämtere, bindet ihn!"

Die Fliege fürchtete, es möchte ihm Schlimmes geschehen, deshalb legte sie, die Hände faltend, Fürbitte ein.

So blieb es nun. Weil gebunden, konnte der Spatz nicht gehen, sondern nur hüpfen, und so tut er es heute noch. Und die Fliege faltet seitdem die Hände. O. v. B.

Wahrträume. — Immer wieder tauchen von Zeit zu Zeit in der Presse Berichte, Erzählungen, Erörterungen auf über das Traumleben des Menschen. Es ist das ein Gebiet, dessen Schleier wohl auch niemals gelüftet werden wird, soviel sich auch Gelehrte und Ungelehrte bemühen, dahinter zu sehen und seine Geheimnisse zu enträtseln.

Ich hatte ein sechsjähriges Schwesterchen, ein gar liebes, schönes Kind, unser aller Freude. Ich befand mich auf der Schule in dem vier Stunden vom Heimatdörfchen entfernten Städtchen N. Da träumte mir, die kleine Schwester sei gestorben, und ich sah sie tot vor mir liegen, so daß ich in Tränen ausbrach. Noch an den Traum denkend, gehe ich am Morgen zur Schule. Da begegnet mir meine um sechs Jahre ältere Schwester mit der Nachricht vom Tode des Mädchens und holt mich zur Beerdigung. Das Kind war nach ganz kurzer Zeit einer Lungenentzündung erlegen. Briefschreiben war vor fünfzig Jahren auf entlegenen Dörfchen noch etwas gar Seltenes, ich wußte daher nichts von der Erkrankung — und doch der Traum, der sofort seine Bestätigung fand!

Mitte der achtziger Jahre kam ich an die große, überfüllte Schule zu X. Sie war längere Zeit wegen Krankheit der Kinder geschlossen gewesen. Da träumte mir, ich habe den Schüler Mich. V. von der obersten Klasse gefragt, wieviel 39 + 56 sei, und fälschlich zur Antwort erhalten: 73!

Am Morgen erzähle ich den Traum meiner Frau und meine lachend: „Ich will doch sehen, ob das eintrifft!" Ich gehe in die Schule. Nach Erledigung anderer Aufgaben geht's ans Rechnen. Ich setze mich an den Tisch, blicke in eine Liste und frage dabei laut und deutlich, um jedes Mißverständnis auszuschließen: „Mich. V., wieviel ist 39 + 56?" und bekomme

sofort, prompt und schlagfertig, als müßte es unbedingt richtig sein, die Antwort: „73!“

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich mit Vorbedacht den Schüler nicht ansah, um mir nicht sagen zu müssen, ich habe ihn etwa durch meinen Blick verwirrt. Der Schüler war der beste Rechner in der Klasse und konnte sich seinen Fehler durchaus nicht erklären.

Kurz darauf stand ich im Begriff, einen wichtigen, entscheidenden Schritt meines Lebens zu tun. Da träumte mir, ich stehe vor einem Sumpfe. Daraus fuhr eine Natter hervor und biß mich in die Hand. Ich erschrak so, daß ich aufwachte. Ich ließ mich dadurch warnen, habe mein Vorhaben aufgegeben und sehr gut daran getan.

In der Nacht vom 28. auf 29. Juli träumte mir, ich sähe ein gewaltiges Bauwerk. Hochragende, imposante Säulen und Mauern standen weit auseinander in zwei Reihen. Dazwischen aber lag ein wüstes Durcheinander von eisernen Stangen und Schienen, von zerbrochenen Brettern und Balken, nach oben und allen Seiten starrend. Ich hörte ein Gerassel, als ob ein Eisenbahnzug ganz nahe an mir vorüber über eine Brücke führe, und Schreien, daß ich davon aufwachte.

Schon längst gewohnt, solche Träume nicht für „Schäume“ zu halten und unbeachtet zu lassen, dachte ich eine Weile darüber nach, was dieser Traum wohl wieder bedeuten möchte, dachte an die große Sängerhalle in Nürnberg, die ich kurz vorher gesehen hatte, dachte an andere Bauwerke, insbesondere an mir bekannte Eisenbahnbrücken — aber nirgends stimmte das im Traum geschaute Bild.

Durch Arbeit abgelenkt, hatte ich den Traum schon fast vergessen, da kam am 2. August, also vier Tage nachher, die Kunde von dem schrecklichen Unglück, durch welches das ganze Gerüst und Dachgerippe der großen Maschinenhalle von der im Bau begriffenen Überlandzentrale „Franken“ bei Nürnberg in sich zusammengestürzt war und viele Arbeiter unter sich begraben hatte.

Ich hatte zwar davon gehört und gelesen, daß dieses Elektrizitätswerk aufgeführt werde, hatte aber keinerlei nähere Kenntnis



darüber, jedenfalls keine Ahnung davon, wo und wie es geschehen sollte, und wie weit etwa der Bau schon fortgeschritten war — alles war mir vollständig unbekannt. Auch hatte ich nicht die geringste Veranlassung, mich etwa in Gedanken mit der Sache zu befassen.

Als ich am Nachmittag des Unglückstages abkommen konnte, fuhr ich mit anderen an die Unglücksstätte, suchte einen Platz, von dem aus man am besten einen Gesamtüberblick gewinnen konnte, und — war starr!

Da lag mein Traumbild sozusagen leibhaftig und verkörpert vor mir, wie ich es nicht besser photographisch hätte festhalten können: weit auseinander die weißen, aus Beton hergestellten, gewaltigen, in die Luft ragenden Mauern und Säulen und dazwischen der ungeheure Trümmerhaufen des eisernen Gerüstwerkes und aufgelegter geknickter Holzmassen und Sandsäcke, kreuz und quer durcheinander.

Ich bin weder Alkoholiker noch Raucher, habe aber zweimal in meinem Leben schwere Gehirnerschütterungen erlitten. Ich erwähne dies, da es vielleicht zur Erklärung meines Zustandes und der sonderbaren Traumgesichte beitragen kann.

Ein mir befreundeter Gutsbesitzer und Bürgermeister träumte in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 1885, die Scheune eines etwa hundert Meter von ihm entfernt wohnenden Bauern brenne. Er sah alles so lebhaft und deutlich vor sich, daß er sofort aufstand, sich notdürftig ankleidete und hinauseilte in seinen Garten, wo er das ganze Dorf überschauen konnte. Alles lag in tiefem Frieden still und ruhig vor ihm; nichts regte sich, nichts war zu sehen, das irgend eine Gefahr bekundet hätte. Es war zwei Uhr. Beruhigt über das Schicksal seiner Gemeinde begab sich der Mann wieder zur Ruhe.

Um fünf Uhr morgens ertönte Feuerlärm, und die Scheuer, von der wenige Stunden vorher das Ortsoberhaupt noch so auffällig geträumt hatte, stand in hellen Flammen und nichts wurde aus ihr gerettet!

Ein Verwandter des Abgebrannten, der mehrere Jahre Gefängnis abgebüßt hatte, war am Tage vorher entlassen worden, kehrte sofort in seinen Heimatort zurück, blieb in der

betreffenden Scheune, die er natürlich kannte, über Nacht und zündete sie am Morgen, ehe er sie verließ, an, um wieder dahin zurückkehren zu dürfen, woher er eben gekommen war.

Den Brand habe ich selbst miterlebt, und für das übrige kann ich mich Wort für Wort verbürgen, da mir der Bürgermeister, ein Ehrenmann durch und durch, am gleichen Tage noch von seinem sonderbaren Traume erzählte. —ei—

Warum Franklin wieder Fleisch aß. — Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, fand einst eine Schrift, aus der er entnahm, daß der ausschließliche Genuß von Vegetabilien das einzige Mittel sei, an Leib und Seele zu gesunden. Sofort entschloß er sich, diesen Grundsatz zu dem seinen zu machen, und aß von Stunde an nur noch vegetarische Kost.

Lange Zeit blieb er dieser viel bestrittenen Ernährungsweise treu, bei der er sich auch äußerst wohl befand. Eines Tages jedoch passierte ihm etwas, das ihn von der bisherigen Lebensweise urplötzlich abbrachte. Im Magen eines großen Fisches fand er nämlich einen kleinen Fisch. „So," meinte er da, „freßt ihr euch untereinander auf, so sehe ich gar nicht ein, warum wir Menschen euch nicht auch verzehren sollen."

Er ging nun wieder zur Fleischkost über und erzählte dies Erlebnis, das eine solche Wandlung seiner Anschauungen hervorgerufen hatte, gern im Freundeskreise. Er pflegte dann hinzuzufügen: „Das beweist wieder einmal, daß der Mensch deshalb für ein vernünftiges Wesen gilt, weil er so leicht Gründe zu finden weiß, um sein Tun zu rechtfertigen." A. Sch.

Gales Komet. — Wieder hat sich ein Wanderer im Weltenraum, der sogenannte Komet Gales, unserer Erde genähert. Vor einiger Zeit war er nach Sonnenuntergang am südwestlichen Horizont mit unbewaffnetem Auge als ein schimmernder Nebelfleck sichtbar, mittels des Fernrohrs konnte man aber feststellen, daß sein Schweif eine Länge von zwei Grad hat. Jedoch wird unsere Erde nicht, wie es 1910 bei dem Halleyschen Kometen der Fall war, durch seinen Schweif hindurchgehen.

Im wesentlichen besteht der Schweif eines Kometen aus Gasen oder Dämpfen. Bei einem Kometen mit einem langen und schmalen Schweif wird dessen Masse von Wasserstoff, bei

einem solchen mit einem breiten und gekrümmten Schweif, wie ihn der Komet Sales besitzt, aus Kohlenwasserstoff und bei einem Kometen mit breitem und kurzem Schweif von Eisen-



Vorübergang von Sales Komet an der Erde.

dampf gebildet. Die Masse des Schweifes muß außerordentlich dünn verteilt sein.

Das haben von neuem die Beobachtungen am Halleyschen Kometen erkennen lassen, als dieser an der Sonne vorüberging.

Schwarzschild machte spektrographische Aufnahmen von jenen Teilen der Sonne, vor denen der Komet stehen mußte. Es ließ sich aber keinerlei Aufsaugung des Sonnenlichtes durch die Kometenmasse feststellen. Daraus ergibt sich der Schluß, daß sie, wie schon erwähnt, eine höchst dünne Verteilung besitzen muß. So erklärt es sich auch, warum bei den periodisch wiederkehrenden Kometen eine Verminderung ihres Schweifumfanges nicht beobachtet wird. Die wirklich abgegebenen Teilchen sind so geringfügig, daß ihre Masse nicht in Betracht kommt. Th. S.

Alte fürstliche Schreibkalender. — In alten Schreibkalendern, die noch vorhanden sind, haben sächsische und brandenburgische Fürsten und Fürstinnen mit leserlicher, zum Teil schöner Handschrift alles das eingetragen, was ihnen im Laufe des Jahres aus ihrem Privatleben interessant und ihrem Gedächtnisse wert geschienen. Diese Schreibkalender haben zwar nicht das Zierliche unserer heutigen, aber sie scheinen doch auch ihren Ruf gehabt zu haben, nach welchem ihre fürstlichen Besitzer und Besitzerinnen solche wählten und verschrieben. Sie sind abwechselnd bunt, mit roten und schwarzen Buchstaben, im Oktavformat, die meisten zu Nürnberg und Leipzig gedruckt. Die Verfasser und Herausgeber sind auf dem Titel angegeben und gewöhnlich ehrenfeste Astronomen, Magister, Mathematiker, Doktoren der Medizin usw. Einer der bekanntesten ist Markus Freund, Gottes und des edlen Gestirns sonderlicher Liebhaber.

Die Eintragungen der Regenten oder Regentinnen sind meist in deutscher Sprache geschrieben, häufig mit französischen und selbst bei Damen mit lateinischen Ausdrücken untermischt.

So wie in einigen dieser Bücher die Lützener und Leipziger Schlacht aufgeführt sind, so sind auch jederzeit von den Fürsten die ausgegebenen Parolen bemerkt. Alle aber gleichen sich, bei Herren und Damen, in dem echt religiösen, hausväterlichen Sinn, der aus diesen Schreibkalendern atmet. Kein Jahr wird ohne ein frommes Sprüchelchen in lateinischer oder deutscher Sprache angefangen oder ohne Danksagung geschlossen. Sorgfältig sind die Besuche der Kirchen und die mehrmals in einem Jahre gehaltenen Kommunionen angemerkt, ebenso die Geburten der Prinzen und Prinzessinnen, ihre sogleich erfolgten

Taufen und öffentliche Einsegnung unter rührenden und frommen Wünschen und Dankgebeten an den Herrn Himmels und der Erde.

Die Gemahlin Friedrichs I. von Sachsen-Gotha, eine Tochter des Herzogs August in Sachsen, schreibt unterm 5. Februar 1679 nach ihrer Niederkunft: „Hat der Hofprediger gepredigt in der Wochenstuben; aufn Abend hat mich die Frau Mutter besucht. Gestern habe ich auch meinen Johann Wilhelmchen abgewöhnt.“ Also die Fürstinnen stillten damals selbst ihre Kinder. Dieses Johann Wilhelmchen war der Feldherr, der 1707 so ritterlich vor Toulon blieb. Er fiel bei der Flucht seines Regimentes mit dem Degen in der Hand, an einen Baum gelehnt, mit den Worten: „Ein Fürst von Sachsen hat nie dem Feind den Rücken gezeigt!“

Eigenartige Eintragungen machte ein Herzog im Jahre 1592 in seinen Schreibkalender: „Habe ich lassen einen Mummenschanz halten. Bin ich sehr bezecht gewesen; Gott vergebe mir's.“ Weiter schreibt derselbe am 6. September: „Hab' ich nach der Predigt den Kaiserlichen Gesandten gehört. Hab' ich 100 Taler verspielt. Hab' ich einen Hirsch von 18 Enden geschossen.“ Ein paar Tage später liest man: „Hab' ich mit dem Gesandten gespielt und 60 Taler gewonnen. Hab' ich den Gesandten wieder abgefertigt.“ Dergleichen Verluste und Gewinne findet man in allen diesen Büchern angegeben, ein Beweis, daß damals stark und hoch an Höfen gespielt wurde.

Ein junger Fürst notiert im Jahre 1578: „Hab' ich das andere Buch Moses ausgelesen,“ und am folgenden Tag: „Hab' ich mit der Frau Mutter Erlaubnis zum ersten Male einen Harnisch angehabt.“ Beim Erscheinen des Kometen von 1664 liest man von einem Fürsten: „Ist der Komet gesehen worden, dessen Bedeutung Gott am besten bekannt. Der liebe Gott erlöse uns bald und lasse uns sehen den jüngsten Tag.“ Unterdessen scheint dieses die Vergnügungen nicht gestört zu haben, denn schon am folgenden Tage steht: „Ist eine Komödie agiert worden vom Grafen Gleichen, der zwei Weiber gehabt.“

In einem Kalender von 1663 ist die Entlassung eines Vizekanzlers von einer Fürstin folgendergestalt sehr naiv vermerkt:

„Heite ist der Fice-Kantzler Bange mit dem ungnedigen Abzeit beseeliget worden, des sind wir fro. Alleluja!“

Ein Schreibkalender von 1681 enthält die chemischen Operationen eines bekannten Herzogs. Genau ist vorgemerkt, wie die Amalgamation von Gold und Silber geschehe, wie der Fürst alles wohl gerieben, in Gläser verschmolzen und in den Ofen getan, wie die Materie sich bald rötlich, bald schwärzlich gefärbt. Sehr oft heißt es: „Wie gestern! Wie gestern!“ und die Resultate müssen nicht vom Glück begünstigt worden sein. Der Tod seiner ersten Gemahlin sowie seine Hochzeit mit der zweiten ist an den betreffenden Tagen mit Herzlichkeit verzeichnet. So heißt es am 14. August: „Meine Hochzeit mit der verwitweten Frau Markgräfin von Anspach, einer geborenen Prinzessin von Baden-Durlach. Nachdem sie 14 Jahre in ihrem Witwenstand höchst rühmlich und tugendhaft gelebt.“ Dieser sonst so mannhafte Fürst starb noch in demselben Jahre, und es wurde vermutet, daß die chemischen Prozesse nachteilig auf seine Gesundheit eingewirkt hätten.

Nach dem oben erwähnten tapferen Feldherrn Johann Wilhelm war bei einer Musterung der Infanterie geschossen worden, die Kugel prallte aber auf einem breiten Rockknopfe ab; dieser Knopf und die Kugel befinden sich in der Gothaischen Kunstkammer. Diesen Vorfall erwähnt der fromme Fürst im Kalender unter dem 9. Mai 1697 mit den Worten: „Ist es ein Jahr, daß ich auf dem Granberg bald war erschossen worden; weshalben dann auch diesen Mittag gefastet.“ C. T.

Der Weg nach Moskau. — Am 30. Juni 1812, kurz vor dem endgültigen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Napoleon und Rußland, schickte Kaiser Alexander den General Balaschew zu Napoleon, der damals im Wilnaer Schlosse wohnte, um einen letzten Vermittlungsversuch zu unternehmen. Gleich hinter den französischen Vorposten stieß Balaschew auf den Schwager Napoleons, Joachim Murat, den König von Neapel. Murat, der ein entschiedener Gegner des gegen Rußland geplanten Feldzuges war, bei Napoleon aber in dieser Beziehung nichts auszurichten vermochte, begrüßte Balaschew sehr freundlich, riet ihm aber auch gleichzeitig, einen neuen

Vermittlungsversuch zu unterlassen. „Der Kaiser ist in schlechtester Laune. Sie werden nicht das geringste erreichen.“

Wenig hoffnungsfreudig setzte der russische Abgesandte seinen Weg fort. Napoleon empfing ihn in einem großen Saal des Schlosses, den er sich als Arbeitszimmer eingerichtet hatte. In der Mitte dieses weiten Raumes waren mehrere Tische zusammengeschoben, und auf diesem Podium lag eine Karte von Westrußland, die Napoleon in besonders großem Maßstabe hatte anfertigen lassen. Er stand auf der einen Seite dieses improvisierten Kartentisches, neben ihm zwei seiner Generäle und sein Leibstallmeister Caulaincourt, auf der anderen der russische Abgesandte.

Nachdem Balaschew sich seines Auftrages entledigt hatte, sagte Napoleon kurz: „Ich bedaure, auf die Vorschläge Seiner Majestät des Zaren nicht mehr eingehen zu können.“ Dann trat er ganz dicht an die Karte heran und fragte den russischen General, indem er mit dem Finger auf Moskau wies: „Welches ist der beste Weg nach Moskau, General?“

Der Russe richtete sich bei dieser offenbar beabsichtigten Beleidigung höher auf, und mit einer Schlagfertigkeit, die der Korse sicher nicht erwartet hatte, erwiderte er: „Nach Moskau führen viele Wege. Karl XII. von Schweden wollte über Poltawa dorthin.“

Bekanntlich erlitt der kriegerische Schwedenkönig bei Poltawa eine vernichtende Niederlage.

Napoleons blasses Gesicht rötete sich bei dieser versteckten Drohung vor Zorn. „Caulaincourt,“ wandte er sich an seinen Stallmeister, „lassen Sie die Pferde des Herrn vorführen.“

Damit war der letzte Versuch, den drohenden Krieg abzuwenden, gescheitert. W. K.

Hohe Belohnungen. — 200,000 Mark für ein Stückchen Papier — oder mit anderen Worten ein jährliches Einkommen von 8000 Mark auf Lebenszeit! Soviel beträgt die Belohnung, die auf das Auffinden eines Blattes Papier ausgesetzt worden ist, auf dem das rechtskräftig unterzeichnete Kodizill zum Testamente des verstorbenen Sir John Murray Scott stehen soll. Ein Entwurf zu diesem Kodizill hat sich unter den Pa-

pieren des Verstorbenen vorgefunden. Sollte das erwähnte Dokument tatsächlich zum Vorschein kommen, so müßte Lady Sackville auf ein Vermögen von 20 Millionen, das ihr im Testamente von Sir John vermacht worden war, zugunsten von dessen nächsten Leibeserben verzichten. Wo aber steckt das Kodizill? Vielleicht liegt es im Bureau eines Anwalts, auf einer Bank, oder vielleicht ist es in einem Restaurant, das Sir John einst besuchte, liegen geblieben, oder vielleicht hat er es auch auf der Straße verloren. Jedenfalls soll der, der dieses folgenschwere Schriftstück entdeckt, volle 200,000 Mark Belohnung haben.

Ein merkwürdiger Zufall will es, daß wenige Tage später in einer Londoner Zeitung eine weitere Anzeige erschien, in der 10,000 Guineen (210,000 Mark) für die Herbeischaffung eines Testamentes versprochen wurden, das der verstorbene Mr. T. A. Coghlan gemacht haben soll. Fünfzig Jahre lang hat dieser Herr als Einsiedler in seiner Villa in einem vornehmen Stadtteile Londons gelebt, und als er 1892 starb, hinterließ er ein großes Vermögen.

Durch eine Anzeige in der „Times" im Jahre 1865 wurde eine Million Pfund Sterling geboten für eine Abschrift des Taufzeugnisses eines gewissen Robert Jennings, der im Jahre 1704 geboren sein soll. Es wird nicht viele gegeben haben, die diese Ankündigung ernst nahmen. Die erwähnten Belohnungen von 200,000 und 210,000 Mark jedoch sind unbedingt zu verdienen.

Im Januar 1894 wurden 500,000 Franken für die Auffindung eines amerikanischen Schuljungen, Webster Conkling mit Namen, geboten, der auf geheimnisvolle Art in Paris verschwunden ist. Die Mutter, die ihre beiden Kinder — einen Knaben und ein Mädchen — in Frankreich die Schule besuchen lassen wollte, hatte im September des vorhergegangenen Jahres ihren Wohnsitz in Paris genommen. Am 30. Dezember 1893 wollte der junge Conkling seine Schwester besuchen, die in einem Vororte von Paris in Pension war, und einer seiner Lehrer begleitete ihn nach dem Bahnhof in der Rue St. Lazare. Unterwegs aber verlor der Lehrer plötzlich den Knaben aus

den Augen, und als er sich nach ihm umwandte, fand er, daß der Junge so vollständig verschwunden war, als wenn ihn die Erde verschlungen hätte. Die verzweifelte Mutter setzte unverzüglich die erwähnte Belohnung aus, und das Geld wurde auch auf einer Bank in Paris hinterlegt. Aber niemand fand sich, der sich darum beworben hätte, und bis heutigestags scheint von dem verschwundenen Knaben keine Spur entdeckt worden zu sein.

Während der Entführungsepidemie, die vor fünf oder sechs Jahren herrschte, und bei der die Kinder mehrerer amerikanischer Millionäre geraubt wurden, sind Belohnungen von 100,000 Mark und 140,000 Mark für die Wiederherbeischaffung der gestohlenen Kinder versprochen worden. Und diese Belohnungen wurden auch glatt gezahlt, denn die Entführer bezweckten ja nur, durch das Festhalten der Kinder von den Eltern Geld zu erpressen.

Für die Wiederherbeischaffung von Banknoten im Werte von 860,000 Mark und gemünztem Golde im Betrage von 24,000 Mark, die auf geheimnisvolle Art aus einem Londoner Bankhause verschwunden waren, wurden im Jahre 1844 50,000 Mark geboten. Einer der Geschäftsinhaber hatte den Schlüssel zum Tresor im Bureau liegen lassen, und so hatten die Diebe leichte Arbeit gehabt. Die Belohnung wurde dem versprochen, der offen oder anonym mit dem Bankhause wegen Rückgabe der Banknoten in Unterhandlung treten würde. Merkwürdig genug wurden nach fast drei Jahren die Banknoten in derselben Packung, in der sie abhanden gekommen waren, in einem Postpaket dem Bankhause zugesandt, das Gold aber nicht. Die versprochene Belohnung wurde auch ausgezahlt.

Durch besondere Kühnheit zeichnete sich ein Raub aus, der am 16. November 1881 in einem Londoner Postamt stattfand. Der Dieb drehte das Gas aus, und in der entstehenden allgemeinen Verwirrung lief er mit den Postbeuteln, die eben fertiggemacht worden waren, davon. In den Beuteln waren eingeschriebene Briefe, die Diamanten und andere Wertsachen im Betrage von 300,000 Mark enthielten. Die Versicherungsgesellschaften und die Post setzten Belohnungen von 20,000 Mark und 4000 Mark aus, indessen ohne Erfolg.

20,000 Mark scheint die übliche Höhe der Belohnung zu sein, die bei Juwelendiebstählen ausgesetzt wird. Vor einigen Jahren verschwanden drei Diamanten aus dem Geschäftslokale der Herren Tiffany in New York, und auch in diesem Falle wurden 20,000 Mark für ihre Wiederherbeischaffung geboten. Eine ähnliche Summe bot 1907 die Regierung von Irland für die Wiederauffindung der vermißten Kronjuwelen aus, die aus dem Tresor des Schlosses zu Dublin gestohlen worden waren. In demselben Jahr setzte Mr. Wertheimer eine Belohnung von 20,000 Mark für die Herbeischaffung von Kunstschätzen aus, die ihm aus seinem Hause geraubt worden waren. Ihr Wert betrug 1,400,000 Mark.

Für die Ergreifung des berüchtigten „Jack der Aufschlitzer“ wurden Belohnungen im Gesamtbetrage von 40,000 Mark versprochen, und Belohnungen für die Entdeckung von Verbrechern im Betrage zwischen 4000 bis 10,000 Mark sind in der Kriminalgeschichte aller Länder zu finden. J. C.

Vergessene Suppen. — Die Suppenarten sind im Laufe der letzten hundert Jahre bedeutend vermindert worden. Ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts erzählt, daß an den Tafeln der fürstlichen Höfe stets fünf oder sechs Suppen serviert wurden, deren jede eine andere Zubereitung und Farbe aufwies. Der Suppenluxus erreichte bald solchen Umfang, daß im Jahre 1304 ein Konzil von Compiègne ein Verbot erließ, an Wochentagen mehr als zwei Suppen zu essen.

Eine damals sehr berühmte Suppe, die unseren heutigen Feinschmeckern gewiß den Appetit verderben würde, war aus Mark, Hanfsamen und gestoßenen Mandeln hergestellt. Man ließ sie eine geraume Zeit kochen, fügte Zucker, Ingwer, Safran und Rosenwasser hinzu. Eine sehr pikante Suppe war die „Senfsuppe“, die man aus gekochten Eiern, Senf, Ingwer, Zucker und Trauben herstellte. Der Herzog von Guiche aß täglich die von seinem Koche erfundene „Goldsuppe“. Diese war aus geröstetem Brot, weißem Wein, Zucker und Eidottern hergestellt und reich mit Safran gemengt. Zur Zeit Ludwigs XIV. tauchten die Hühner- und Taubensuppen auf. Boileau erzählt uns von einer „Zitronensuppe“, in der er zu

seiner angenehmen Überraschung einen zerschnittenen Kapaun vorfand.

Für die Erfindung neuer Suppen waren seinerzeit auch bedeutende Geldpreise ausgesetzt. D. C.

Ein kluger Arzt. — Seleucus, der König von Syrien, einer von den Feldherren Alexanders des Großen, der sich nach dessen Tode zum Herrn Syriens gemacht hatte, verlobte sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit der jungen Stratonike, einem Mädchen von seltener Schönheit und ungemeiner Anmut. Diese Vorzüge machten auf niemand einen tieferen Eindruck als auf Antiochus, des Seleucus' Sohn erster Ehe. Er war ein edler Jüngling, voll Hochachtung gegen seinen königlichen Vater. In seinem Herzen entstand daher ein heftiger Kampf zwischen der Liebe zu der künftigen Stiefmutter und zwischen der Liebe zu seinem Vater. Vernunft und Pflicht geboten ihm, seine Leidenschaft zu unterdrücken, sie nicht laut werden zu lassen; und doch war sie zu stark, um so leicht beherrscht zu werden. Er sank vor Kummer und Sehnsucht aufs Krankenlager. Kein Mensch ahnte die Ursache seines Leides; aus tiefem Kummer schien er den Tod mehr zu wünschen als zu fürchten.

Erasistratus, einer der berühmtesten Ärzte jener Zeit, beobachtete alles, was in dieser sonderbaren Krankheit Licht geben konnte. Es entging ihm auch nicht, daß der Puls des jungen Prinzen bedeutend schneller schlug, wenn die schöne Braut seines Vaters an seinem Lager saß. Blässe und Röte wechselten, das Auge wurde trübe, der Atem stockte, der Brust versagte die Stimme — kurz, alles zeigte dem Arzte, daß eine mächtige Leidenschaft das Herz des Jünglings bestürme.

Jetzt konnte ihn nichts abhalten, den Prinzen selbst darüber zu befragen. Hocherrötend gestand dieser, daß er Stratonike anbete, beteuerte aber, daß er sich nach Kräften bemühe, die Leidenschaft zu bekämpfen. „Tausendmal," so versicherte er unter Tränen, „tausendmal habe ich mir zurückgerufen, was sich in einer solchen Lage von der Vernunft sagen läßt, was ich meinem Vater, dem Könige, schuldig bin, was die Welt und die Sitte dagegen haben, wie töricht ein Wunsch ist, den man nicht

erfüllt sehen kann. Aber der Kopf spricht umsonst, das Herz hört nicht. Daher bleibt mir wohl nichts übrig als der Tod."

Erasistratus versprach zu helfen. Wie? Das wußte er selbst noch nicht.

Der König liebte seinen Sohn ungemein. Darauf baute der Arzt schließlich seinen Plan.

Eines Tages fragte ihn der König besorgt, was sein Sohn mache.

„Du hast Ursache, ängstlich zu sein," antwortete der Arzt. „Es gibt kein Mittel, ihn zu heilen, weil er ein Weib liebt, das er nicht bekommen kann."

„Wer ist sie denn?" fragte der König.

„Es ist meine eigene Frau," erwiderte der Arzt.

„Wie," rief der König, „deine Liebe zu mir wäre nicht so groß, sie zu opfern, um meinen Sohn zu retten?"

Der Arzt entgegnete: „Urteile nach dir selbst. Wenn dein Sohn die künftige Königin liebte, würdest du davon hören wollen, sie ihm abzutreten?"

„Könnte ich doch mit diesem Opfer sein Leben retten!" rief der König.

„Du kannst es," erwiderte der Arzt. „Sein Tod, sein Leben — beides liegt in deinen Händen. Dein Sohn liebt Stratonike, deine Braut. Er wagt aber nicht, es dir zu gestehen."

Seleucus bedachte sich nicht lange. Er berief seinen Rat zusammen und sprach: „Ich habe mich entschlossen, meinem Sohn Antiochus einen Teil des Reiches abzutreten und ihn mit Stratonike zu vermählen. Mein Sohn, gewohnt, mir zu gehorchen, wird dagegen nichts einwenden. Sollte Stratonike Einwendungen machen, so werdet ihr derselben vorstellen, daß Sitte und Gewohnheit in diesem Falle weniger gelten als der Wunsch und das Wohl des Königreichs."

Es ist nicht bekannt, daß Stratonike Einwendungen gemacht habe, einen älteren Mann gegen einen jungen zu vertauschen, der sie anbetete. C. T.

Lasker als Kind. — Der später so bekannt gewordene Abgeordnete Lasker († 1884) zeichnete sich schon als Kind durch seine originellen Fragen und Antworten aus. Eines

Tages nahm ihn sein Vater mit zum Friseur, um ihm die Haare schneiden zu lassen. Auf die Frage des Haarkünstlers, wie er sie geschnitten haben wolle, antwortete der Kleine mit einem prüfenden Blicke auf seines Vaters gewaltige Glatze: „So wie Papa — ringsherum länger, in der Mitte gar nichts!“

Ein anderes Mal geht er mit seiner Mutter zum Konditor, um eine Tasse Schokolade zu trinken. Kaum haben sie Platz genommen, als ein Offizier eintritt. Er grüßt, legt Mütze und Säbel ab und beginnt dann, seinen Überrock auszuziehen. Da fragt Eduardchen mit lauter Stimme: „Mama, will denn der sich hier ganz ausziehen?“ O. v. B.

Warum einer Junggeselle blieb, darüber existiert das folgende heitere Geschichtchen. Der General v. L. lebte, ähnlich wie der alte Wrangel, auf ständigem Kriegsfuß mit der deutschen Grammatik. Als er sich nun als Oberst, schon in reiferen Jahren, in ein Mädchen verliebt hatte, wollte er seine Bewerbung bei den Eltern vorbringen, fand sich also in großer Uniform bei seinen künftigen Schwiegereltern ein und begann ohne Umschweife: „Darf ich hoffen, daß Sie mir Ihren Schwiegersohn nennen werden?“

Die Herrschaften waren höchst erstaunt. „Aber Herr Oberst, wir haben ja gar keinen Schwiegersohn,“ klärte der Vater der Erwählten ihn auf.

„Weiß ich — weiß ich. Ich meinte ja auch, ob ich Ihnen meine Schwiegereltern nennen darf,“ entgegnete L. schon stark verwirrt.

Die Hausfrau fiel sehr interessiert ein: „Wie, Herr Oberst, wir wußten ja gar nicht, daß Sie schon verlobt sind! Unseren besten Glückwunsch!“

Da machte der Heiratskandidat kurz kehrt und verschwand.

„Mit den Leuten hätte ich mir nie verstanden,“ sagte er zu einem guten Freunde, der ihn nach dem Ausfall seiner Werbung fragte. W. K.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.







Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!
Die ♔ aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist Lichtenheldts echte
HINGFONG ESSENZ
Man achte genau auf die Schutzmarke „Licht“, denn nur diese bietet Garantie für Echtheit u. Wirksamkeit.
In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht- versendet das Laborat. Lichtenheldt Meuselbach 4a (Thür. Wald)
12 Flaschen zu M. 3.80, nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.
ECHTE HINGFONG-ESSENZ
Originalflasche



